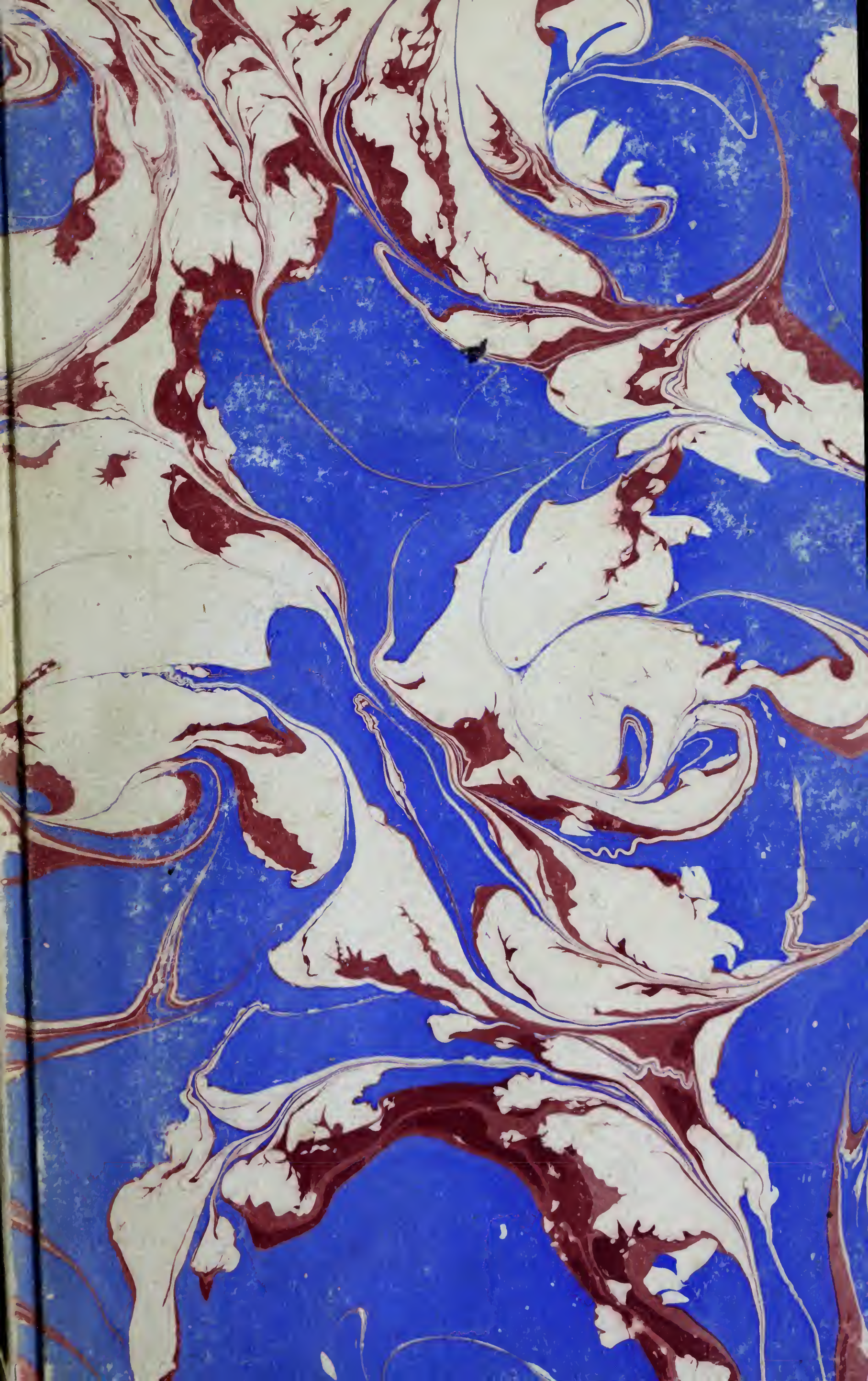


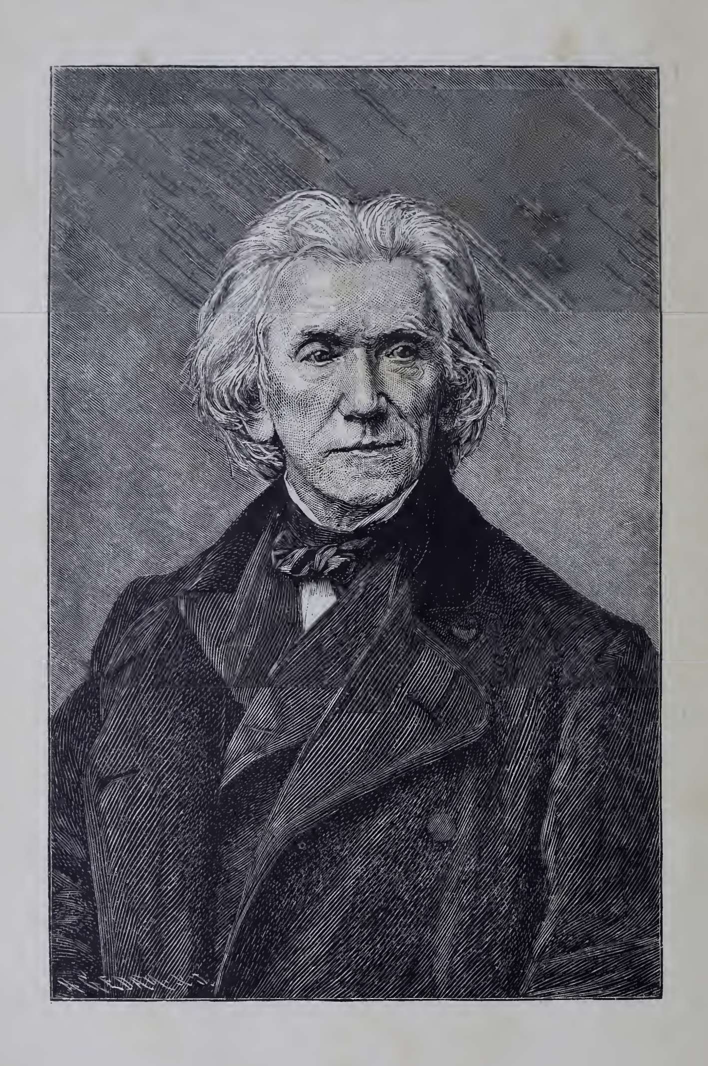
Bergquell.

Erzählungen für das christliche Haus.

VIII. Band:

Ludwig Richters Leben.





Ludwig Richters Leben.

Dem deutschen Volke erzählt

von

Dr. Hermann Gerlach,
Licentiat der Theologie und Pastor zu Forst.

„Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten."
Goethe.

Dresden, 1891.
Verlag von Otto Brandner.

Erstes Kapitel.

Am 28. September 1803 wurde in der damaligen „kurfürstlich-sächsischen Residenz- und Landeshauptstadt“ Dresden dem daselbst in der Ostrastraße wohnenden Zeichner und Kupferstecher Carl August Richter ein Söhnlein geboren, welches der äußerlich zur römisch-katholischen Kirche sich zählende, innerlich aber aller Religion völlig entfremdete Vater nach evangelisch-lutherischem Ritus taufen ließ. Ludwig Adrian Richter ward der Kleine genannt, dem es Gottes Gnade gegeben hat, nach einem köstlichen, d. h. an Mühe und Arbeit, an Entbehrungen und Erfolgen gleich reichen Leben, im hohen Greisenalter mit kindlich einfältigem Christenglauben zur ewigen Freude heimzugehen.

Was Ludwig Richter zum Liebling des deutschen Volkes gemacht hat und ihn durch die vielen Sturm- und Drangzeiten seines Lebens hindurch seiner künstlerischen Bestimmung zuführte, war, daß er in den Bildern seines gereiften künstlerischen Schaffens in so unübertroffener kindlicher Weise das deutsche Gemüt in Freude und Leid, in seinem tiefen religiösen Empfinden wie in seiner urwüchsigen Lust und Heiterkeit nachzufühlen und deshalb auch nachzubilden wußte. Die Leute von der Straße und von der Ofenbank, der zappelnde derbe Bube und die stille freundliche Großmutter, die neckischen Ziegen und der kläffende Spitz, die flinke Schwalbe und der gravitätische „Klapperstorch“ — Gestalten, die wir alle von unserer Jugend an kennen, treten uns in seinen Bildern immer wieder mit unversiegbarer Frische vor die Augen. Und gerade diese Bilder sind es, die ihn bei vornehm und gering, bei alt und jung beliebt und bekannt gemacht haben. Als Landschaftsmaler und Kupferstecher ist Ludwig Richter nur in den

engen Kreisen der Kunstkenner und Kunstgenossen bekannt. Aber als der Meister, welcher dem lange vernachlässigten Holzschnitt durch seiner Hände Fleiß und das dichterische Schaffen seines künstlerischen Geistes ungeahnte Erfolge verschaffte, ist er weit über Europas Grenzen hinaus bekannt geworden.

Und was er als glücklicher Vater zunächst spielend in seinen Feierstunden zur Freude und Unterhaltung der eigenen Kinder entstehen ließ, war im Grunde nichts anderes als das Wiederaufleben der Gestalten, die bei ihm selbst einst in seinem empfänglichen Kinderherzen unauslöschliche Eindrücke hinterlassen hatten.

Denn während im Vaterhause alles nüchtern und modern war und nichts des Knaben Gemüt beschäftigte und fesselte, repräsentierten die Großeltern noch die „gute alte Zeit“ des vergangenen Jahrhunderts in der denkbar drolligsten spießbürgerlichen Gestalt.

Es war zwar auch für Dresden eine neue Zeit hereingebrochen, als am 20. Dezember 1806, nachmittags drei Uhr, Herolde in mittelalterlicher Tracht die Kunde ausriefen, daß Kurfürst Friedrich August die Königswürde angenommen habe, und als am 17. Juli 1807, nachmittags fünf Uhr, der Repräsentant dieser neuen Zeit, Kaiser Napoleon, zum ersten Male in seinem mit acht Pferden bespannten Reisewagen in Dresden einfuhr und im „königlichen“ Palais abstieg. Daß die „feenhafte“ Illumination freilich, welche am 18. Juli stattfand, durch einen gewaltigen Gewitterregen ein schnelles Ende fand, sahen abergläubische Gemüter als ein untrügliches Vorzeichen an, daß die ganze napoleonische und königlich-sächsische Herrlichkeit gar schnell zu Wasser werden würde, und die alten ehrlichen Bürger schüttelten zu all dem neuen Getreibe nur mißbilligend den Kopf, und schlossen sich nur um so mehr gegen das eindringende Neue ab, welches sie mit so vielen eingewurzelten Anschauungen und liebgewordenen Gewohnheiten in unlösbare Konflikte brachte.

Zu dieser Partei der konservativen Alten gehörten naturgemäß alle Dresdener „Großeltern“, und demgemäß auch die Richterschen Großeltern väterlicher- wie mütterlicherseits. Aber für einen dichterisch begabten kindlichen Sinn hat gerade solch ein Leben, das wie ein Rest vergangener Tage in die Neu-

zeit hineinragt, stets besonderen Reiz ausgeübt. So weilte denn auch der Knabe Ludwig Richter am liebsten bei den Großeltern, zumal bei den „Müller-Großeltern“, den Eltern seiner Mutter.

Der kleine Kaufmannsladen, durch welchen der Eingang in das noch kleinere einzige Wohnstübchen ging, war ihm das Ideal alles Großen und Schönen. Das Fenster war außen garniert mit hölzernen, rot und orange angestrichenen Kugeln, welche die Citronen und Apfelsinen vorstellten, welche es im Laden drinnen aber niemals gab, weil infolge der armen Kundschaft nach solchen Luxusartikeln keine Nachfrage war. Dazu kam der große blankgeputzte Messingmond, von welchem aus abends die angesteckte Lampe ihren blendenden Glanz über alle Herrlichkeiten des dann zum Feenpalast gewordenen Lädchens ergoß. Da waren die geheimnisvollen Kästen, die vor Staub und Mäusen zu behüten des Großvaters besondre Sorge war; die Büchsen mit Johannisbrot und kandiertem Kalmus, mit Ingwer- und Zuckerplätzchen und endlich das schönste von allem, der nie versiegende Sirupständer! Hier stand der Knabe und sog den Duft dieser Atmosphäre ein, und schaute dem Großvater zu, der in Zipfelmütze und kaffeebrauner Ladenschürze zwischen all den Töpfen und Kasten hindurchfuhr, um hier für einen Pfennig Pfeffer, dort für einen Pfennig Salz, für drei Pfennige Öl u. a. m. abzuwiegen, während die Klingel an der Ladenthür unausgesetzt den kommenden und gehenden Kunden zubimmelte.

War die wortkarge Großmutter, welche meist zwischen Küche und Stübchen unterwegs war, dem Knaben herzlich langweilig, so war der „alte Stahl,“ ein Landsmann derselben aus Holland, für ihn eine um so interessantere Erscheinung. Er aß an einigen Tagen bei den Großeltern zu Tisch, und blieb dann natürlich den ganzen Tag über da. Dann saß er am Fenster den ganzen langen Nachmittag über, ließ die Daumen bald rechts, bald links umeinander kreisen, und ehrfurchtsvoll stand der Knabe vor ihm und bewunderte die riesige Perücke mit dem großen Haarbeutel und die blinkenden Stahlknöpfe am hechtgrauen Bratenrocke. Fing der „alte Stahl“ aber einmal an zu erzählen, wie er alle die Greuel der französischen Revolution mit durchgemacht, wie er in des Franzosen-Königs

„Schweizergarde“ gedient habe, mit Not bei dem Gemetzel im Versailler Schloß entronnen sei und mehrere Tage in den unterirdischen Abzugskanälen bei den Ratten gelebt habe — dann ging dem Knaben eine neue Welt auf. Das war mindestens so schön als das Blättern in dem dicken Stoße von Bilderbogen, welche in dem kleinen Laden zum Verkaufe auslagen!

Kam aber der große Tag, an welchem es hieß: „Müllers haben ein Schwein geschlacht't,“ dann waren die alten Großeltern, der „alte Stahl,“ der kleine Ludwig und die nächste Nachbarschaft in hochgradig festlicher Erregung. Was Richter in späteren Jahren in seinen Bildern „Fürs Haus“ im „Herbst“ als „Schlachtfest“ mit köstlichem Humor dargestellt hat, das gab es da leibhaftig vor des Knaben Augen zu schauen. Der „Mordscene“ selbst freilich durfte er nicht beiwohnen; doch wenn es an's Zerlegen ging, wenn das Wellfleisch seinen berückenden Duft aushauchte, wenn der Geruch von Pfeffer, Majoran und Thymian die Luft erfüllte, und der Metzger das einzige kleine einfenstrige Wohnstübchen zum Wurstatelier herrichtete, dann war der kleine Ludwig mitten drin und wartete sehnsuchtsvoll des Augenblicks, wo „sein“ kleines blankes und schlankes Leberwürstlein aus dem brodelnden Kessel gefischt werden durfte.

Für Großvater Müller gab es am Schlachtfest aber jedesmal einen heißen Tag. Die Ladenklingel bimmelte förmlich Sturm, und mit Töpfen und Krügen in der Hand erschien die ganze kleine Nachbarschaft, kaufte für einen Pfennig Salz und bat: „Ach, Herr Müller, schenken Sie mir doch ein bißchen Wurschtsuppe.“ Wie ein gereizter Tiger trabte dabei der Großvater hinter seinem Ladentisch auf und ab, bis endlich die Zipfelmütze kerzengrade in die Höhe stieg und er mit der Peitsche „die Racker“ zum Tempel hinausjagte.

„Unbewußt tauchten diese Geister alle auf und standen mir Modell,“ sagt Ludwig Richter selbst in späten Jahren von diesen Erlebnissen seiner ersten Kinderjahre.

Aber daneben fehlte auch zartere Poesie und Idylle nicht, und diese war reichlich vertreten in der Großeltern Blumen- und Gemüsegarten. Was war das für eine Freude, die Gurken und den Salat zu begießen, die Bohnen und Schoten zu jäten,

vor der Unzahl blühender Rosenbüsche zu stehen, um die kleine Nase am Duft und die leuchtenden Augen am Farbenglanz zu berauschen. Daneben all das Gewirr von Feuerlilien und Brennender Liebe, Reseda und Lack, Levkoje und Hortensie, Nelken und Tulpen, Fuchsschwanz und Storchschnabel! Was Wunder, wenn der Knabe mit dem tiefen Gemüt sich eine solche Liebe zu Blumen und ein solches Verständnis ihrer Sprache bewahrt hat, wie es in allen seinen Bildern uns so wohlthuend berührt und anheimelt.

Und doch mehr noch als alle die vielen Johannisbeer- und Stachelbeer-Sträucher galt dem Knaben der alte Birnbaum an der Gartenmauer. Da oben zwischen den mächtigen Zweigen thronte er auf selbstgefertigtem Sitz und schaute inmitten der zwitschernden Spatzen und Finken weit hinaus über die Gartenmauer in die wogenden Kornfelder und in all die schöne Gottesnatur bis zu den fernen Höhen von Roßthal und Plauen.

Das war das selige Paradies der Kinderunschuld bei „Müllers Großeltern“ mit seinen das ganze spätere Leben des Jünglings und Mannes bestimmenden nachhaltigen Eindrücken.

Im graden Gegensatz hierzu stand der Verkehr bei „Richters Großeltern.“ Freilich auch hier gab es stark ausgeprägte Physiognomien; aber es lag alles doch „im Dämmerlicht in Rembrandt'scher Manier,“ und erst später fing der Knabe an, sich in diesem Kreise heimischer zu fühlen, während er früher grade nur so oft hinkam als es durchaus geboten und notwendig war.

Denn der alte Großvater Richter wohnte in dem engen düsteren Hofe eines Hauses hinter der Frauenkirche. Eine Treppe hoch in diesem Hinterhause war eine Judenschule, in welcher das Treiben (besonders zu den Festzeiten Israels) des Knaben Einbildungskraft zeitweilig beschäftigte.

Hier lauschte er bei der Feier in der „langen Nacht“ oft an der Thür, sah mit ehrfurchtsvollem Grauen die Juden in ihren weißen Sterbekitteln sich neigen und beugen und hörte die seltsamen hebräischen Laute ihrer Gebete. Machte der Ernst der Versöhnungsfestfeier auf ihn aber einen fast schaurigen Eindruck, so freute er sich jedes Jahr von neuem auf die Feier des Laubhüttenfestes. Dann war der enge Hof mit

Tannengrün und Laubwerk überdeckt und Israels Kinder saßen in reichem bunten Festgewande um die gedeckten Tische, das Elend der Gefangenschaft vergessend und in die Tage Esthers sich zurückversetzend. Dann roch der ganze Hof nach Majoran, Backwerk und Gebratenem! Zu Ostern aber gab es beim Großvater gar „Mazze“ (hebräisch: Mazza = Kuchen) zu essen, dieses fade, ungesäuerte Ostergebäck der Juden, das dem Knaben wie Manna in der Wüste mundete.

Ein Stockwerk über der Judenschule hatte der Großvater seine Presse als Kupferdrucker, und die im Stübchen daneben hinter dem Ofen sitzende freundliche blinde Großmutter hörte Tag für Tag nur das einförmige Geklapper der Presse neben dem Ticktack der vielen Wanduhren, welche der Großvater aus Liebhaberei reparierte.

Beide Großeltern waren von Haus aus und noch bei ihrer Verheiratung evangelisch-lutherisch gewesen; die Großmutter war die Tochter eines Schulmeisters und einer ihrer Brüder war Pastor bei Wittenberg. Durch einen katholischen Geistlichen war aber dem Großvater Aussicht auf den einträglichen Druck von Kassenscheinen gemacht, wenn er römisch-katholisch würde. Dieser Grund war bei ihm durchschlagend gewesen; er verließ seine Mutterkirche und wurde nun sehr eifrig im Schimpfen auf die Lutherischen. Dem fortgesetzten täglichen Drängen ihres Mannes vermochte die zu völliger Verzweiflung getriebene Frau auf die Dauer nicht zu widerstehen. In ihrem Jammer schrieb sie an ihren Bruder, den Pfarrer. Mit schwerem Herzen riet ihr dieser, um des häuslichen Friedens willen ihrem Manne und ihren Kindern das Opfer des Übertrittes zur römischen Kirche zu bringen; sie solle sich nur auch dort in einfältigem Glauben an ihren Gott und Heiland halten. In diesem Sinne vollzog die Großmutter ihren Übertritt, blieb aber im Herzen gut evangelisch, und des Großvaters fortgesetztes Schimpfen auf die Lutherischen that ihrem Herzen weh. Doch ihr Bitten half hier so wenig als ihre Warnungen vor dem Goldmachen in früheren Jahren geholfen hatten, wo der Großvater mit schlauen Adepten sein schönes Geld verkocht hatte, um das Goldmachen oder irgend eine Universalmedizin zu erfinden.

Zwar fehlte es auch hier nicht ganz an etlichen Originalen, die ab und zu den Alten ihre Einsamkeit verplaudern halfen. Der Großvater erzählte auch wohl manchmal aus seinen jungen Jahren abenteuerliche Geschichten von Fernsehern, Gedankenlesern und vom wilden Jäger und lachte über die „Klugen," die dergleichen Dinge nicht glaubten, weil sie nichts davon erfahren hätten. Dann war der Knabe „ganz Ohr"; aber seinem innersten Wesen blieb dies alles doch fremd und vermochte ihn nicht so anzuheimeln und zu entzücken, wie das Leben und Treiben im Laden und Garten bei „Müllers Großeltern."

Endlich schlug auch für den kleinen Ludwig die Stunde, wo er zum ABC eingefangen wurde und mit der Schiefertafel und dem Griffel zur Schule marschieren mußte. Der Vater wählte hierzu für den evangelisch-lutherisch getauften Knaben die römisch-katholische Schule nahe dem Zwinger, auf deren Stelle jetzt das Museum steht. Die Schule befand sich auf einer sehr niedrigen Stufe, und mehr als Lesen und Schreiben erinnerte sich Ludwig Richter nicht in ihr gelernt zu haben. Denn selbst mit dem Rechnen-Unterricht haperte es so, daß der Knabe grade in diesen Unterrichtsstunden seine Schiefertafel lieber zum Malen als zum Einmaleins benutzte und dabei ganz von ohngefähr sein angebornes Talent zum Zeichnen und Komponieren offenbarte.

Wie sehr ihn diese Neigung schon damals beherrschte, zeigt folgender kleiner Vorfall. Er hatte, statt zu rechnen, auf seiner Tafel eine ganze „Bataille" komponiert und dabei im Eifer des Gefechts in dem Augenblicke, wo er einen mächtigen Dampf gemalt hatte, seinem zuschauenden Nachbar halblaut zugerufen: „Aber jetzt muß die Kavallerie einhauen." Da sauste auch schon von hinten des Rechenlehrers Rohrstock auf den arglosen Knaben herab, und „Einhauen soll sie! ja, einhauen soll sie!" scholl es aus dem zornigen Munde des über solche Kunststudien höchlichst erzürnten Lehrers. Die Tafel aber wurde konfisziert und der junge Maler am Ohrläppchen zur Thür gezerrt, wo er in gut katholischer Weise bis zum Schluß der Stunde auf den Knieen seine Missethat abbüßen mußte.

Nur im Schönschreiben zeichnete er sich aus, und die damals beliebten Schnörkel und Verzierungen, auf die sein Schreib-

lehrer stolz war und die der Knabe in seinen Vorschriften so schön nachzuzeichnen verstand, haben lange Jahrzehnte hindurch dem inzwischen berühmt gewordenen Maler zu Ehren unter Glas und Rahmen in der früher von ihm besuchten Klasse gehangen.

Ebenso mangelhaft wie alles übrige war leider aber auch der Religionsunterricht. Die Gebote der Kirche, die sieben Todsünden, die göttlichen Eigenschaften, die Namen der Tugenden wurden den armen Jungen eingepaukt und dann „dürr abgeleiert“ (wie Ludwig Richter selbst sagt), ohne daß irgendwie etwas dargeboten worden wäre, was das Herz erwärmt oder das Verständnis gefördert hätte.

Als das wichtigste in der ganzen religiösen Erziehung erschien den Lehrern der tägliche Messebesuch, zu welchem die Schüler in geordnetem Zuge zur nahen römisch-katholischen Kirche geführt wurden. Da der kleine Knabe aber kein Gebetbuch besaß, betrachtete er während des Messelesens jedesmal das große Altarbild, die Himmelfahrt Christi von Raphael Mengs, und dies Jahre hindurch täglich gesehene Bild hat sich mit allen seinen Einzelheiten ihm tief eingeprägt. Aber grade durch diese Unaufmerksamkeit kam das Kind in den Geruch ganz besonderer Frömmigkeit! Denn ein anderer Knabe, der ihm zunächst kniete, hatte einmal Schmids „Genoveva“ mitgebracht und während der Messe lasen die beiden Knaben die rührende Geschichte, welche den kleinen Ludwig dermaßen ergriff, daß seine Thränen reichlich auf das Buch tröpfelten. Der Lehrer hatte zufällig des Knaben bethräntes Gesicht von fern bemerkt und seine große Rührung ungewöhnlicher Andacht zugeschrieben, da die Genoveva noch rasch genug von beiden Jungen hatte verborgen werden können.

Mit solchen Dingen oder mit dem Gebet für die armen Seelen im Fegefeuer, an welchen des Kindes mitfühlendes Herz den lebhaftesten Anteil nahm, wurde die Langeweile der völlig unverstandenen Messe vertrieben, und nicht dem Gotteshaus oder dem Religionsunterricht der Schule, sondern dem Theater verdankte der tief religiös angelegte Knabe den ersten nachhaltigen Eindruck nach dieser Seite hin.

Er war einmal der glückliche Besitzer eines „Dreiers“

geworden, für welchen er sich Kirschen kaufen sollte. Aber mehr noch als diese süßen Früchte lockte die Puppenkomödie „Doktor Faust,“ und da das Eintrittsgeld zur Galerie auch nur drei Pfennige kostete, bestand kein Zweifel darüber, wohin Knabe und Dreier in diesem Falle zu wandern hätten.

Mit tiefer Erregung schaute er hier nun die Scene, in welcher Doktor Faust verschiedene böse Geister heraufbeschwört und prüft. Unter ihnen erscheint schließlich ein schlotterndes kleines Teufelchen mit Namen Vitzli-Putzli. Der Doktor fragt ihn, ob er wohl zuweilen Sehnsucht nach der himmlischen Seligkeit verspüre und bebend antwortet der kleine Vitzli-Putzli: „Herr Doktor, wenn eine Leiter von der Erde bis zum Himmel hinaufführte und ihre Sprossen wären lauter Schermesser, ich würde nicht ablassen, sie zu erklimmen und wenn ich in Stücke zerschnitten hinaufgelangen sollte.“ Der Ernst und die Wichtigkeit des Weges zum Himmel hat sich durch diese von ihm nie vergessenen Worte dem Knaben unauslöschlich eingeprägt. Tief ergriffen ging er heim, voll Mitleid mit dem kleinen schwarzen zitternden Teufelchen.

Da der Weg zur Schule ein weiter war, hatte der fürsorgende Vater seinem Ältesten in einem anderen Knaben, namens Gabriel Holzmann, einen älteren Führer zugesellt, welcher ebenfalls die römisch-katholische Schule besuchte und welcher gegen eine kleine Vergütung seinen Schutzbefohlenen abholen und heimgeleiten mußte. Mit dem Schutzengel Gabriel hatte besagter Gabriel Holzmann aber weder innerlich noch äußerlich die mindeste Ähnlichkeit. In Anzug und Angesicht wenig vertrauenerweckend quälte er nicht nur den kleinen Ludwig auf das äußerste durch allerlei Bosheiten, sondern verleitete ihn einst sogar zum Diebstahl eines kleinen Buches bei einem Antiquar auf dem Neumarkt. Doch damit war die gefährliche Macht dieses jugendlichen Bösewichts über den unverdorbenen Knaben auch zu Ende. Voll Reue gestand letzterer sofort sein Vergehen der Mutter, und am nächsten Tage wurde der böse Bursche mit dem schönen Rufnamen mit Schimpf und Schande entlassen. Noch in späten Jahren jedoch wurde Ludwig Richter an diesen seinen einstigen Mentor oft erinnert, da bewußter Gabriel es in seinem Leben nie höher hinaus als bis zum

„Brezeljungen“ gebracht hat und als längst wohlbestallter Gatte und Vater mit seinem Brezelkorbe auf dem Rücken stets an der Salomo-Apotheke zu finden war.

Nicht lange darnach spielte der kleine Ludwig schon selbst den Führer und Schützer seines jüngeren Bruders Wilibald auf dem Wege zur Schule. Im Winter von der besorgten Mutter von Kopf bis zu Fuß in drolliger Weise vermummt, geriet das ehrbare Brüderpaar gar oft auf dem Heimwege in einen „Kometenschweif lutherischer Schüler,“ welcher die Bahn der katholischen kreuzte. Herausfordernde Reden, wie Troja's Mauern sie einst vernommen hatten, eröffneten nach berühmten klassischen und vaterländischen Mustern die Fehde, bis ein kleiner kampfesfroher Ketzer das Schimpfwort „katholische Möpse“ ertönen ließ. Nun ging das Handgemenge los, und mit Schneebällen, Pennalen, Linealen und Büchern wurde der alte Streit zwischen Rom und Wittenberg immer wieder am Prinzenpalais in Dresden ausgefochten. Regelmäßig jedoch wurden die Katholischen „auf die Pelzmütze geschlagen,“ und mußten unter dem Hohngeschrei der Lutherischen die Flucht ergreifen. Mit Lächeln hat der grade in konfessioneller Beziehung überaus friedlich gesinnte Ludwig Richter später noch oft an diese seine „ersten und ernstesten konfessionellen Streitigkeiten“ zurückgedacht.

Endlich waren die Studien auf der Schiefertafel glücklich überwunden, und aus dem kleinen ABC-Schützen war ein schmucker Knabe geworden, dessen angeborner Trieb zur Kunst nun nicht mehr bloß beim Anstaunen der sehr grellen Bilderbogen im Schaufenster von Rößler's Kunstladen in der Schloßgasse Befriedigung suchen und finden konnte. Jetzt stand er schon neben dem Vater, wenn dieser seine aus dem Nachlasse eines Kollegen billig erstandenen Kupferstiche mit überströmender Begeisterung betrachtete und sich an dem Verständnis seines Ältesten für die alten vergilbten Blätter echt väterlich freute. Da beugten sich die beiden Gesichter, das große und das kleine, dicht hinab auf solch ein Blatt, und des Vaters Entzücken, mit welchem er seinen Knaben auf allerhand verborgene Feinheiten des Stiches aufmerksam machte, hatte etwas Rührendes und blieb nicht ohne Einfluß auf des Kindes Gemüt.

Nahm ihn aber der Vater, wie es nun öfter geschah, in

den Kaffeegarten des bairischen Bierhauses mit, wo alte und junge Künstler ihr einfaches Abendbrot verzehrten, dann vermochte der Knabe nicht, den künstlerischen Gesprächen irgendwelches Interesse abzugewinnen. Er ließ die Künstler Künstler sein, postierte sich vor den blinden Harfner unter der nahen Linde und verschlang ihm gleichsam die Worte aus dem Munde, wenn jener eine seiner schwermütigen Balladen oder eins der neckischen Volkslieder zum besten gab. Der Erinnerung an diese Stunden verdanken wir manche tiefempfundene Darstellung späterer Jahre, z. B. das ergreifend schöne Bild „Der Blinde im Frühling" in dem Bildercyklus „Fürs Haus."

Bald genug aber wurde den gemütlichen Erlebnissen dieser Jahre im damals noch kleinen und stillen Dresden durch die großen Ereignisse im Völkerleben ein erschreckendes Ende gemacht. Daß der große Komet im Sommer 1811 einen großen Krieg ansage, konnte freilich auch der simpelste Schuster damals auf Dresdens Gassen den staunenden Weibern und Schulbuben prophezeien, ohne durch die folgenden Ereignisse Lügen gestraft zu werden. Denn die Luft war voll von Krieg und Kriegsgeschrei, und der Krieg Napoleon I. gegen Rußland nur noch eine Frage von Monaten oder Wochen. Endlich war die Kriegserklärung erfolgt, und wie dunkle Wetterwolken zogen die Heereskolonnen des Korsen durch die blühenden sächsischen Gefilde der Vernichtung entgegen in den eisigen Steppen des weiten Russenreiches!

Am 16. Mai 1812, dem Sonnabend vor Pfingsten, sollte der Kaiser Napoleon selbst mit seinem glänzenden Gefolge in Dresden eintreffen. Von Nachmittag an bis Mitternacht stand der Knabe neben seinem Vater auf der Straße, ein Regiment nach dem andern vorüberziehen sehend und durch das bunte aufregende Schauspiel munter gehalten. Endlich nach elf Uhr nachts kamen die Garden, die Nobelgarde und die Mamelucken, hinter ihnen im Wagen neben seiner Gemahlin sitzend der Kaiser. Vivatrufen und Glockengeläut, Trompetengeschmetter und Trommelgerassel zur mitternächtigen Stunde beim Schein der zahllosen Fackeln und Kienkörbe, welche längs der Straßen aufgestellt waren und die gold- und silbergestickten Uniformen glühend erglänzen ließen, — es war ein märchenhaftes Bild,

das in des Knaben Seele einen tiefgehenden Eindruck hinterlassen mußte.

Und nun gab es alle Tage etwas Neues zu sehen, auf den Straßen oder vom Fenster der Richterschen Wohnung aus, die damals oben am Elbberge im „goldnen Löwen“ sich befand. Der weiten Entfernung von der Schule und des Getreibes wegen, das auf den Straßen von früh bis tief in die Nacht herrschte, war jeder Schulbesuch längst eingestellt. Jetzt gab es andere Eindrücke zu verarbeiten, als sie der kümmerliche mechanische Unterricht damals den Schulbuben bieten konnte.

Es war im Januar 1813, als des Knaben Aufmerksamkeit durch einen seltsamen Aufzug von Menschen erregt wurde, welche im Schneegestöber über die Elbbrücke angewankt kamen. Das waren die ehemaligen „Bratenverächter,“ die Reste der stolzen französischen Armee! Reiter ohne Pferde, in Pferdedecken gehüllt, ohne Säbel am Stocke humpelnd; Gardisten mit Weiberkappen auf dem Kopfe und geraubte Bauerkittel über den abgerissenen Uniformen, um sich einigermaßen vor dem grimmigen Frost zu schützen. Der Eindruck, den diese Jammerfiguren in Dresden machten, war ein bleibender und tiefer. Jeder fühlte es: „Hier hat Gott der Herr gerichtet.“ Rasch wickelte sich nun das folgende Drama ab.

Am 7. März traf General Reynier mit seinem Stabe von Bautzen her in Dresden ein und tags darauf folgte ihm seine Heeresabteilung in Stärke von 6000 Mann, aus der Division Durutte und den Sachsen bestehend. Schon an diesem Tage wurden Vorbereitungen getroffen, die Elbe zu verteidigen und vor der Neustadt Schanzen aufzuwerfen. Dieser Stadtteil wurde rings mit Palissaden eingefaßt und erhielt eine starke französische Besatzung. Auf der ganzen Strecke der Elbe von Pillnitz bis unterhalb Meißen wurden alle Fischerkähne, Elbschiffe und Flöße teils versenkt, teils völlig zerstört.

Am 9. März fing man in den Nachmittagsstunden an, auf dem vierten Pfeiler der Elbbrücke (vom linken Elbufer gerechnet) das Pflaster aufzureißen und ein Loch zu graben.

Das Gerücht, es solle ein Teil der Brücke gesprengt werden, verbreitete sich schnell durch die massenhaft sich ansammelnden Bürgersleute und Kinder in der Stadt, und rief lebhaften Unwillen hervor, der sich am 10. März vormittags durch Mißhandlung französischer Soldaten auf der Elbbrücke seitens der Volkshaufen deutlich kund gab. Noch lebhafter wurde die Erregung, als man in den Nachmittagsstunden anfing, eifriger zu arbeiten. Man drohte, den aufsichtführenden Offizier in die Elbe zu werfen, die Soldaten wurden gemißhandelt und mit dem Geschrei: „Die Franzosen fort!“ besetzte ein großer Menschenhaufe die gefährdete Brücke. Da rückten sächsische Kürassiere und die berittene Bürgergarde heran, die Arbeiten wurden eingestellt, und spät abends verlief sich das Volk, ohne daß Verwundungen vorgekommen wären.

Der milde Reynier begnügte sich damit, vom Stadtrat die Bestrafung der Rädelsführer zu verlangen; die Aufruhrakte wurde verlesen und vom Stadtrat zur „Ruhe und Ergebung“ gemahnt.

Am 13. März verließ General Reynier die Stadt, um dem jungen Marschall Davoust, „Herzoge von Eckmühl und Fürsten von Auerstädt,“ Platz zu machen, welcher tags zuvor die hölzerne Elbbrücke in Meißen abgebrannt hatte und die Vorbereitungen zur Zerstörung der Dresdener Brücke sofort nach seiner Ankunft daselbst energisch in Angriff nehmen ließ, da seit dem 14. März schon fortwährend Vorpostengefechte in der Umgebung von Dresden mit den vorrückenden russischen Heeresabteilungen stattfanden.

Auf der Brücke waren inzwischen in den zur Sprengung bestimmten Pfeiler durch Freiberger Bergleute, welche unter Aufsicht französischer Ingenieure arbeiten mußten, fünf tiefe Löcher gegraben worden, welche durch innere Röhren in Verbindung miteinander standen. Niemand wagte es jetzt mehr, diese Arbeiten zu stören, und alle Bitten der Mitglieder der königlichen Familie, die völlig nutzlose Sprengung zu unterlassen, blieben bei Davoust unbeachtet. Sogar die früher nur im Elbstrom versenkten Elbkähne wurden wieder herausgezogen, zersägt, zerhackt und verbrannt, und selbst die

Schiffsmühlen mit allen Mehlvorräten in Asche gelegt, ohne daß der Marschall die Bitte, das Mehl doch lieber den Armen zu schenken, irgend einer Antwort gewürdigt hätte.

Am Abend des 18. März riß man das große vergoldete Kruzifix von dem nächststehenden Pfeiler herab, damit es nicht bei der Explosion durch Steine verletzt werde, und am 19. früh wurde eine gedruckte Proklamation in allen Häusern verteilt, welche befahl: es solle jedermann, sobald drei Kanonenschüsse gelöst seien, sofort in seine Wohnung sich begeben und dieselbe vor Ablauf von drei Stunden nicht verlassen. Zeitig des Morgens begann schon das Räumen der Neustadt; Geschütz folgte auf Geschütz, Wagen auf Wagen, Kolonne nach Kolonne marschierte über die dem Untergang geweihte prächtige Brücke. Endlich um acht Uhr erdröhnten die drei Signalschüsse. Viele eilten nun in ihre Wohnungen, andre drängten sich neugierig zur Elbe, um das Schauspiel der Sprengung mit anzusehen, welchem der Marschall hoch zu Roß nebst seinem Gefolge vom Freiplatze zwischen der katholischen Kirche und der Brücke aus ebenfalls zuschaute. Da umhüllte plötzlich eine dichte Dampfwolke die Brücke, und im nächsten Augenblicke stürzte der unterminierte Pfeiler mit den beiden anstoßenden Bogen in die tiefe Flut. Gleich darauf zog der Marschall auf dem linken Elbufer mit dem Gros seiner Truppen nach Meißen zu ab.

Am 21. März erschienen Kosaken vor den Thoren der Neustadt, welche ihnen mit Jubel von den Bürgern geöffnet wurden. Gleich darauf wurde ihr Befehlshaber, Oberst Daridoff, mit verbundenen Augen im Kahn über die Elbe nach der Altstadt gebracht, wo von ihm und den Generalen Durutte und Lecoq die förmliche Übergabe der Neustadt für den folgenden Tag verabredet und zwischen den feindlichen Besatzungen der Altstadt (Franzosen, Baiern, Sachsen) und der Neustadt (Russen) Waffenstillstand geschlossen wurde.

Was gab das für eine Aufregung unter den Altstädter Knaben, die Kosaken drüben in der Neustadt zu wissen und sie vom Elbufer aus betrachten zu können. Aber bald sollten auch sie die märchenhaften Asiaten in nächster Nähe haben. Am 24. März hatte der russische Oberst Brendl den Waffen-

stillstand wieder gekündigt; am 26. überschritten die Kosaken bei Nischütz und bei Pirna bereits die Elbe, nachdem schon in der vorhergehenden Nacht die Franzosen die Altstadt verlassen hatten. Obwohl die Baiern als Nachhut ihren Abzug deckten, wurden sie doch von großen Volkshaufen, welche ihnen nachfolgten, beschimpft und nur die Abmahnungen einflußreicher Offiziere der Dresdener Bürgergarde verhüteten ärgere Ausbrüche des gereizten Unmutes der Dresdener Bürgerschaft.

Als der Morgen graute, rief man über den klaffenden Abgrund auf der Elbe voll Freude den Neustädtern die Nachricht vom Abzug der Franzosen zu. Alsbald kletterten Kosaken auf Leitern über die Trümmer der Brücke, eine Deputation des Magistrats fuhr im Kahn hinüber, den Oberst Brendl zu begrüßen, und wie mit einem Zauberschlag belebte sich die Elbe mit Kähnen und Fähren, um die Verbindung zwischen beiden Ufern herzustellen und den sehnsuchtsvoll erwarteten „Feind" nach der Altstadt hinüber zu befördern. Gleichzeitig wurde oberhalb der Stadt mit dem Bau einer Schiffsbrücke begonnen, welche innerhalb 48 Stunden passierbar war, während die Herstellung der über die gesprengten Pfeiler gebauten festen Holzbrücke volle acht Tage in Anspruch nahm.

Und nun gab es auch für Ludwig Richter und die anderen altstädter und vorstädtischen Knaben gar seltsame Bilder anzustaunen.

Nachdem am 30. März der preußische Kronprinz eingerückt war, folgten Zug auf Zug lange Scharen preußischer Garde, unter denen besonders die Gardejäger und die Gardekavallerie den Dresdnerinnen gefielen. Und dann folgte am 13. April General Miloradowitsch mit 13 000 Mann bunten asiatischen Volkes.

Unter dem goldigen Reiterstandbilde des starken August lagerten braune Kalmücken mit kleinen schiefen Schlitzaugen, in Lederkutten gekleidet, mit Pfeil und Bogen bewaffnet; Kirgisen mit Spitzmützen; Baschkiren mit fremdartigen Waffen und metallenen Schuppenpanzern. Dazu die kleinen struppigen Steppenpferde neben den Dromedaren mit dem Gepäcke, — malerische Gruppen, recht geeignet, die lebhafte Einbildungs=

kraft des damals bei dem Vater allein gelassenen, vielfach aufsichtslosen Knaben zu beschäftigen.

Großmutter Müller war nämlich infolge einer Operation gestorben und Frau Richter deshalb in dieser bedrängten Zeit mit ihren jüngeren Kindern Wilibald und Hildegard zu ihrem Vater gezogen, um ihm den Haushalt zu führen und zugleich damit dem eignen Manne die Sorge für den Unterhalt der Familie abzunehmen. Denn Verdienst gab es für den „Kupferstecher und Maler" in dieser Zeit nicht. Niemand bestellte etwas; dagegen Tag für Tag kam neue Einquartierung (oft dreizehn Mann) in die kleine Wohnung, in der es lustig genug herging. Vater Richter stand am Herd in der Küche und rührte in einem riesigen Topfe Reis oder Kartoffelbrei. Zwei alte Witwen (denen er die ihnen zukommende Einquartierung aus Gutherzigkeit ebenfalls noch abgenommen hatte, und welche sich dafür nun erkenntlich bezeigen wollten) spalteten das Holz, stießen Pfeffer, rieben Semmel, wuschen die Teller und holten Wasser, lachten und scherzten mit den Soldaten, welche ihre Gewehre auseinander nahmen, putzten und ölten und dabei durch allerlei Pantomimen oder Kauderwelsch sich zu verständigen suchten. Ob in Richters Küche russisch oder französisch gesprochen wurde, war für die Hausbewohner gleichgiltig, denn keine von beiden Sprachen wurde verstanden, und nur selten nach dem Durchzug der Preußen kam später ein fremder Soldat ins Quartier, der Deutsch verstanden hätte. Da gab es denn viele drollige Mißverständnisse und komische Scenen, welche in die ernste Lage heitere Abwechselung brachten.

Unter all den denkwürdigen Tagen, welche der Knabe in diesem ereignisreichen Jahre erlebte, war aber der freudevollste der 24. April, der Tag des gemeinsamen Einzuges des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland. Der Kaiser kam über Görlitz und Bautzen nach Radeberg, König Friedrich Wilhelm aber übernachtete im Gasthofe „zum weißen Hirsch" an der Bautzener Straße. Lange Wagenreihen eröffneten den Einzug schon vor Tagesanbruch. Russische und preußische Garderegimenter hatten vor dem „schwarzen Thore" Aufstellung genommen, umschwärmt von der lieben

Jugend und durch lustige Marschmelodien die frohe Stimmung der auf- und abziehenden unabsehbaren Volksmassen noch steigernd.

Am schwarzen Thore waren zwei, durch eine Guirlande von Blumen und grünen Blättern verbundene Säulen mit den Namenszügen der beiden Fürsten errichtet. Hier standen die Mitglieder des Stadtrats mit der gesamten Geistlichkeit, und eine große Zahl weißgekleideter Mädchen mit Blumenkörbchen am Arme bildete eine Doppelreihe, durch welche die Monarchen hindurch ziehen mußten. Unter andauerndem Jubel näherten sich dieselben endlich der Ehrenpforte; der Superintendent und ein Bürgermeister hielten ihre Reden, zwei Jungfrauen überreichten Gedichte auf Atlas gedruckt, dann ging es durch die Reihen der blumenstreuenden Mädchen unter Glockengeläut und Kanonendonner, bei rauschender Musik und dem alles noch übertönenden Jubel der Bevölkerung hin zum Brühlschen Palast, wo fünfundzwanzig Bataillone russischer und zwei Bataillone preußischer Infanterie nebst Dragonern und sechzig Geschützen, welche den Schluß des Zuges bildeten, bei den Fürsten vorüberzogen.

Der Kaiser blieb in seinem Quartier im Brühlschen Palast, während der König nach der Neustadt zurückritt, in welcher seine Wohnung sich befand. Eine Stunde später ging der Kaiser, nur von zwei Offizieren begleitet, zum König hinüber, vom jubelnden Volke umdrängt, durch das er, überallhin freundlich grüßend, sich nur mit Mühe seinen Weg bahnen konnte.

Von den Ereignissen der dann folgenden Tage blieb, wie allen Bewohnern Dresdens so auch dem aufgeweckten Knaben, die russische Osterfeier am 25. April noch lange in Erinnerung. Überall auf den Straßen sah man die fremden Krieger, „reinlicher als sonst gekleidet," Vornehme und Niedere sich ohne Standesunterschied küssend und mit dem Zurufe begrüßend: „Christos woskres“ (Christus ist auferstanden), worauf dann geantwortet wurde: „Istinoc woskres“ (Er ist wahrhaftig auferstanden). Schon am frühen Morgen waren die Kosaken geschäftig, Milch und Ostereier aufzukaufen, und bereits um Mitternacht hatte der Kaiser in einem zur Kapelle eingerichteten Saale des gräflich Brühlschen Schlosses, in welchem täglich

griechischer Gottesdienst gehalten wurde, mit seinen Offizieren das Osterfest gefeiert und alle Anwesenden mit dem Osterkusse gegrüßt. Eine andere griechische Kapelle war im Gartenpalais des Prinzen Maximilian eingerichtet, wo von den Popen der einzelnen russischen Regimenter nach einander Gottesdienst gehalten wurde.

Am 29. April verließ der Kaiser die Stadt, am Tage darauf folgte ihm der König, beide begleitet von tausend Segenswünschen und der frohen Hoffnung, die sich in einem Transparent deutlich genug aussprach: „Erlöset uns von dem Übel!"

Allein schon der 4. Mai brachte die bittre Enttäuschung. Dem zurückkehrenden Kronprinzen von Preußen folgte bald der König selbst; wenige Stunden später traf auch der Kaiser wieder ein, und in Dresden merkte man bald, daß das Heer der Verbündeten wieder auf dem Rückzuge sich befinde. Am 8. Mai früh drei Uhr verließ Kaiser Alexander, am selben Tage mittags König Friedrich Wilhelm die sächsische Hauptstadt. In großer Ordnung folgten die Truppen. Als der letzte Mann die Brücken passiert hatte, schwamm die aufgelöste Schiffsbrücke brennend den Strom hinab, bis sie an der steinernen Brücke liegen blieb und ausbrannte, während die mit Stroh und Brennstoffen umwickelten beiden hölzernen Joche der großen steinernen Elbbrücke prasselnd gen Himmel loderten.

Gleich darauf sprengten wieder die ersten „Bundesgenossen," betrunkene französische Husaren, in die Altstadt. Dann folgten die Truppen des Vizekönigs von Italien und, „ehrfurchtsvoll" am Freiberger Schlage vom Magistrat begrüßt, der Kaiser Napoleon. „Wenn ich es nicht um eures Königs willen thäte," herrschte er heftig die Abgesandten an, „würde ich die Stadt der Plünderung preis geben! Haltet euren Pöbel besser im Zaum und schafft Brot, Wein und Fourage!"

Am folgenden Tage beschossen sich die Franzosen in der Altstadt und die Russen in der Neustadt mit ihren achtzig resp. vierzig Kanonen, und zahlreiches Gewehrfeuer knatterte hinüber und herüber über die Elbe, besonders aus den Fenstern und vom Turm der katholischen Kirche. Dann (am 10. Mai)

räumte die russische Nachhut die Neustadt und nun kletterten französische Sappeure auf Leitern über die Trümmer der Elbbrücke, und von der Altstadt her brachte Kahn um Kahn die französischen Truppen in die von Russen und Preußen „befreite“ Neustadt. Am 11. Mai vormittags waren die beiden hölzernen Joche auf der Elbbrücke wieder hergestellt, und nun zogen ohne Unterbrechung bis zur sinkenden Nacht Franzosen, „Italiener,“ „Neapolitaner,“ Baiern, Württemberger und Badenser über den bei jedem Kolonnentritt auf und ab schwankenden Bau, vorüber an dem Kaiser, welcher ohne Unterbrechung sieben Stunden lang mit einigen seiner Marschälle auf einer der steinernen Brückenbänke Platz genommen hatte.

Am 12. Mai kehrte — von französischen Reitern geleitet — endlich auch der König Friedrich August aus Prag in seine Hauptstadt zurück. Nun hatten die Dresdener wieder einen Kaiser und einen König in ihrer Mitte. Aber wie ganz anders äußerte sich diesmal die Gesinnung der Bevölkerung den Fürsten und den fremden Truppen gegenüber. Hatten doch die Russen und Preußen strengste Mannszucht gehalten, während die französischen und italienischen Befreier in der Trunkenheit die größten Brutalitäten verübten und den Wein- und Bierfässern ihrer Quartiergeber die Böden ausschlugen.

Die Sorge, daß um Dresden der Entscheidungskampf gekämpft werden könnte, wich zwar bald bei dem schnellen Vorrücken der Franzosen bis Breslau. Aber nun wurde die Stadt bald ein riesiges Lazarett, in welchem Ende Mai schon etwa 20 000 Schwerverwundete untergebracht worden waren. Jedes Haus hatte eine Bettstelle, einen Strohsack, ein Betttuch, ein Hemd, ein Pfund Charpie, ein Pfund alte Leinwand bereits vor dem 8. Mai abliefern müssen, und immer höher steigerten sich jetzt diese Requisitionen für die vielen Verwundeten.

Neue Hoffnungen erweckte am 4. Juni der Bürgerschaft die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande und es gewann den Anschein, als ob mit der Rückkehr des Kaisers Napoleon am 10. Juni friedliche und frohe Zeiten für die geängstete Stadt wiederkehren sollten. Freilich hatte die

Friedrichsstadt zunächst noch viel zu leiden. Dort hatte der Kaiser in dem einsam gelegenen, mit hoher Mauer umgebenen Gartenschlosse des Grafen Marcolini sein Quartier genommen, weshalb alle in der Nähe liegenden besseren Häuser von allen Bewohnern geräumt werden mußten, um der „Maison de l'Empereur“ zur Verfügung zu stehen. Außerdem lag fast die ganze Garde in der Friedrichstadt und ließ den Wirten und Mietern kaum ein Winkelchen übrig zur eigenen Benutzung.

Aber daneben jagte sich Fest auf Fest, wenn der Kaiser (der oft Tage lang zu Truppenbesichtigungen Dresden verließ) in der Hauptstadt weilte, und besonders glänzend wurde die auf den 10. August verlegte Feier des Geburtsfestes Napoleons begangen. Schon am Abend des 9. August wurde im königlichen Theater den französischen Gardetruppen eine Festvorstellung gegeben und mit 101 Kanonenschüssen die Feier des folgenden Tages „eingeschossen.“ Am frühen Morgen wiederholte sich diese Kanonade und die Straßen waren schon alle mit Neugierigen angefüllt, als der König sich mit sämtlichen Prinzen zum Kaiser begab, demselben seine bundestreuen Glückwünsche darzubringen und denselben zur Ostrawiese abzuholen, deren weite Fläche einen überaus glänzenden Anblick bot.

Die französischen Garden zu Fuß und zu Pferd, die sächsische Grenadiergarde, ein westfälisches Garderegiment, französische und polnische Lanciers, bergische und neuenburger Reiter standen dort in langen Reihen und zogen nach der Besichtigung im Parademarsch am Kaiser vorüber. Während dieser sich sodann mit der königlichen Familie nebst den Generalen und Stabsoffizieren zum Tedeum unter Glockengeläut und Kanonendonner zur katholischen Kirche begab, begleitete die liebe Jugend die Garden zur Neustädter Allee, wo im Freien eine festliche Speisung derselben stattfinden sollte. In der Mitte der Allee saßen die Offiziere der französischen und sächsischen Garde an langen Tischen unter ausgespannten Segeltüchern um die bekränzte Büste des Kaisers. Dann folgten in bunter Mischung die Soldaten beider Truppen, denen doppelter Sold und doppelte Fleischration gegeben war, wozu der König von Sachsen noch hundert Eimer Wein geschenkt hatte. Die Soldaten machten sich das

Vergnügen, die sich herandrängende Jugend durch reichliche Spenden von Wein und Branntwein zu benebeln, und „viele Kehlen und Mägen, aber wenige Herzen“ (so sagt der Bericht eines Augenzeugen) feierten zum letzten Male auf sächsischem Boden das Namensfest des großen Eroberers.

In den Gärten und Lagern vor den Thoren waren zu gleicher Zeit die sämtlichen anderen Truppen abgespeist worden, und die Spitzen der Behörden hatten ihre offiziellen Diners mit möglichstem Pomp vom Stapel lassen müssen. Dann folgte ein Paradefeuerwerk auf der Elbe und Elbbrücke, wie es Dresden noch nie gesehen hatte. Aber vergeblich hatte der Magistrat angeordnet, daß „sämtliche Einwohner“ ihre Fenster am Abend erleuchten sollten. Das Benehmen der Bürgerschaft gab Zeugnis von dem tiefen Unmut und verhaltenen Groll, der dieselbe beherrschte. Ganze Straßen und Häuserreihen blieben in Dunkel gehüllt, und mit Unwillen und Spott wurden die Inschriften an den offiziellen Gebäuden gelesen. Hatte doch selbst der General von Gersdorf das von ihm bewohnte Gebäude des sächsischen Generalstabes mit der unter dem französischen Adler leuchtenden Inschrift „geschmückt“: Sa gloire est notre triomphe.*)

Am Morgen des 11. August war all der französische Pulverdampf verzogen und am 12. August zogen die Franzosen ihm auf der Bautzener Straße nach. Viele Dresdener Mädchen folgten den abziehenden Soldaten, von denen sich viele in Dresden mit ihren „Schätzen“ hatten trauen lassen, um dieselben dadurch sicher zu machen. Allein die angetrauten teilten das Schicksal der zugelaufenen; alle wurden vor dem Thore von den Offizieren ohne Ausnahme zurückgeschickt.

Nun fing die Lage in der Stadt an, sich immer ernster und bedrohlicher zu gestalten. Am 15. August hatte Kaiser Napoleon Dresden verlassen, das in ein verschanztes Lager verwandelt war. Die inneren Thore wurden durch Gräben und Zugbrücken gesichert, die „Schläge“ erhielten starke Palissadenthüren, längs der sogenannten „Mauer“ wurden Palissaden eingerammt, die Scheffel-, Weber- und Zahnsgasse auf gleiche

*) „Sein Ruhm ist unser Triumph.“

Weise geschlossen und sämtliche Häuser derselben von den Bewohnern geräumt, um mit Jägern belegt zu werden.

Am 25. August leuchteten schon die Wachtfeuer der 200 000 Mann starken verbündeten Armee von den nahen Anhöhen hernieder, und es wäre ein Leichtes gewesen, in der Nacht vom 25. zum 26. August die mit nur 15000 Mann besetzte Stadt im Sturm zu nehmen. Doch wie Fürst Schwarzenberg unbegreiflicherweise seinen Truppen nicht die mindeste Anstrengung beim Marschieren zugemutet hatte, so ließ er auch jetzt auf den Anhöhen vor Dresden seine Truppen gemütlich bivouakieren, und unbenutzt verstrich die von den Dresdener Bürgern mit Zittern und Beben durchwachte Nacht. Am 26. August vormittags aber war die Lage der Stadt eine völlig andre geworden.

Kaiser Napoleon eilte im Eilmarsch über Bautzen herbei, wohin er am 15. August mit dem Gros seiner Armee aufgebrochen war, um durch seinen Marsch auf Schlesien und Böhmen den Fürsten Schwarzenberg von seinem Zuge auf Leipzig abzudrängen.

Doch ohne Rücksicht auf diesen falschen Schachzug des Kaisers hatte der Fürst seinen Marsch nach Norden fortgesetzt und war auf Dresden selbst losgezogen. So fand der Kaiser Zeit zur Rückkehr, und vom 25. bis 27. August war Sachsens Hauptstadt der Preis, um welchen die Franzosen mit den Russen und Österreichern rangen, bis der letzte Tag den Sieg in die Hände der Franzosen legte und die Verbündeten mit einem Verluste von 2000 Toten und Verwundeten sowie 13 000 Gefangenen zurückweichen mußten.

Der ohne Aufsicht gelassene, noch nicht ganz zehn Jahre alte Knabe eilte hinunter in den Lärm der Straße und postierte sich an einem Eckhause, damit ihm nur ja nichts Sehenswertes entgehe. Und Regiment auf Regiment eilte in den Nachmittagsstunden im Laufschritt die breite Amalienstraße hinab; abgetriebene, erschöpfte Leute, welche zehn Meilen ohne Rast marschiert waren, mit Staub dick bedeckt, mit heiserer Stimme nach einem Trunk Wasser rufend, den ihnen zu reichen keine Zeit blieb. Immer neue Kolonnen, neues Trommelgerassel und neue Feldmusik; da zieht plötzlich am 26. August, gleich nach

neun Uhr morgens, dicht vor dem Knaben ein Trupp glänzend uniformierter Generale daher, ihnen voran starr wie ein Bild aus Erz der Kaiser, mit dem kleinen dreieckigen Hute, im grauen Überrocke, den bekannten Schimmel reitend. Mit großen Augen starrte der Knabe den gewaltigen Mann an, und niemals in seinem Leben hat er den Ausdruck dieses Gesichts in dieser Stunde vergessen. „Ein unbewegliches und unbewegtes Gesicht, ernst und fest, in sich gesammelt, doch ohne Spannung. Sein Ich war die Welt, die Dinge um ihn nur Zahlen, mit denen er rechnete. Schon donnerten die Kanonen, denn man stürmte die Schanzen vor dem Ziegelschlage, und jetzt führte er Tausende von Ziffern ihnen entgegen“ — so reflektiert L. Richter selbst in späteren Jahren über den Eindruck dieser vom Knaben freilich damals nicht ganz verstandenen, aber dennoch auch ihm unvergeßlichen Minute. Wer denkt dabei nicht an F. Bodenstedt's Wort über Napoleon I.:

„Sein Haupt umschlang ein Strahlenkranz,
Doch streng und kalt war sein Gesicht —
Er hatte all' der Sonne Glanz,
Nur ihre Wärme hatt' er nicht.“

Voll von dem Gesehenen eilte der Knabe nun hinauf zum Vater, der mit ihm und anderen Hausbewohnern auf den Boden stieg, wo man durch die kleinen Dachfenster das Schlachtfeld mit dem brennenden Dorfe Strehlen übersehen und das ununterbrochene Knattern und Donnern der Infanteriesalven und Kanonen hören konnte.

Doch bald wurde es zu schwül da oben. Einzelne Kanonenkugeln schlugen in die Nachbardächer, und eine von den 3000 Haubitzgranaten, mit welchen Dresden binnen zwölf Stunden überschüttet wurde, nahm ihren Weg durch eine Stube des Hinterhauses, um krachend im Hofe zu zerplatzen. Nun eilte alles, was laufen konnte, vom Boden hinab in den Keller. Bald saß da eine bunte Gesellschaft um ein düsteres Küchenlämpchen herum auf Fässern, Klötzen und Kisten — „eine kleine Rembrandtsche Scene!“ Aber trotz der beängstigenden Lage brachte des Maler Richter nie versiegender Humor und der Kirschschnaps einer alten Witwe wieder Leben und Heiterkeit in die Kellergesellschaft, welche über das Wunderliche ihres

Zusammensitzens bald zu lachen und zu scherzen begann. Am späten Abend schwiegen die Geschütze und jeder eilte nun in seine Wohnung, um vom Fenster aus auf die Straßen zu schauen, welche ebenso wie die Häuser dicht mit lagernden Soldaten bedeckt waren.

Am folgenden Tage (27. August) zog sich der Kampf unter strömendem Regen schon weiter entfernt an den Höhen von Räcknitz hin und konnte nun ohne Gefahr von der Bodenluke aus betrachtet werden. Dann hielt um fünf Uhr nachmittags Kaiser Napoleon, der oft dem dichtesten Kugelregen sich ausgesetzt hatte, unter strömendem Regen seinen Einzug in die Stadt. Von den heruntergeschlagenen Hutkrämpen troff der Regen auf den grauen Überrock und nur einmal leuchtete sein starres, kaltes Gesicht freudiger auf, als er den in der Wilsdruffer Gasse stehenden Reserve-Regimentern zurief: „Les Autrichiens sont battus.“ *)

Und in der That — Dresden war vor seinen Befreiern „gerettet,“ und schon am 29. August konnte der Knabe mit dem Vater hinausgehen auf das Schlachtfeld, wo man schon tags zuvor die blutigen Spuren des männermordenden Kampfes durch Wegschaffen der Schwerverwundeten zu tilgen begonnen hatte. Doch was beide noch sahen, war grausig genug; und es erweckt kein sehr günstiges Vorurteil für Vater Richters pädagogischen Takt, daß er das weiche Gemüt seines Kindes den Eindrücken solcher Scenen aussetzte.

Gleich vor der Stadt lagen tote Franzosen im Graben, und einer derselben fiel dem Knaben deshalb besonders auf, weil eine Kanonenkugel ihm den Schädel dergestalt in zwei Hälften zerrissen hatte, daß die eine noch am Leichname hing, während die andere daneben lag. Die dünne zerbrochene Hirnschale dünkte den Knaben wie ein Kürbis und machte ihn ängstlich besorgt um die Haltbarkeit des eigenen kleinen Kopfes!

So ging es vorbei an Haufen von Toten, Sterbenden und Verwundeten. Vater und Sohn hielten sich zwar möglichst fern von den Stellen, wo die wimmernden Verstümmelten nicht

---

*) „Die Österreicher sind geschlagen.“

grade allzu vorsichtig auf die Wagen zum Transport aufgeladen wurden; doch ein Vorfall an dem Wege nach Blasewitz ist dem Knaben bis ins Alter „wie ein wilder Traum“ im Gedächtnis geblieben. Ein verwundeter russischer Artillerist, welchem beide Augen ausgeschossen waren, schrie furchtbar und schnellte sich dabei im Krampf des Schmerzes mehrere Fuß hoch einem Fische gleich vom Erdboden in die Höhe. Schaudernd wandten sich Vater und Sohn ab; da krachte ein Schuß, mitleidige Kameraden hatten sich des Unglücklichen „erbarmt“ und ihn von seinen Leiden erlöst.

Mit einem armen alten krummen Mütterchen kamen sie nun zu einer Sandgrube, welche voll angeblich toter Russen lag. Die Alte, welche sich ihnen angeschlossen hatte und mit unsagbar traurigem Gesicht wie das leibhaftige Elend ausschaute, trug in ihrem Handkorbe einen großen Topf Wassersuppe, dazu einen kleinen Napf und alten Blechlöffel, um den Verschmachtenden eine Erquickung einzuflößen — eine echte rechte Samariterseele!

Wie sie nun zusammen hinunterschauten auf die vermeintlich Toten in der Grube, glaubten sie ein leises Wimmern zu hören. Eilig stiegen sie hinab zu einem Soldaten, der im weißen Mantel eingewickelt lag und von dem die Töne herzukommen schienen. Der Vater schlug den Mantel am Fuß zurück, da dort eine große Blutlache den Sand färbte, und es zeigte sich nun, daß ihm der Fuß über dem Knöchel fast ganz abgeschossen war. Während die Alte den fast Verschmachteten, welcher drei Tage und Nächte unverbunden dagelegen hatte, mit ihrer Wassersuppe erquickte, schleppten Richters eine nicht weit davon bei einem Wachtfeuer verwendete Stubenthür herbei, legten mit unsäglicher Mühe den bei jeder Berührung kläglich wimmernden Soldaten darauf und trugen ihn mit vieler Anstrengung nach einer nicht allzuweit entfernten Scheune, welche zur Verbandstätte eingerichtet war. Hierbei mußte alle ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet sein, daß der nur noch mittels einer langen Flechse am Bein hängende Fuß nicht von der Thür herunterglitt.

Als sie bei der Scheune anlangten, rief man ihnen zu, sie sollten warten, es sei noch kein Platz darin, denn die Scheune lag vollgepfropft von Verwundeten. Eben schleifte man einige

bei der Amputation Gestorbene entblößt hinaus und warf sie auf einen hoch aufgetürmten Haufen nackter starrer Leichname, die meist schrecklich verstümmelt waren, während Jammergeschrei und Stöhnen aus dem Innern der Scheune hervordrang. Tief erschüttert und bis in das Innerste bewegt traten nun Vater und Sohn den Rückweg an, nachdem endlich auch ihr Pflegling von Lazarettgehilfen ihnen abgenommen und in die Scheune hineingetragen worden war.

Es thut beim Rückblick auf solche Erlebnisse not, immer wieder an den Preis zu erinnern, um welchen damals unser deutscher Boden vom Erbfeinde unseres Volkes befreit worden ist. Die zügelloseste Einbildungskraft ist jetzt nicht imstande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ihn damals die Wirklichkeit auf allen Schlachtfeldern bot. Nach der Schlacht bei Leipzig hatten von 30000 Verwundeten nur etwa 10000 die nötigste Pflege; von den anderen 20000 hatte nicht ein einziger ein Hemd, eine Decke, ein Tuch, Strohsack oder Bettstelle erhalten können; die Binden waren aus Salzsäcken geschnitten, zum Schienen der gebrochenen Glieder dienten rohe Dachschindeln; auf dem Hofe der Bürgerschule in Leipzig war ein Berg aus Kehricht, Leichuamen und einzelnen amputierten Gliedern, aus dem hungrige Hunde sich nach Belieben die besten Fleischteile heraussuchten. *)

Wenn L. Richter später von den großen „herrlichen Siegen" las, die im hohen Alter zu erleben ihm vergönnt war, dann dachte er immer noch mit innerem Schauder an dieses Erlebnis der Kinderjahre zurück, und vor seine Seele trat die Kehrseite des Sieges, das Schlachtfeld, auf welchem die Getöteten noch die Glücklichsten und Beneidenswerten sind.

Wir aber wollen dem Gefühl des Dankes Ausdruck zu geben nicht unterlassen, daß es infolge des segensreichen Wirkens der „Genfer Konvention" durch die Vereine vom „roten Kreuz" doch auch auf diesem Schreckensgebiete in unseren Tagen so viel anders und besser geworden ist als in der sogenannten „guten alten Zeit."

---

*) Nach dem Berichte des als Arzt dort beschäftigten Augenzeugen, Dr. Reil.

Am 7. Oktober verließ Napoleon zum letzten Male und mit ihm die ihre Thränen vor dem Volke nicht verbergende sächsische Königsfamilie das unglückliche Dresden, welches inzwischen zu einem riesenhaften Lazarett geworden war. In den Spitälern raffte das Lazarettfieber die meisten der unglücklichen Verwundeten hin. Mit Schrecken sah der Knabe, wie aus einem schrägüber gelegenen, in ein Militärlazarett verwandelten Hause täglich die Gestorbenen völlig entkleidet aus den Fenstern des ersten und zweiten Stockes hinausgeworfen und große Leiterwagen damit angefüllt wurden. „Zum Entsetzen schrecklich," schreibt L. Richter selbst, „sah eine solche Ladung aus, wo die abgezehrten Arme, Beine, Köpfe und Körper herausstarrten, während die Fuhrleute auf diesem Knäuel herumtraten und mit aufgestreiften Hemdsärmeln hantierten, als hätten sie Holzscheite unter sich." Daß viele kranke Soldaten unter diesen Umständen lieber in den Winkeln der Straßen, auf Höfen und unter Treppen ihren Tod erwarteten, als in die Lazarette zu gehen, läßt sich wohl verstehen. Einst fiel am frühen Morgen ein Schuß auf dem Flur des Richterschen Hauses. Rasch eilte der Knabe hinab und fand einen jungen bleichen Soldaten neben seinem Gewehr hingestreckt, das Hemd, vom Pulver entzündet, noch brennend. Er war zur Aufnahme in das Lazarett kommandiert, hatte aber vorgezogen in dies Haus zu treten und durch jenen Schuß selbst seine Leiden zu enden.

Daß auch in der Bürgerschaft die Typhusepidemie zahllose Opfer forderte, war natürlich. Doch blieben Richter Vater und Sohn trotz der gefährlichen Nähe des einen Lazarettes von der Seuche verschont. Den Grund dieser gnädigen Bewahrung suchte Vater Richter in dem häufigen Genuß von rohem Meerrettich in Essig, welcher als einzige Zugabe zu den Kartoffeln genossen wurde, so lange es deren gab.

Denn infolge der Blockade mußte Sachsens Hauptstadt die zähe Treue, mit welcher sein König zu dem Franzosenkaiser hielt, durch eine furchtbare Hungersnot büßen. So sicher hatten nämlich die königlich sächsischen Staatsbehörden und der in Dresden mit 30000 Mann zurückgelassene Marschall St. Cyr sowie der „löbliche Dresdener Magistrat" auch

diesmal auf Entsatz durch Napoleon gerechnet, daß man die Hauptstadt rechtzeitig zu verproviantieren für überflüssig erachtet hatte!

Bilder des Jammers und Todes überall: verhungerte Pferde und Hunde lagen im Kehricht und Unrat der schon lange nicht mehr gekehrten Straßen. Zu ihnen schlich Civil und Militär, um womöglich noch ein Stückchen Fleisch herunter zu schneiden, und einmal schaute der Knabe mit an, wie ein kranker Soldat „auf allen Vieren" den Elbberg hinankroch, um dort aus einem Kehrichthaufen einige Krautstrünke herauszuklauben und heißhungrig zu verzehren. Schon gegen Ende des Monats Oktober kostete ein Pfund Butter (das sonst vierzig bis fünfzig Pfennige kostete): vier Mark zwanzig Pfennige, die Metze Kartoffeln: eine Mark zwanzig Pfennige, ein Ei: vierzig Pfennige, ein Liter Milch: sechzig Pfennige, eine Metze Grütze: zwölf Mark, eine Metze Erbsen zwei bis drei Mark. Und das bedeutet nach dem heutigen Geldwerte mehr als das Dreifache des angegebenen Preises, also nach jetziger Wertung: ein Pfund Butter: dreizehn Mark, ein Liter Milch zwei Mark, eine Metze Grütze etwa vierzig Mark u. s. w. Salz und Brennmaterial gab es aber schon längst für keinen Preis mehr zu kaufen!

Unter diesen Verhältnissen litt auch die Richtersche Familie die bitterste Not. Der Knabe Ludwig und sein Vater hatten schon seit Wochen nur Kommißbrot und einige wenige Kartoffeln zur Nahrung, und wenn der Vater abends kleinlaut fragte: „Bist du auch satt?" antwortete das elfjährige Kind, welches wohl wußte, daß in Schrank und Keller auch nicht eine Krume mehr zu finden gewesen wäre, mit einem noch kleinlauteren „Ja" und schlich hungrig zu Bette.

Längst hatten alle irgend entbehrlichen Decken, Strohsäcke, Bettzeug jeder Art und Bettstellen von den Bürgern müssen abgeliefert werden; dann mußten die meisten Töpfe zum Gebrauch der Lazarette abgeliefert werden. Endlich erging am 29. Oktober ein strenger Befehl, daß sämtliche Einwohner ohne jede Ausnahme sämtliche leere Fässer und Tonnen, ferner alle Kisten, Deckelkörbe und Handkörbe, „von welcher Art sie auch sein mögen", für den Gebrauch der Ingenieure

zum Schanzenbau abzuliefern hätten. Mit diesen wurden Barrikaden in allen Straßen errichtet und die verhungerte und erbitterte Bevölkerung erwartete mit starrem Schrecken, die nächsten Tage hindurch den erbittertsten Straßenkampf in ihrer schönen Stadt toben sehen zu müssen, als am Reformationsfesttage der Belagerungszustand erklärt und das Kriegsrecht in der Stadt proklamiert wurde.

Schon mehrten sich die Feindseligkeiten zwischen den Bürgern und ihren französischen Beschützern, sodaß am 1. November amtlich publiziert wurde, daß alle Anstifter von „beleidigenden Äußerungen und Thätlichkeiten“ gegen französische Soldaten sofort vor das Kriegsgericht gestellt und — erschossen werden sollten!

Da wandte sich am 8. November der Rat der Stadt Dresden mit dringender Bitte an die Grafen Klenau und Tolstoi, als Oberkommandierende der belagernden Österreicher und Russen. Er legte dar, daß die Franzosen den Bürgern die letzten Lebensmittel geraubt hätten, um sich noch länger halten zu können; daß die Stadt in unerhörten Drangsalen unschuldig gelitten habe und jetzt ihrer völligen Vernichtung entgegen gehe, falls nicht der französischen Besatzung annehmbare Kapitulationsbedingungen zugestanden würden.

Dieser letzte dringende Notschrei der geängsteten Stadt verhallte nicht ungehört. Am 11. November wurden den Franzosen schonende Kapitulationsbedingungen aufgelegt; am Tage darauf, einem sächsischen „Bußtage“, streckte die Besatzung (1 Marschall, 11 Divisionsgeneräle, 20 Brigadegeneräle, 1759 Offiziere, 27 714 Soldaten und 6051 Kranke) die Waffen und die Stadt war von unsagbarem Elende befreit.

Nun rückten zuerst die Marketender der verbündeten Armee mit Branntwein, Rauchfleisch und Brot auf den Dresdener Markt. Dann folgte Wagen auf Wagen mit Lebensmitteln für die dem Hungertode nahe Stadt aus der weiteren Umgebung, und selbst Städte wie Rochlitz, Leisnig und Zwickau schickten mehrere Wagen voll Brot, Kartoffeln, Graupe, Erbsen und Grütze als Geschenk für die Armen in Dresden. Nach langer harter Entbehrungszeit konnte am 14. November 1813 der Knabe Ludwig Richter endlich einmal wieder satt zu Bette gehen.

Zweites Kapitel.

Trotz des mangelhaften Unterrichtes in der katholischen Schule und ungeachtet des unregelmäßigen Besuches derselben im Kriegsjahr 1813 hörte für den Knaben Ludwig Richter doch jeder Schulbesuch auf, als er zwölf Jahre geworden war. Daß er nun wie sein Vater ein „Zeichner und Kupferstecher" wurde, galt als ganz selbstverständlich, und von etwaigen anderweitigen eigenen Wünschen oder Neigungen konnte überhaupt gar nicht die Rede sein.

So erhielt er denn ein Plätzchen neben des Vaters Arbeitstisch eingerichtet, und während Richter senior für den Fürsten Czartorinski große Platten radierte oder für kleine Kunsthändler zum Kolorieren bestimmte Prospekte und Stichezu Volkskalendern arbeitete, übte sich Richter junior unter väterlicher Anleitung und Aufsicht fleißig im Zeichnen und Komponieren. Sein Arbeitsfeld auf dem letzteren Gebiete wurden bald diese Kalender, für welche er „nach berühmten Mustern" allerhand merkwürdige Weltbegebenheiten (Schlacht bei Waterloo, Wiener Kongreß u. a.) oder Schauderthaten (Morde, Erdbeben und Feuersbrünste) zu Nutz und Frommen der gläubigen Leser und Beschauer zusammenstellte. Zunächst radierte der Vater seines Schülers und Sohnes Kompositionen, bis es diesem endlich gestattet wurde, dieselben selbst auf die Kupferplatte reißen zu dürfen. „Tells Apfelschuß" war seine erste Radierung, auf welche er noch lange mit Künstlerstolz hinschaute. Später kam dann Größeres, und aus dem fleißigen Schüler wurde bald des Vaters kleiner Gehilfe, welcher an allen großen Begebenheiten jener Tage schon deshalb den lebhaftesten Anteil nahm, weil er sie des lieben Brotes willen auf Kupfer kratzen mußte.

Der Erste, welcher das Talent entdeckte, welches der Knabe bei diesen Arbeiten bewies und das ihn für Höheres befähigt erscheinen ließ, war der „alte Zingg.“ Dieser war Professor an der Dresdener Kunstakademie und des Kindes Pate geworden, weil ihm von allen seinen Schülern Karl Richter (des Knaben Vater) als besonders fleißig und talentvoll persönlich nahe getreten war. Richter senior arbeitete noch als selbständiger Maler viel für seinen alten Lehrer, und die großen Sepiazeichnungen, welche Professor Adrian Zingg alljährlich auf die Kunstausstellung schickte, waren — wie allen beteiligten Kreisen wohlbekannt war — bis auf den letzten Strich Arbeiten seines Schülers Karl Richter. „Ausgestellt von Zingg, gezeichnet von Richter“ bezeichneten seine Kollegen deshalb dergleichen Bilder.

Mit diesem alten Freund und Gönner unterhielt die Richtersche Familie sehr nahe Beziehungen, und da Professor Zingg unverheiratet geblieben und dabei zu ziemlichem Wohlstand gekommen war, galten Richters allgemein für des alten Sonderlings „natürliche Erben.“ Der häusliche Verkehr wurde dadurch sehr erleichtert, daß die Familie Richter nach beendigtem Kriege sich wieder vereinigt und nur wenige Häuser entfernt vom alten Zingg eine Wohnung in der Moritzstraße bezogen hatte.

Als hier der zwölfjährige Knabe einmal eben die mit der Feder angefertigte Kopie einer Radierung von Berghem beendet hatte, traten die Eltern mit Pate Zingg in die Stube. Aus Scheu vor dem Herrn Professor wollte der Knabe schnell seine Arbeit verbergen; aber grade dadurch wurde der alte Herr auf dieselbe aufmerksam und verlangte sie zu sehen. Verlegen reichte sie ihm der kleine Künstler; lange und ernsthaft betrachtete sie der Professor und gab sie dann zurück mit dem an den Vater gerichteten Ausruf: „Ah, by Gott! aus dem Bue kann was werde!“ Mit gehobnem Mute packte der „Bue“ still seine Zeichnung fort, und dies Wort des alten Meisters wurde ihm ein mächtiger Sporn zu fleißiger Weiterarbeit.

Während des Knaben Eltern, wie es oft geschah, des Abends zum Besuch bei Professor Zingg waren, blieb der erstere in der Regel unter Obhut der Haushälterin des Pro=

fessors, einer Frau Harnapp, welche mit ihren Kindern eine düstere Hofwohnung bei dem alten Herrn bewohnte. Frau Harnapp gehörte der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde an und war noch nach der „alten Mode.“ Nur ungern sah sie es, wenn die Kinder andre Bücher als Bibel und Gesangbuch zur Hand nahmen, hatte es aber doch nicht verhindern können, daß ihre etwa dreizehn Jahr alte Tochter Emilie den kleinen Kopf mit Märchen („Raupen“ nannte es die Mutter) angefüllt hatte. Unter dem Hängeboden, sehr poetisch „Kuhkanzel“ genannt, welcher den beiden Töchtern zur Schlafstätte diente, saßen nun gar häufig „Harnapps Mielchen“ und Richters kleiner Ludwig beim Halbdunkel eines trüben Küchenlämpchens, und Mielchen wurde nicht leicht müde, alle ihre „Raupen“ vor dem voll Entzücken lauschenden kleinen Freunde auszukramen. Der ganze Märchenschatz unseres Volkes wurde hier zu einem nachhaltigen Bildungsmittel der reinen Phantasie einer künstlerisch hoch begnadeten Knabenseele von zwei frischen roten Mädchenlippen eingeprägt. Wer auch nur aus Richters Bildercyklus „Fürs Haus“ die Bilder „Hausmärchen“ (im „Herbst“), „Knupper, knupper kneischen,“ „Rotkäppchen“ (im „Sommer“) und die Dulderin „Genoveva“ (im „Winter“) kennt, der versteht es, von welchem nachhaltigen gesegneten Einfluß diese stillen Stunden mit Mielchen unter der Kuhkanzel gewesen sind, in welche der Jüngling und Mann noch oft mit dem ganzen Feuer jugendfrischer Begeisterung in Gedanken sich zurückversetzte.

War Mielchen einmal ausnahmsweise mundfaul oder war ihr Vorrat an „Raupen“ wirklich einmal erschöpft, dann steckten die beiden Kinder ihre Köpfe zu geringer Erbauung der frommen Mutter in die verschiedentlichsten alten „Jahrmarktsschmöker,“ welche den im tiefsten Kommodenwinkel gehüteten Bücherschatz des Mädchens ausmachten, und vier glühende Kinderaugen verschlangen mit immer neuem Interesse die Erzählung von der „schönen Melusine“ nebst den damals auf der Höhe ihrer Zeit stehenden höchst erschrecklichen Ritter- und Räubergeschichten.

Durch des alten Zingg plötzlichen Tod beim Besuch der Ostermesse in Leipzig fanden indessen nicht nur des Knaben glückliche Abendstunden unter Mutter Harnapps Kuhkanzel ein

unvermutetes Ende, sondern dieser Tod brachte auch der Familie Richter eine böse Enttäuschung. Ein dem Professor Zingg bis dahin völlig fremder älterer Beamter in Dresden hatte es verstanden, den auch geistig sehr schwach gewordenen alten Herrn erbschleichend zu umgarnen, und hatte ihn kurz vor jener letzten Reise ein Testament unterschreiben lassen, durch welches jener zum Universalerben eingesetzt wurde und Richter Vater und Sohn mit Legaten von 300 resp. 150 Thalern abgefunden wurden. Obgleich dies Testament von weitläufigen Zinggschen Verwandten, welche nun plötzlich aus der Schweiz auftauchten, mit Erfolg angefochten wurde, erhielten die beiden Richter ihre Legate unverkürzt ausgezahlt und kauften für dies Geld manche wertvolle Stiche und Radierungen aus der öffentlich versteigerten Zinggschen Sammlung, deren Studium dem jungen Künstler große Anregung und mannigfache Förderung bot.

In derselben Nacht, in welcher Professor Zingg in Leipzig starb, trug sich in der Richterschen Wohnung zu Dresden ein Begebnis zu, das mit Ludwig Richters eignen Worten hier zu erzählen nötig sein wird. Er schreibt darüber wörtlich in seinen „Lebenserinnerungen“: „Ich erwachte eines Nachts aus meinem gesunden Schlafe durch ein nahes Getöse. Der Mond erhellte trotz der herabgelassenen Rouleaux genugsam die Kammer, in welcher ich mit meinem Vater schlief. Ich rieb mir die schlaftrunkenen Augen aus und war erstaunt, meinen Vater ebenfalls sitzend im Bette und gespannt horchend zu finden. „Hast Du den Lärm auch gehört?“ fragte er mich. In demselben Augenblicke ging das Getöse von neuem los. Wir horchten genau, es war ein heftiges Werfen, Poltern und dazwischen ein schmetterndes Krachen, das aus dem kleinen Kabinett erscholl, welches an das nebenan liegende Atelier stieß und in dem sich eine schöne Sammlung von Gipsabgüssen und die Kupferstichsammlung des Vaters befand. Es war gar nicht zu bezweifeln, man hörte deutlich die größeren und kleineren Figuren herabstürzen und zerbrechen. Nachdem wir uns überzeugt, daß hier keine Täuschung obwalte, sprang Papa aus dem Bette, ergriff einen Säbel, eine Reliquie vom Schlachtfelde, welcher an der Wand hing, und marschierte so im Hemde, die

Nachtmütze auf dem Kopfe, den Sarras in der Hand, nach der Thür; ich aber wollte meinen Papa doch nicht allein in das schrecklich spukende Gipskabinett zur Ratten=, Diebes= oder Geisterschlacht ziehen lassen, oder ich fürchtete mich, allein zurückzubleiben; kurz, ich sprang mit einem kühnen Satz ebenfalls aus dem Bette, hielt mich an das Hemd des Vaters und bewaffnete mich mit einer Reißschiene. Wir öffneten vorsichtig die Ateliertür und, da sich hier nichts zeigte, auch die Thür zum Gipskabinett. Wir glaubten in eine grauenvolle Zerstörung blicken zu müssen; aber nichts von alledem. Es war mäuschenstill, wie es nach Mitternacht in einem stillen Hofe nur sein kann. Der Mond beschien mit Wohlgefallen den Leib der mediceischen Venus, deren Torso an die Wand gelehnt stand; ein lebensgroßer Amor streckte die Arme zum Himmel, wie er es seit Jahren gethan; der Antinous neben Fischers Anatomie belächelte seinen geschundenen Nachbar wie früher; die Köpfe der Niobe und des Laokoon nebst diversen Armen, Beinen, Medaillons und Basreliefs — alles präsentierte sich in alter Ordnung und ohne irgend eine Verletzung unseren Blicken. Was nun? Wir sahen in den Hof hinaus, still und ruhig wie immer; von oben schien der Vollmond hinein, und das ganze Haus lag im tiefsten Schlafe. Zu kämpfen gab es daher nichts; ich legte die Reißschiene wieder ins Atelier, Papa hängte seinen Sarras an die Wand und wir zogen uns kopfschüttelnd über dies Abenteuer in unsere Betten zurück. Die nächste Nacht verging sehr ruhig. Aber am frühen Morgen, als wir noch im Bette lagen, kam Frau Harnapp mit der Mutter in unsere Schlafkammer und rief: „Ich muß Ihnen eine Nachricht bringen.“ „Ich weiß schon,“ unterbrach sie der Vater, „der alte Zingg ist gestorben.“ Und so war es. Eine Stafette war diesen Morgen von Leipzig gekommen mit der Nachricht, daß Zingg gestern nacht nach leichtem Unwohlsein verschieden sei.“

Waren die oben erwähnten 450 Thaler in Ermangelung einer größeren Summe und bei dem damaligen größeren Geldwert ein immerhin annehmbares Erbe, das durch seine Anlegung in Erwerbungen aus den Zinggschen Sammlungen reiche Zinsen trug, so hinterließ der alte Herr seinem jungen Paten

doch noch ein anderes Erbe, das wieder los zu werden dem jungen Künstler später gar viel Mühe gemacht hat. Das war die Zinggsche „Manier“ zu zeichnen, die durch einen Wust von toten Regeln und Formeln den Schüler in ein schablonenhaftes naturwidriges System hineinzwängte. Fertigkeit und Sauberkeit im Zeichnen wurde wohl erreicht, dagegen von einfach wahrer Wiedergabe des in der Natur Geschauten war in allen diesen sogen. Landschaftsbildern keine Rede. Die graue Theorie der Kunstakademie hatte des Lebens grüne Praxis so völlig ertötet, daß Künstler und Käufer mit ihren einförmigen Baumgruppen und sonstigen Bildern völlig zufrieden waren, zumal wenn die beiden Blattarten, welche Zingg allein kannte und üben ließ, die „gezackete Eichenmanier“ und die „gerundete Lindenmanier,“ nur hübsch klar im Stich sich heraushoben. Daß jeder Baum und Strauch seinen besonderen Charakter habe, der in allen Bildungen von der Wurzel bis zur letzten Blattknospe sich dem Kenner sichtbar auspräge, wollten die Herren im Zeichnensaal der Dresdener Akademie damals nicht wissen.

Und woher hätte der kleine Ludwig davon etwas wissen sollen, dessen Vater und Lehrer eben jenes alten Zingg treuester Schüler war. Diese letztere Eigenschaft brachte dem Vater zwar bald eine Ernennung zum „außerordentlichen Professor“ an der Kunstakademie in Dresden mit vollen 200 Thalern Gehalt; aber daß mit dem Amt und dem Titel das Verständnis gekommen wäre, daß eigentlich eine Landschaft auf der Kupferplatte so aussehen müsse wie draußen in Gottes schöner Natur, davon war nichts zu spüren.

Jedoch der Titel brachte dem Vater Privatschüler, und unter diesen einen Eleven der Forstakademie zu Tharandt namens Wagner. Er stammte aus Meiningen, war Spielgenosse des dortigen Erbprinzen gewesen und hatte auf Kosten des Herzogs eine feine Erziehung genossen. Während er nun (gleichfalls auf herzogliche Kosten) in Tharandt studierte, benutzte er die Nähe von Dresden, um sich für seine Lieblingsneigung zum Landschaftsmaler durch Unterricht bei dortigen Meistern weiter auszubilden. So wurde er Professor Richters Schüler und gab bald darauf seine Forstlaufbahn auf, um sich in Dresden ganz dem Studium der Kunst zu widmen.

Dieser Wagner zeichnete nun ohne akademische Brille die Natur so nach, wie er sie sah, und Professor Richter ließ dem talentvollen, gut zahlenden Schüler hierin volle Freiheit, während die anderen Schüler von ihm noch in den Banden der hergebrachten Manier gehalten wurden. Es war natürlich, daß in den letzteren aus verschiedenen Gründen der Freiheitsdrang und das noch nicht ganz verdorbene Gefühl für Naturwahrheit sich gegen diesen Zwang zu empören begann, und daß die anmutigen Zeichnungen und Ölbilder Wagners ihnen ein erstrebenswertes Ideal dünkten. Insbesondere suchte der Knabe Richter von seinem Vorbilde zu lernen und es ihm in den freien Abendstunden auf dem eignen Stübchen nachzuthun.

Der heiß begehrte Besitz eines eigenen Zimmerchens war nämlich dem Knaben beim Umzug in eine geräumigere Wohnung in der „großen Schießgasse“ zu teil geworden, allein der ebenso lebhaft ersehnten Feierstunden gab es leider allzuwenige. Ungern sah es der Vater, wenn der Sohn ein Buch zur Hand nahm, obwohl die Lücken seines Wissens jetzt an allen Seiten sich deutlich genug zeigten; und daß die verstohlen herbeigeholten und deshalb mit um so größerem Wonnegefühl genossenen Bücherschätze des Kandidaten Jung, eines Neffen der Großmutter Richter, der jetzt öfter zum Besuch kam, seinem Sohne irgend etwas nützen könnten, dafür fehlte dem Professor Richter jedes Verständnis. Selbst des am 28. Oktober 1787 zu Weimar verstorbenen Musäus „Märchenschatz“ fand vor dem Vater keine Gnade, obwol er des phantasievollen Knaben ganzes Entzücken wurde.

Und doch dürstete dessen Seele grade jetzt nach Höherem und Besserem, als ihm das väterliche Haus und der auf der Akademie begonnene trockene und schablonenhafte Unterricht oder die wenigen ihm zugänglichen Bücher zu bieten vermochten. Zwar regte sich auch auf der Akademie schon ein neuer volkstümlicher und christlicher Geist — trotz aller Warnungen der bezopften Herren Professoren vor dem „altdeutschen Unsinn“; aber diese Kreise älterer Kunstjünger schlossen sich gegen die „Klassenschüler,“ welche Tag für Tag ihr mechanisches Ab-

zeichnen betreiben mußten, kastenartig ab. Und vor allem war es der Mangel jeder christlichen oder auch nur religiösen Einwirkung, welcher in des Knaben Seele das Gefühl unbefriedigter Leere bitter empfinden ließ. Der Vater, stets unkirchlich, hatte nichts zu geben, ja hinderte es nicht einmal, daß in seines Sohnes Gegenwart im eignen Hause von Geschäftsfreunden Lästerworte über das jedem Christen Heiligste gesprochen wurden. Der Sohn hatte aus seinem elenden Unterricht einige abgeblaßte Begriffe von Gott, Tugend und Unsterblichkeit mitgebracht, der übrige Kram der katholischen äußerlichen Frömmigkeit war ihm ein längst überwundener Standpunkt geworden. Eine Bibel gab es natürlich im Richterschen Hause nicht; kein Gottesdienst wurde besucht; was dem Knaben aus der biblischen Geschichte als seligmachende Wahrheit erschienen und als solche von ihm gläubig aufgenommen war, wurde ihm nun als Lug und Trug oder als Albernheit und Dummheit bezeichnet, gelegentlich wohl auch — ohne Widerspruch des Vaters — mit ekelem Witz und giftigem Lästerwort in den Kot gezogen. So ging der arme Knabe dahin, unbefriedigt und unverstanden in seinem Sehnen sowohl nach wirklich künstlerischem Schaffen als auch nach einer das Herz beglückenden gewissen Wahrheit über die großen Rätsel der Zeit und Ewigkeit.

Schon war ihm der Glaube an einen persönlichen Gott verloren gegangen und doch hatte er das Gefühl, daß er ohne diesen Glauben ein recht unglückliches Menschenkind sei. Da kam ihm, dem ein offenes Ohr für die stille Predigt der hehren Sternenwelt von der Allmacht und Weisheit des ewigen Schöpfers geblieben war und der das Auge nicht oft genug zu jenen lichten Fernen erheben konnte, der Einfall, daß die Sonne, die Spenderin alles Lichtes und Lebens, selbst der liebe Gott sei. Kurze Zeit beglückte dieser kindlich fromme Wahn auch wirklich des suchenden Knaben Seele. Doch bald zerrann auch diese Naturphilosophie gleich den Systemen anderer von Gottes Wort losgelöster Denker und Sucher in nichts, und neue Enttäuschung bemächtigte sich des führerlos in der Irre gehenden Knaben.

Vor gedruckten Büchern empfand er eine gewisse Ehrfurcht; sie schienen ihm den Schlüssel zu allen Rätseln zu enthalten, und so las er denn bunt durcheinander was ihm in die Hand

kam: Don Quixote, Abraham a Sankta Clara, Lebensbeschreibungen berühmter Maler, Geßners Idyllen, Plutarchs Lebensbeschreibungen, Winckelmanns Briefe und vieles andre, bis sein Kopf zu einer Art Gerümpelkammer geworden war, in welcher nur noch (wie er selbst später sagt) der notwendige Hausrat fehlte. Und als er gar einmal in einem Buchladen ein Büchlein mit dem verlockenden Titel: „Grundriß praktischer Lebensphilosophie“ sah, hatte er trotz ziemlicher Geldklemme nichts eiligeres zu thun, als diesen untrüglichen Führer zur Wahrheit und Glückseligkeit sich zu kaufen. Doch sein Inhalt waren abgebrochene Gedankenspäne, die der Knabe nicht verstand und deshalb nicht für sein Leben zu verwenden wußte.

Um dem jetzt in das Jünglingsalter tretenden Knaben die Ecken etwas abzuschleifen und wenigstens seinen gesamten äußeren Menschen harmonisch zu gestalten, wurde ihm Unterricht in Musik, Französisch und Tanzen verordnet.

Weil die Anschaffung derselben am wenigsten kostete, kaufte sich der junge Künstler eine Flöte — ganz gegen seine Neigung, wenn auch getröstet durch das Bewußtsein, daß besagtes Instrument selbst dem großen Friedrich nicht zu schlecht gewesen sei. So wurde nun einige Monate wacker und nicht ohne Erfolg darauf los geflötet; dann aber fand sich ein trockener Husten ein, und der Arzt verordnete Ziegenmilch statt des Flöteblasens. Dieses wurde dann später nicht wieder aufgenommen, auch als der Husten glücklich beseitigt war.

Weniger angreifend war der französische Unterricht. Der Lehrer war ein lustiger, äußerst drollig aussehender Junggesell, der meist spät nach Mitternacht heimkehrte, aber seine französische Lektion dem vielbeschäftigten Jüngling schon früh von sieben bis acht Uhr erteilen mußte. So mußte der Lehrer denn jeden Morgen erst vom Schüler aus den Federn geklingelt werden; dann wurde ein klein wenig gelesen, konjugiert und dekliniert, und wenn es zum „Parlieren“ kommen sollte, war der lustige Junggesell längst wieder aufs schönste eingeschlafen. So grausam war jedoch der gute Ludwig nicht, daß er dem Lehrer den schönen Morgenschlaf gestört hätte, zumal das Französisch sprechen nicht zu seinen Liebhabereien gehörte und er sich inzwischen gern anders beschäftigte. Kam

aber acht Uhr heran, so schurrte der Schüler mit dem Stuhl, hustete oder ließ ein Buch zur Erde fallen, worauf dann der Lehrer pflichtgetreu erwachte und seinem eifrigen Schüler vor dem Fortgehen noch eine Lektion zur häuslichen Übung aufgab.

War diese Art des Unterrichts schon recht pläsierlich, so wurde das dritte angeordnete Bildungsmittel, der Tanzunterricht, anfangs dem Jüngling durchaus widerwärtig, schließlich sein Hauptvergnügen. Schon der oft „benebelte" Tanzmeister gab eine nie versiegende Quelle des Spaßes ab, wenn er mit ewig lächelndem Munde die Augen in seinem rotstrahlenden Angesicht blinzelnd zukniff, die mageren brotverdienenden Beine in den großen Schuhen mit graziösen Hopsern vorwärts bewegte, und dabei die kurzen Arme mit der Geige in die Luft streckte, als ob er fliegen wollte. Noch mehr aber war es die Gesellschaft, die sich hier zusammenfand und bald in traulicher Weise auch außer der Tanzzeit sich zu gemeinsamen Landpartien an den freien Sonntagen nach einer Mühle des damals noch sehr einsamen Plauen'schen Grundes vereinte. Vor allem aber vermochte es eine, dem Jüngling diese Stunden bald unentbehrlich zu machen, Auguste Freudenberg mit Namen, des damals kaum sechzehnjährigen Jünglings erste und einzige Liebe, der es beschieden war, später mit ihm als treues Weib die bösen und guten Tage eines langen reichgesegneten und glücklichen Ehestandes zu teilen.

Sie kam nur zu den regelmäßigen Tanzstunden und beteiligte sich weder an den Bällen noch an den Landpartien, blieb auch gegen die jungen Herrlein außerordentlich zurückhaltend. Doch stets bildete sie den Mittelpunkt der Freude, sodaß bei ihrem Erscheinen in den Tanzstunden über dem Lachen und Scherzen gar oft der Tanz vernachlässigt wurde. Das hatte den tanzlustigen jungen Ludwig Richter schon oft recht böse gemacht, und anfänglich mochte er das frische Mädchen aus diesem Grunde gar nicht leiden. Doch bald tanzte er am liebsten mit ihr, und mit unwiderstehlicher Neigung fühlten sich die beiden jungen reinen Herzen zu einander hingezogen. Nun wurde des Jünglings einziger Spaziergang der Weg hinaus zum Dippoldiswalder Schlage, wo der Einnehmer Ephraim Böttger mit seiner Ehefrau wohnte. Bei diesen

ihren nahen Verwandten hatte Auguste Aufnahme gefunden, als sie, erst vier Jahre, ihre Eltern schnell hintereinander verlor, welche in der Niederlausitz ein Landgut gepachtet und in den schweren Kriegsjahren viele Not erlitten hatten.

Die Erziehung des jungen Mädchens war eine einfache und strenge. Vetter Ephraim war zu Haus trotz aller seiner nach außen herausgekehrten Kammerdienerbildung ein launenhafter Despot, welcher von Frau und Pflegetochter nicht die leiseste Einwendung duldete. Ohne eine Miene zu verziehen mußten beide Ordre parieren, wenn sie nicht den ganzen Grimm ihres Haustyrannen auf sich herabziehen wollten. Die Tante dagegen war dem Kinde die liebevollste Mutter geworden, hatte sie voll Herzlichkeit und Güte groß gezogen, zu allen Arbeiten des Hauses tüchtig gemacht, auch mit ihr des Eheherrn und Oheims Launen in Geduld, Sanftmut und Freundlichkeit zu tragen versucht. Durch ihren Einfluß hatte sich das junge Mädchen Frohsinn bewahrt und wußte überall, wohin sie kam, durch ihr Erscheinen frohe Stimmung unter ihren Jugendgenossinnen zu verbreiten. Auch sie fand Wohlgefallen an dem jungen Künstler. Man sah sich, grüßte sich, wechselte einige flüchtige Worte — und ehe die beiden zunächst Betroffenen sich selbst ganz klar darüber geworden waren, galten sie im ganzen Tanzkränzchen für ein „ausgesprochenes“ Liebespaar.

Doch wurde über allen diesen Allotriis das Weiterarbeiten in der vom Vater ererbten Kunst nicht verabsäumt. Schon die immer wiederkehrende Sorge um das tägliche Brot nötigte zu anhaltendem Radieren der oben erwähnten Prospekte für den Handel, obwohl grade diese Arbeiten dem Jüngling doppelt lästig wurden, weil sie ihn vom eigentlichen Studium und der grade ihm so notwendigen Fortbildung zu einem höheren Ziele allzusehr abzogen.

Wie aber Ludwig Richter in seinem Leben so oft ein entscheidendes Eingreifen einer leitenden göttlichen Hand voll Dank zu rühmen Veranlassung gefunden hat, so trat jetzt völlig unerwartet ein Wendepunkt in demselben ein, der seine spätere Laufbahn als Künstler anbahnte und ermöglichte.

Der Buch- und Kunsthändler Christoph Arnold aus Dresden war es, der diese Wendung herbei-

führte. In das von der Familie Richter bewohnte Haus gekommen, um eine andere Person zu suchen, geriet er dabei „aus Versehen“ an die Thür des Professor Richter. Dieser hatte „zufällig“ selbst geöffnet und da beide Herren sich von früher her kannten, trat der Buchhändler in des Professor Zimmer ein, in welchem der Sohn Ludwig grade „zufällig“ Prospekte radierte. Während des Gespräches der beiden Herren beobachtete Herr Arnold fortgesetzt das Arbeiten des Jünglings, trat dann an seinen Tisch, besah die Arbeit mit Wohlgefallen und fragte, ob er der Sohn sei u. a. m. Schließlich fragte er den Professor, ob er wohl für seinen Verlag ein größeres Werk mit malerischen Ansichten von Dresden und seiner Umgebung radieren wolle? Die Zeichnungen müßten aber nach der Natur aufgenommen werden und da er sähe, daß des Professors Sohn dazu Geschick habe, möge er letzteren mitarbeiten lassen, damit die Sache schneller gefördert werde.

Der Vater sagte zu, und schnell wurde nun das Geschäftliche zwischen beiden Männern verabredet. Als beim Fortgehen dann Herr Arnold dem Jüngling freundlich die Hand reichte, bemerkte dieser mit Verwunderung Thränen in des ernsten Mannes Augen. Aus dem Vorzimmer wieder zurückkehrend gab Professor Richter indessen bald seinem erstaunten Sohne die Erklärung des überraschenden Vorganges: der damals in seinem siebenundfünfzigsten Lebensjahre stehende Mann war durch die Ähnlichkeit des jungen Richter mit seinem eignen kürzlich verstorbenen Sohne so lebhaft bewegt worden, daß er noch beim Weggehen den Wunsch geäußert hatte, der Jüngling möge allwöchentlich einen Abend bei ihm im Kreise seiner Familie zubringen.

Durch seinen Eintritt in diese wohlhabende Familie begann nun für Ludwig Richter eine neue Zeit. Herr Arnold sandte ihn oft in die Umgegend, Aufnahmen zu machen, oder die ganze Familie (d. h. Herr und Frau Arnold mit ihrer einzigen, schon in vorgerücktem Lebensalter stehenden Tochter Gottwertha) machte mit ihm zu diesem Zwecke Ausflüge, welche immer reiche Ausbeute brachten. Doch je herzlicher er hier wie Sohn und Bruder behandelt wurde und je sorgenfreier sich nun seine Zukunft zu gestalten schien, um so lebhafter er-

füllte seine Seele das Verlangen, aus einem Zeichner und Radierer ein wirklicher Landschaftsmaler zu werden, und er ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, dem Vater seinen Herzenswunsch auf allerlei verblümte Weise (z. B. durch komische und symbolische Skizzen auf den breiten Rändern der Kupferplatten) zu erkennen zu geben.

Da hörte Professor Richter eines Tages durch den ihm befreundeten Landschaftsmaler Graff, daß die Familie eines in großer Dürftigkeit verstorbenen Malers dessen Malutensilien zu verkaufen gesonnen sei. Er schlug seinem Sohne vor, dieselben sich anzusehen und, falls sie preiswert zu kaufen seien, sich zu erwerben. Schnell eilte dieser in die dürftige Wohnung, wo die Kleinodien waren, auf welche er die Hoffnung seines Glückes baute. Unerfahren über ihren gänzlichen Unwert erstand er dort für wenige Groschen einen alten schmierigen Holzkasten mit etlichen eingetrockneten Farbenblasen, eine zerbrochene Spachtel, eine zersprungene Palette und ein Dutzend abgenutzter Borstenpinsel. Hocherfreut und schwer beladen eilte er nun mit solchen Schätzen heim zum Vater, um von diesem zu hören, daß nur der alte Kasten und die geflickte Palette überhaupt noch zu gebrauchen seien, alles andre aber weggeworfen werden müsse. Aber die Künstlerlaufbahn war mit diesem Gang doch nun einmal betreten; es wurden wirklich neue Farben und brauchbare Pinsel gekauft, und Freund Graff übernahm es, dem jungen Freunde die Geheimnisse des Ölmalens zu erschließen.

Allein Meister Graff war alles andre, nur kein Künstler von Gottes Gnaden. In sehr guten Verhältnissen lebend, ein „stets glatt gebügelter eleganter Hagestolz,“ malte er überhaupt nur, wenn ihm die Langeweile auf die Dauer zu langweilig wurde, und blieb in seinen eignen Gemälden stets bei einem wolkenlosen, in ewig heiterem Blau lächelnden Himmel und zahllosen steifen Reproduktionen seiner Lieblingsbaulichkeiten, insbesondere des doch so überaus einförmigen Tetschener Schlosses mit seinen zahllosen Fensterreihen. Das war alles sehr appetitlich sauber gemalt, aber doch so wenig anregend und fortbildend, daß Professor Richter sich bald genötigt fand, sich nach einem andern Lehrmeister für seinen Sohn umzusehen.

Seine Wahl fiel auf einen akademischen Kollegen aus der alten Schule, den Professor Schubert, ein kleines rundes Männchen mit großem Wohlwollen und einer erstaunlichen Fülle von allerlei Kenntnissen. Man erzählte von ihm, daß er zum großen Ärger der akademischen Schüler bei der Korrektur ihrer Arbeiten den Figuren stets einige Linien in der Breite zusetzte, bis sie endlich die als normal angesehene Körperfülle des Herrn Professors selbst erhielten. Doch um seiner Herzensgüte willen und weil er es aufrichtig wohl meinte, war er bei seinen Schülern gern gelitten.

In der Schule dieses Mannes der allergrauesten Theorie war der junge Richter jedoch nicht an seinem Platze. Zunächst wurde Baumschlag und immer wieder Baumschlag geübt, d. h. Blätter en gros gezeichnet, wie sie im Kopf des Professors, hingegen an keinem lebendigen Baume sich vorfanden. Ein breiter Pinsel von struppigen Fischotterhaaren wurde in die volle Farbe getaucht und dann so auf die Leinwand gesetzt, daß lauter kleine Halbmonde entstanden. Bei etwas anderer Handhabung des Pinselstieles entstand auf dieselbe Manier ein vortreffliches Gras, das aber kein Schaf für Gras gehalten haben würde. Dann ging es an ein gründliches Kopieren einzelner Pferdeknochen in Naturgröße, ohne daß dem jungen Künstler, der hierbei die Verwendung von Pferden als Landschaftsstaffage lernen sollte, irgendwie klar gemacht worden wäre, wo besagte Knochen eigentlich im Pferde säßen. Dann wurde ein ganzer Sommer wieder mit Kopieren leichter Gemälde in Sepia zugebracht, und es war gar nicht abzusehen, wie bei solcher erschreckenden Gründlichkeit der Schüler je zum selbständigen Malen kommen sollte.

Da trat wieder eine jener wunderbaren Wendungen seines Lebens ein, welche demselben eine ganz andere Gestaltung gab und den jungen Künstler unvermutet auf die Hochschule des eigenen Schaffens führte.

Der Oberkammerherr der Kaiserin von Rußland (Gemahlin Kaiser Alexander I.), Fürst Narischkin, hielt sich auf der Durchreise nach Südfrankreich im Jahre 1820 in Dresden auf und hatte dem dortigen Hofrat Franz den Auftrag erteilt, für ihn einen jungen Künstler zur Begleitung zu gewinnen,

um Reiseskizzen nach der Natur aufzunehmen. Selbstverständlich hatten sich sofort eine ganze Reihe junger Künstler um diesen verlockenden Posten beworben. Durch Vermittlung des oben erwähnten Malers Graff, welcher sowohl mit dem Hofrat Franz als mit dem Professor Richter befreundet war, gelang es jedoch, den Hofrat dazu zu bewegen, daß Ludwig Richter durch ihn dem Fürsten empfohlen und vorgestellt wurde. Die diesem hierbei von dem jungen Maler vorgelegten Kopien und freien Zeichnungen nach der Natur hatten den Beifall des Fürsten in solchem Maße, daß derselbe ihn sofort mit freier Station und hundert Dukaten Jahresgehalt engagierte.

Fürst Narischkin war ein bereits bejahrter Herr von imposanter Gestalt und lebendigen einnehmenden Manieren; dabei aber im höchsten Grade frivol, wenn auch reich an vielen witzigen Bonmots. Wenn er den französischen Firnißüberzug seiner weltmännischen Bildung im eigenen Hause einmal entbehren zu können glaubte und seine eigenste Natur walten ließ, erkannte man sofort den halbasiatischen Barbaren, der in ihm nie ganz überwunden worden war.

Die Reisegesellschaft bestand aus einem Genfer, Herrn von Luzi, als „Gesellschaftskavalier", dem noch etwas burschikosen Dorpater Arzte Dr. Alimann, und endlich aus dem Sekretär, Herrn von Küchelbeker, einem innerlich und äußerlich wenig einnehmenden jungen Litteraten, dessen Beschäftigung fast lediglich darin bestand, die Briefe des Fürsten zu siegeln, wobei er erschrecklich viel Couverts verbrauchte und sich meist am Siegellack die Finger verbrannte. Zu diesen drei Herren kam nun Ludwig Richter in das fürstliche Gefolge. Die Dienerschaft bestand aus einem elsässischen Kurier, zwei russischen Kammerdienern und einem Leibeigenen namens Michal.

An einem dunklen Abende, Ende November 1820, an dem Schnee und Regen durcheinander wirbelten, fand sich der damals 17jährige junge Maler, zur Abreise gerüstet, befohlenermaßen mit seinem Koffer bei dem Fürsten ein. Dieser war noch nicht aus der Oper zurück; Koffer und Kisten bedeckten die Gänge und den Hausflur des Hotels, um auf die Wagen geladen zu werden. Die Diener waren mürrisch vom

Wetter und von der Arbeit, auch verstand Ludwig Richter ihre Sprache nicht. So stand er denn verloren eine Stunde umher, bis endlich der Fürst mit seinem „Gefolge“ erschien und — ohne die geringste Notiz von ihm zu nehmen, an ihm vorbei auf sein Zimmer ging.

Nach einiger Zeit kamen alle wieder herunter und stiegen in ihre beiden großen vierspännigen Reisewagen. Niemand fragte nach dem Maler, bis ihn endlich Michal in eine halboffene Chaise verwies, die für ihn in Dresden gekauft worden war. Nachdem er sich und seine Sachen hier untergebracht, ging es kurz vor Mitternacht in dem Wägelchen, das nur ungenügenden Schutz gegen die Unbilden des Wetters bot, hinaus in die stockdunkle kalte Novembernacht auf Leipzig zu.

Das war der Anfang, recht geeignet, die überschwengliche Reiselust des jungen Malers auf das Maß der draußen herrschenden Novemberluft herabzudrücken und abzukühlen.

Mit kurzen Unterbrechungen ging die Fahrt durch die einförmige Ebene und die endlosen schnurgraden Pappelalleen über Leipzig auf Lützen zu. Hier wurde Halt gemacht. Eine Viertelstunde vom Ort entfernt liegt der „Schwedenstein“, welcher damals noch allein die Stelle zierte, wo der lutherische König Gustav Adolf am 6. Juni 1632 seinen Tod fand. Dieser Stein, neben dem jetzt ein würdiges gußeisernes Denkmal steht, war die erste Reiseskizze, welche der römisch-katholische Maler der Mappe seines griechisch-katholischen Fürsten einverleibte.

Dann ging es weiter nach der Goethestadt Weimar, wo am Markte im Hotel „zum Erbprinzen“ Wohnung genommen wurde.

Weimar stand damals grade auf der Höhe seines Glanzes. Die Zeit der die Straßen und Plätze mit Bauschutt, Mauersteinen und Staubwolken erfüllenden Bauten war vorüber; das am Paradeplatz gelegene, „unter der Leitung“ von Goethe in den Jahren 1790—1803 aufgeführte großherzogliche Residenzschloß bereits die Wohnung des „Dichterfreundes“ Karl August, der in diesem seinem Schlosse auch die Erinnerungen an Schiller, Herder und Wieland eifrig pflegte. Weiter die Ilm hinauf durch prächtige Alleen, an schattigen Baumgruppen vorüber das „römische Haus,“ die einfache, fast ärm-

liche Gartenwohnung Goethes, in deren Nähe später ein Landhaus in gotischem Stile erbaut ist, in dessen Saale sich das 1853 von Steinhäuser in Rom vollendete kolossale marmorne Standbild des Dichterfürsten befindet.

Die Zeit, da Karl August mit seinem „wirklichen Geh. Rat“ Goethe auf dem Marktplatz in Weimar mit langen Peitschen sich im Knallen übte, und die beiden von Geist und Lust übersprudelnden jungen Herren manchen sehr heiteren Streich ausübten, den andere nie hätten wagen dürfen, war ebenfalls vorüber. Der nun schon einundsiebzigjährige „Dichtergreis“ hatte bereits vor vierzehn Jahren unter dem Donner der Kanonen von Jena seine Christiane Vulpius endlich an den Altar geführt, und Großherzog Karl August war ein wohlgesetzter Herr geworden, welcher mit seiner kräftigen, gedrungenen Gestalt dem oberflächlichen Beurteiler wohl nur den Eindruck eines gebildeten Landmannes machte, dessen Worte in ihrer kernigen Kraft und Einfachheit aber ihres imponierenden Eindruckes nie verfehlten.

Fürst Narischkin verkehrte täglich am großherzoglichen Hofe, und Ludwig Richter wurde bei einem Gegenbesuch, welchen der Großherzog dem Fürsten machte, dem ersteren vorgestellt und mußte demselben seine Skizzen vorlegen. Dies gab Veranlassung, daß der junge Maler in der vom Großherzog und Fürsten benutzten kleinen Kalesche zu einer Hasenjagd mitgenommen wurde, um im Freien eine Jagdscene aufzunehmen. In einer muldenartigen Vertiefung des Feldes waren durch ein „Kesseltreiben“ Hunderte armer Häslein zusammengetrieben, welche auf der blitzenden Schneefläche hin und her flüchtend vergeblich den Ring der lärmenden Treiber zu durchbrechen versuchten und in dieser Zwangslage von den Herren mannhaft niedergeschossen wurden. Richter „hatte die Ehre“, die Gruppe der Fürsten, Leibschützen und Jäger zu zeichnen und nach der Jagd zu einem Frühstück im Jagdhause zugezogen zu werden, an welchem eine auserlesene Gesellschaft von Herren teilnahm. Die europäische Bedeutung dieser Weimarischen Tafelrunde war dem in solchen Dingen noch völlig unerfahrenen Jünglinge indessen verborgen, sodaß er der laut und lebhaft durcheinander wogenden Unterhaltung wenig Beachtung

schenkte. Da rief ihm plötzlich der Fürst infolge einer Erkundigung des Großherzogs über den Tisch zu, ob er derselbe Richter sei, welcher mit seinem Vater die siebzig Ansichten der Umgegend von Dresden radiert habe? Aller Augen richteten sich nun auf den bis dahin wenig beachteten jungen Maler, der diese Frage mit gerechtem Stolz bejahte und sofort um ein Bedeutendes im Ansehen bei seinem Fürsten stieg, welchen es mit Genugthuung erfüllte, daß der Name seines künstlerischen Reisegenossen bereits über die königlich sächsischen Schlagbäume hinaus und selbst bis zu den Ohren eines „Karl August" gedrungen war.

Doch nur zu schnell waren die schönen Tage von Weimar mit den noch genußreicheren Abenden in dem regelmäßig besuchten Theater vorübergeeilt, und neue Rast wurde gehalten in der alten „Gothenstadt" unter dem hohen Friedenstein. Die herrliche Schloßterrasse und des Schlosses reckenhafte, dicke Türme boten einen unbeschreiblich schönen Blick auf die zu Füßen liegende Stadt der Buchhändler und Bibliotheken, der Würste und Pastetchen, und weit über Gothas Gärten und Alleen hinaus in die winterlich beschneiten Ketten des Thüringerwaldes, in die Ebenen nach Arnstadt und Erfurt bis zum Ettersberge. Hätte der junge Landschaftsmaler noch für anderes Interesse gehabt als für Stift und Skizzenbuch, so hätte ihm (wie damals vielen Einsichtsvolleren) auch wohl der seit 1791 in Gotha erscheinende Deutsche „Reichsanzeiger" von Becker und die „Deutsche Nationalzeitung" ein ungläubiges Lächeln abgenötigt. Und doch haben die „Gothaer," wie in anderen Dingen, auch hier mit ihrem damaligen „prophetischen Ahnen" Recht behalten.

Von dort war nur eine verhältnismäßig kurze Tour bis zum uralten Eisenach, das schon die Tage der „Gottesgeißel", des Hunnenkönigs Etzel, schaute, in dessen kotigen Straßen einst die „heilige Elisabeth" hilflos verstoßen umherirrte und der Knabe Martin Luther als „armer Parthekenhengst" sich des Leibes Nahrung und Notdurft ersang. Ließ auch die Winterlandschaft in dem Beschauer nicht das Gefühl aufkommen, daß die sagenumkrönte und an historischen Erinnerungen so überreiche Wartburg ein Edelstein in dieser „Wiege des Grün" sei, so schwelgte die für Naturschönheiten

aufgeschlossene Seele des jugendlichen Künstlers doch in all den Herrlichkeiten, die es hier zu schauen und zu skizzieren gab.

Leider wurde nur selten eine solche Rast gemacht auf der Reise, um dem müden Geist und Leib die nötige Erfrischung und Ruhe zu gönnen. Wie im Fluge ging es jetzt südwestwärts, zwischen dem Hohen Rhön und Vogelberg hindurch in das liebliche Kinzigthal hinab. Nun öffnete Frankfurt am Main den Reisenden die gastlichen Thore, und der Ruhe aufs höchste bedürftig betrat die kleine Gesellschaft erwartungsvoll die Stadt, von der einst Lindenberg sang, daß ihr weder die gütigen Götter noch die Natur irgend etwas versagt hätten.

Die alte „Gickelstadt“ wird zwar allezeit eine Perle Deutschlands bleiben, aber den aus dem schönen Thüringen kommenden Reisenden erscheint ihre nächste Umgebung eben nur „gartenmäßig“, und die schön geschwungene Linie des Taunus ist dem Auge gerade nur fern genug, um Sehnsucht nach näherer Bekanntschaft einzuflößen. Die jetzt so entzückenden Anlagen an der Stelle, wo Dalberg seit 1804 die Festungswälle abtragen ließ, waren damals in ihrem ersten Entstehen. Für die alten Baudenkmäler fehlte es dem jungen Landschaftler an der nötigen Begeisterung, und so konzentrierte sich seine Erinnerung an Frankfurt hauptsächlich in dem Entzücken, das ihm Danneckers „Ariadne“ in der Bethmannschen Villa vor dem Friedberger Thore einflößte. Sie war das erste plastische Werk, welches ihn entzückte und ihm einen Vorgeschmack der künstlerischen Genüsse gewährte, die ihm so ganz unverhofft in ungeahnter Fülle etliche Jahre später in Rom zu teil werden sollten.

Nun wandten sich die Reisenden südwestlich, und von Darmstadt bis Heidelberg wurde die alte „Bergstraße“ verfolgt, welche sich hier am Fuße des Odenwaldes hinzieht. Von den Höhen grüßten die Trümmer einst stattlicher Burgen; die Abhänge bedeckten Nußbäume und Kirschwälder, statt des Blütenschnees jetzt mit echtem Dezemberschnee beladen; in dem alten malerischen Städtchen lachte manch blaues Auge und grüßte manch roter Mund. Doch es ging ja „mit Extrapost“ dem noch fernen Ziele zu, und zum größten Leidwesen

der Reisegesellschaft fand sich keine Zeit, diese reizenden Bilder dem Skizzenbuche einzuverleiben.

In später Abenddämmerung wurde Heidelberg, „die Feine,“ erreicht. Allein in der Stadt, „welche noch keiner verlassen, ohne sich nach ihr zurückzusehnen,“ war nur eine kurze Rast für eine Nacht in Aussicht genommen. Statt jedoch diese zur Ruhe zu benutzen, saßen Dr. Alimann, von Küchelbeker und L. Richter im Gasthof bis spät nach Mitternacht mit einem Herrn von Stackelberg zusammen, und hier hörte der Jüngling Dinge, von denen er sich bis dahin nichts hatte träumen lassen.

Es war im Christmonat 1820. Bereits am 23. März 1819 hatte der Jenaer Student Karl Ludwig Sand den russischen „Aufpasser und Staatsrat“ Kotzebue in Mannheim erdolcht, in der Meinung, Deutschland durch diese That aus größter Gefahr gerettet zu haben. In diesem Wahne hatte er in Mannheim sein Haupt unter des Henkers Schwert gebeugt, als die gefährlichen Wunden geheilt waren, welche er mit demselben Dolche der eignen Brust zugefügt hatte. Aber weit über alle studentischen Kreise hinaus wurde der unglückliche Jüngling nun als Märtyrer gefeiert, und Jahrmarktssänger trugen die Teilnahme für ihn durch Bild und Lied in immer breitere Schichten der Landbevölkerung Südwestdeutschlands. Und als nun gar König Friedrich Wilhelm III., „der Gerechte,“ den Berliner Professor der Theologie De Wette aus Amt und Brot verjagte, weil derselbe am 31. März 1819 gewagt hatte, der kummervollen Mutter des Studiosus Sand einen ganz unpolitischen und unverfänglichen Trostbrief zu schreiben, da war alles geschehen, was die politische Beschränktheit der damaligen leitenden Kreise thun konnte, um der Person und That Sands den etwa noch fehlenden Nimbus zu verschaffen. Von diesen Dingen war jede Universitätsstadt voll, vor allem Heidelberg, die nächste Zeugin der Mannheimer Hinrichtung. Und wie kochte und gärte hier alles von neuem, als die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819 auch die letzten kümmerlichen Reste von Rede- und Gedankenfreiheit totschlugen!

Das war der Inhalt jenes Nachtgespräches im Heidelberger Gasthaus, welches den siebzehnjährigen Jüngling so seltsam berührte und erregte. Aus Weimar kam er, wo De Wette

damals lebte — und von all diesen Ereignissen hatte er noch nichts gehört, und wenn er davon vernommen hätte, würde es ihn innerlich nicht betroffen haben, denn es lag ganz außerhalb seiner Interessensphäre. Doch wie ergriff es nun in der stillen Nachtstunde das so tief angelegte, für alles Edle und Reine begeisterte Gemüt des „sächsischen“ Jünglings, der hier zum erstenmale „deutsch“ zu fühlen begann!

Indes der reisemüde Leib begehrte daneben doch Befriedigung auch seiner Rechte. Einige Stunden Morgenschlafes brachten die notwendige Stärkung, und als am 8. Dezember 1820 die Morgensonne die Neckarberge bestrahlte, lag Heidelberg längst im Rücken der südwärts eilenden Reisegesellschaft.

Vorbei ging es an Bruchsal, dem zierlichen Städtchen, und an Durlachs meilenweit sichtbarer Warte auf Karlsruhe zu. Mit künstlerischem Entzücken betrachtete der junge Maler die zur Hauptstadt ziehenden Gruppen von Bauern und fröhlich scherzenden Mädchen, an denen die Wagen nur allzu rasch vorüber rollten. „Die Mädchen so schlank und die Männer so frei, als wär es ein adlig Geschlecht“ — wie stach das alles doch so sehr gegen die Heimat ab, wo die Marktweiber plump und schwerfällig, Lasttieren gleich, mit ihren Kiepen auf dem Rücken einherzogen! Hier in der kleidsamen Tracht am milden Wintertage, die Körbe mit Obst oder die Kannen mit Milch auf dem Kopfe balancierend, schritten die Frauen und Mädchen so elastisch und leicht dahin, als denkbar anmutigste Staffage zu der etwas einförmigen Gegend.

Karlsruhe hatte damals keine 16000 Einwohner, aber Fürst Narischkin und die Russen in seinem Gefolge waren von dem Residenzstädtchen sehr angenehm berührt und nannten es „Klein-Petersburg“ wegen seiner regelmäßigen Straßenanlage. Hier hatte sich im Jahre 1715 der auf die damalige Residenz Durlach erzürnte Markgraf Karl Wilhelm im dichten Waldesschatten ein kümmerliches Jagdschloß aus Fachwerk zur Wohnung erbaut, „weil er seinen Unterthanen durch einen Bau aus Backsteinen nicht lästig fallen wollte und ohne harten Druck derselben nicht prächtiger wohnen konnte.“ Von den 32 Alleen, welche damals vom Schlosse aus nach allen Richtungen der Windrose durch den Wald gehauen wurden,

waren in den seitdem verflossenen hundert Jahren elf mit Häusern besetzt und zu Straßen geworden. Sie führten von Südwest, Süd und Südost fächerartig dem schönen Schloßplatz zu, auf welchem innerhalb der dasselbe im Halbkreis umgebenden Kolonnaden das im Jahre 1751 in französischem Geschmacke aufgeführte neue Residenzschloß lag. Das war alles so recht im Sinne der Russen!

Der Adjudant des Markgrafen Friedrich, ein Herr von Fritsch, war ein großer Kunstfreund und fand an Richters Zeichnungen und Skizzen Wohlgefallen. Durch ihn wurde der Markgraf selbst auf den Jüngling aufmerksam und ließ sich bei einem Besuche, den er mit dem Prinzen Wasa dem Fürsten Narischkin abstattete, von diesem verschiedene gelungene Kopien einiger Meisterwerke und eigene Skizzen L. Richter's zeigen. Als dieser darauf dem Markgrafen selbst vorgestellt wurde, zeigte sich der letztere überaus freundlich und mitteilsam gegen den jungen Maler, auf welchen die geistvolle Bildung und Güte dieses deutschen Fürsten bleibenden Eindruck machte und ihm die halbasiatische Vornehmthuerei und Halbbildung seines russischen Fürsten in einer ganz eigentümlichen neuen Beleuchtung erscheinen ließ.

Je weiter aber die Reise ging und je größer die Entfernung von der Heimat wurde, um so mehr erwachte nun auch das Heimweh, die Sehnsucht nach den Eltern und der geliebten Freundin, mit welch letzterer Briefe zu wechseln ihm von den beiderseitigen Eltern ausdrücklich gestattet war. So eilten denn von Karlsruhe noch einmal Liebesboten nach dem fernen Dippoldiswalder Schlage vor Dresden und in das liebe Elternhaus — die letzten Grüße für viele Monate von deutschem Boden. Denn weiter ging die eilige Fahrt; auf allen Stationen standen die nötigen zehn Pferde bereit zum raschen Wechsel, und als der Morgen des 12. Dezember dämmerte, war die Reisegesellschaft nach einer langen, anstrengenden Nachtfahrt in einem Hotel der starken französischen Grenzfestung Straßburg wohlgeborgen.

Münster und Gänseleberpasteten — in diesen beiden Brennpunkten konzentrierte sich das Interesse des Fürsten Narischkin und seines Gefolges. Der Fürst selbst konnte

4*

sich freilich nur für die letzteren erwärmen; ein „Fabrikant" der letzteren, in dessen verlockend appetitlichen Verkaufsräumen Pasteten im Preise von vier bis vierzig Mark feil standen, wurde zu wiederholten Malen besucht und bedeutende Einkäufe befohlen.

Daneben mußte natürlich solch ein echt deutscher Bau mit seiner versteinerten Poesie, dieses „achte Wunder" der Welt, Erwin von Steinbachs weltberühmter Münster, weit, weit zurücktreten. Obwohl nicht unempfänglich für Naturschönheiten, zeigte sich Fürst Narischkin bei solchen Gelegenheiten als Stockrusse mit unbeschreiblich engem Gesichtskreis. Um so mehr war aber sein jugendlicher Reisebegleiter hingerissen von dem mächtigen Eindrucke des herrlichen Bauwerkes. Zum erstenmale in seinem Leben trat ihm hier, und zwar auf fremden Boden, das Gefühl nahe, was es doch Großes und Edles sei um die deutsche Kunst. Diese Verbindung von Innigkeit und Kraft, die sich in all den Skulpturen von rotem Sandstein offenbart, bis hinauf zum Kreuze mit dem achteckigen Knopfe, welches hoch in den Lüften in schwindelnder Höhe über der Krone schwebt, hatte er in seinem Leben noch nie gesehen, oder wo sie ihm in weniger imponierender Majestät entgegen getreten war, doch unbeachtet gelassen.

Schon in der ersten Frühe gleich nach seiner Ankunft in Straßburg war Ludwig Richter zum Münster geeilt. Durch die engen verbauten und krummen Gäßchen hindurch auf den Münsterplatz getreten, sah er plötzlich im dichten Nebel des Dezembermorgens die Pyramide des Turmes vor sich in die Luft ragen und im grauen Dunste verschwinden. Der Bau erschien ihm riesenhaft, unermeßlich, und in den vier Tagen, welche dort Rast gemacht wurde, zog es ihn immer wieder aufs neue zu der herrlichen Westfront des Münsters und hinein in das magische Halbdunkel des hehren Gotteshauses. Die alte astronomische Uhr stand freilich damals; im Revolutionsjahr war sie stehen geblieben und ihre Wiederherstellung galt für unmöglich, bis Joh. Baptist Schwilgué von 1838 bis 1842 sein Meisterwerk schuf.

Allein fehlte auch diese Beigabe, welche jetzt von den Besuchern des Münsters besonders angestaunt und bewundert

wird, so reichten doch die vier Tage kaum aus zu immer neuem Genießen des Herrlichen, das am Münster und im Münster zu sehen war, zumal die Stadt sonst sehr wenig des Merkwürdigen bot. Viel zu früh ging der Aufenthalt in Straßburg zu Ende, und der Abend des 16. Dezember sah die Reisegesellschaft bereits in Colmar.

„Es werden im Elsaß treffentlich viel Cörper von Heyligen gefunden," schreibt der alte Geograph Sebastian Münster, und erzählt uns, daß König Karl IV. von Böhmen nach dem Kloster zu Andlau gekommen sei: „Daselbst thet er auff St. Lazarus Grab, den Christus vom Todt aufferweckt und beschawet sein Gebein." Da hätte es auch noch Anno 1820 für reliquienfrohe römische und griechische Katholiken gar viel Sehenswertes gegeben. Aber für solche Dinge hatte weder Fürst Narischkin noch die Herren seines Gefolges irgend ein Interesse. Nur bei Michal, dem wackeren Leibeignen, war noch einige Teilnahme für dergleichen zu finden.

Doch eilend ging es hinab in das weinreiche Burgund zum schönen Thale des wundersam gewundenen Flusses Doubs, und die nächste Nacht ruhten die Reisenden bereits in der alten Hauptstadt der Sequaner, dem aus Julius Cäsar wohlbekannten Vesontium. In späterer Zeit Bisanz geheißen und bis 1648 des deutschen Reiches „freie Stadt;" dann an Spanien abgetreten und seit 1679 als französische Festung Besançon genannt, bietet die von Waldbergen umgebene, auf beiden Ufern des hufeisenförmig sich krümmenden Doubs gelegene düstere Stadt bereits eine Fülle altrömischer Baudenkmäler. Auch der Charakter der Bevölkerung wurde hier schon ganz ein südlicher. In den Landstädtchen versammelte sich stets sofort ein großer Haufen müßiger Gaffer um die Reisewagen, um Zeuge des hochinteressanten Wechsels der Postpferde zu sein, und Ludwig Richter benutzte die dabei gegebenen kurzen Ruhepausen, um manche originelle Krüppel- und Bettlerfigur in sein Skizzenbuch aufzunehmen.

So ging es weiter nach dem brückenreichen Lyon, dem Mesopotamien Frankreichs, zwischen den in geringer Entfernung von einander parallel fließenden Flüssen Saône und Rhône. Wenn Frankreichs erste Stadt Paris seinen alten Namen

Lutetia dem dort sprichwörtlich gewordenen Straßenschmutz verdankte, so eiferte Frankreichs „zweite Stadt" (wie Lyon sich längst mit Stolz nannte) der „ersten" nicht allein in dem Glanze schimmernder Läden und in der allezeit skandallustigen demokratischen Gesinnung der zahllosen Arbeiter nach, sondern auch in jenem anzüglichen Punkte hätte ein unparteiischer Richter wohl nicht umhin gekonnt, die „zweite Stadt" an erste Stelle zu setzen. „Die Einwohner" — sagt ein Reisender von Lyons engen und feuchten Gassen — „thun alles mögliche, um den Kot stets in hinlänglichem Vorrat auf die Straße zu setzen, und wenn nicht der Himmel sich manchmal der Sache annähme und durch einen tüchtigen Regenguß die Straßen reinigte, so wäre Lyon längst (wie Herculanum und Pompeji unter Lava und Asche) unter Schmutz und Straßenkot begraben worden."

So wenig erwacht war damals Ludwig Richters kirchlicher Sinn, daß es ihn nicht irgendwie berührte, hier im alten Lugdunum, der Stadt des Irenäus und der todesmutigen schönen Märtyrerin Blandina auf einem durch das Blut Tausender von Märtyrern für alle Zeiten geweihten Boden zu stehen. Auch die hochgelegene altehrwürdige Kultusstätte Notre dame de Fourvières, Frankreichs berühmtester Aussichtspunkt, ward nur aus landschaftlichem Interesse aufgesucht, und bot ihm einen alles bisher Gesehene weit übertreffenden herrlichen Blick auf die schneebedeckten Alpen, obwohl der bei ganz klarem Wetter sichtbare Montblanc sich an jenem Tage verborgen hielt. Trotz der Winterzeit (22. und 23. Dezember) schien die Sonne warm, und summende Bienen umgaben den deutschen Maler, als er, voll Entzücken über dies herrliche Stück Gotteserde, die epheubewachsenen Pfeiler und Bogen der alten römischen Wasserleitung seinem Skizzenbuche einverleibte. Daneben blieb immer noch Zeit, die wertvollen Schätze des Museums zu studieren und die aus den Radierungen im Besitz des Vaters längst wohlbekannten und hochgeschätzten französischen Meister in ihren dort aufbewahrten Originalzeichnungen und Bildern immer neu zu bewundern.

Am lieben heiligen Christtage, früh sechs Uhr, wurde die Weiterreise südwärts am Rhonefluß entlang angetreten.

Nicht vermochten heut die vielen Burgen mit zerfallenem Gemäuer oder die Schlösser mit den stolzen ragenden Zinnen, welche die Felsenufer des Rhoneflusses krönten, den jungen Künstler wie sonst zu fesseln. Die Gedanken schweiften weit, weit hinweg zur lieben Heimat, zum Elternhaus und zur Geliebten. Was hätte er nicht gegeben für einen einfachen im Lichterglanz schimmernden Tannenbaum, von lieben Händen mit goldigen Nüssen und Äpfeln behangen. Hier kannte man keinen Christbaum, und die immergrünen Eichen, die Ölbäume, Cypressen und Lorbeerbäume an den Wegen bewiesen allzu deutlich, wie fern das jetzt in Schnee und Eis starrende Dresden lag. Heut kam sich der Jüngling wirklich als ein „armer Reisender“ vor, welcher gern all den vielen Genuß dieses Reisetages gegen ein wenig der herzlichen Freude eingetauscht hätte, die ihm daheim zu teil geworden wäre. Doch die schöne Natur und der fremdartige Charakter der südfranzösischen Städte, durch welche die Reise ging, zerstreuten doch immer wieder solche sehnsuchtsvollen Gedanken und ließen das mit Macht an solchem Tage erwachende Heimweh nicht zur vollen Herrschaft kommen.

Denn was bot nicht allein schon die alte Hauptstadt der Allobroger, Vienne (das einstmalige Welsch-Wien), mit der pittoresken Schloßruine auf dem „Mont Salomon“ zu schauen! Ein römisches Theater, ein wohlerhaltener korinthischer Tempel, ein Triumphbogen aus der klassischen Bauzeit des Heidentums neben der schönen gotischen Kathedrale von St. Moritz, und dazu noch der alte Obelisk über dem Grabdenkmal des Brudermörders und Christusmörders Pontius Pilatus, welcher, um den steten Anklagen seines Gewissens und seines Weibes zu entgehen, (der Sage nach) sich hier am steilen Rhoneufer in das eigne Schwert stürzte, von den schäumenden Wogen des empörten Stromes aber als ein Verfluchter wieder an das Ufer geworfen wurde.

Dann kam das altertümliche Valenz (Valence) mit den vielen Wachttürmen auf der zinnengekrönten Mauer und der schönen Kathedrale mit dem Grabe des Papstes Pius VI., der als Gefangener hier in der Verbannung starb. Vorüber ging es im Flug bei den berühmten Stalaktitenhöhlen von

La Balme, und am heiligen Christabend spät kamen die ermüdeten Reisenden endlich in Montélimart an.

Im Innern bot die vierthorige, mit gotischen getürmten Wällen umgebene Stadt nichts Merkwürdiges; nur das inmitten derselben auf einem Hügel gelegene Schloß hob sich groß und düster gegen den sternenfunkelnden Nachthimmel ab. So wurde denn mit frühestem Morgengrauen am ersten heiligen Weihnachtsfeiertage auch diese Stadt verlassen, in welcher Calvins Lehre früher als in allen anderen Städten Frankreichs Eingang gefunden hatte, und den ganzen hohen Festtag brachten die christlichen Reisenden auf der Landstraße zu!

Eine halbe Stunde vor Orange, dem uralten Arausio, wurde Halt gemacht, um den mit vielen Basreliefs geschmückten, im edelsten Stile gebauten Triumphbogen des C. Marius zu bewundern. In der schmutzigen Stadt wurde ebenso das von alten Häusern und widerwärtigen Spelunken verbaute römische Amphitheater beschaut, wo am Abhange eines natürlichen Hügels sich die Sitze der Zuschauer terrassenförmig hinanziehen — das Ganze aus mächtigen Blöcken ohne Mörtel gebaut, mit Mauern von 121 Fuß Höhe und 13 Fuß Dicke.

Längst funkelten die Sterne vom Himmel, als endlich die Lichter von Avignon den Reisenden entgegenleuchteten und ihr Schein die Herzen mit Freude erfüllte. Nun sollte ja einige Tage Rast gemacht werden, weil Fürst Narischkin seinen aus Paris kommenden Sohn hier erwarten wollte.

Wo der sich teilende Rhonefluß die schöne Insel Berthe-Lasse umspült, von dem gewaltigen, mit einer Kettenbrücke überspannten Strome nur durch Platanenalleen getrennt, erhebt sich gleich einer senkrechten Wand der Kalkfelsen la roque des Doms. Von Norden führt eine Treppe von hundert Stufen hinauf, im Osten fällt der Berg allmählich ab und an seinem östlichen und südlichen Fuße liegt das weltbekannte Avignon, von gewaltigen Mauern mit zackigen Zinnen und mächtigen Türmen umschlossen. Das Innere ist überaus düster. Die Straßen gleichen tiefen Felsschluchten und sind im Sommer noch viel dunkler als im Winter, weil man große Segeltücher von Haus zu Haus spannt, um sich vor der hier unten unerträglichen Sonnenglut einigermaßen zu schützen. Im Kloster-

garten der Franziskaner hat Petrarcas Laura jetzt ihr Denkmal; in der Kirche des heiligen Franziskus ruht ihre irdische Hülle; in ihrem Grabe liegt jetzt eine bleierne Schachtel mit einem vom König Franz I. „mit viel Mühe“ verfertigten Gedichte auf die Unvergeßliche, deren Grab der König sich „aus sonderbarer Verehrung“ hatte öffnen lassen.

Aber noch Größeres gab es für den jungen Maler zu schauen und zu skizzieren. Vor allem andern die päpstliche Residenz auf dem Plateau des Kalkfelsens, — ein großartiger Bau von beispielloser Pracht, mit gewaltigen weiten Hallen aus riesenhaften Steinblöcken zusammengefügt, neben der reich getürmten festungsartigen Kathedrale. Die auch in den Weihnachtstagen noch mit duftenden Kräutern und üppigem Goldregen überwucherte Plattform des Felsens bot dem zeichnenden Jünglinge daneben einen unbeschreiblich herrlichen Rundblick von den Savoyer Alpen bis hin zu den Sevennen, in vier üppige Flußthäler und über die ölbaumreiche trockene Hochebene.

Und wie wäre es möglich gewesen, in Avignon zu zeichnen, ohne das wundersame Vaucluse zu skizzieren? So wurde denn am zweiten Weihnachtsfeiertage auch die römische Brücke mit dem beschneiten Mont Ventoux bei Vaucluse in das Buch des Malers aufgenommen, welcher mit Staunen und Bewunderung diese eigenartig schöne und doch schreckenerregende Natur betrachtete.

Von schwindelnd hohem Felsen schauen die Ruinen eines alten Schlosses hinab auf das Dörfchen Vaucluse. Dann geht es durch schroffe Felsenmauern und Felsentürme hinein in die enge Felsenschlucht der vallis clausa (d. h. geschlossenes Thal), welche dem Orte seinen Namen gab. Wo dies Thal durch unersteigliche Felsen zu einem halben Kreise sich zusammenschließt, ist die Quelle Vaucluse (der Ursprung der Sorgue), zu welcher man auf einem engen beschwerlichen Steige wie in einen tiefen Brunnen hinabsteigen kann. In der Nähe derselben steht die fünfzig Fuß hohe Säule von Sandstein, welche dem Andenken des auf dem römischen Kapitol vom Senate feierlich gekrönten Dichters Francesco Petrarca gewidmet ist, der hier in wilder Einsamkeit seine Liebe zur Gemahlin eines Ritters in Avignon (der erwähnten Laura) vergeblich bekämpfte

und in formvollendeten erhabenen Kanzonen und süßen Sonetten zum Ausdruck brachte; der von hier aus in feurigen Briefen die Lasterwirtschaft des päpstlichen Hofes bekämpfte, und dem dennoch als einem „Wunder der Schöpfung“ Päpste und Fürsten, Adel, Klerus und Volk eine wohl kaum je dagewesene Bewunderung und Ehrerbietung bezeugten. Hier fand man ihn am 19. Juli 1374 in seiner Bibliothek mit dem Antlitz friedevoll auf dem Buche ruhend. Mitten im rastlosen Lernen hatte den siebzigjährigen „Einsiedler von Vaucluse“ ein schmerzloser Tod in das Land des Schauens hinübergeführt.

Welch reichen Stoff fand an solcher Stätte das tiefe und reine Gemüt des jungen Malers zum Sinnen und Minnen, während der Stift fleißig und treu die wunderbare Natur abzeichnete, welche dieser seltsame Mann zu seiner Heimat sich erkoren hatte! Kam dann aber der Abend allzuschnell heran, so harrten im Hotel de l'Europe wieder Genüsse wesentlich anderer Art. Italiener mit schwülstigem Gesang zur Guitarre; ein alter Savoyarde mit der Leier und zwei lieblichen Töchtern nebst einem stocksteifen Buben, der das Tamburin schlug; dann ein anderer alter schlottriger Gesell mit einem Hackebrett und einem wunderhübschen fünfjährigen Mädchen mit schelmischem Gesichtchen und überschäumender neckischer Lustigkeit — alle wollten an dem vornehmen fremden Herrn etwas verdienen. Da waren originelle Scenen für das Skizzenbuch des Fürsten zu fixieren, der an dem Getreibe sonderlich der Kinder besonderes Wohlgefallen zu finden schien.

In der Nacht vom 26. zum 27. Dezember war der Sohn des alten Fürsten, ein russischer General, mit seiner Dienerschaft aus Paris angekommen: ein bleicher Mann von sanftem Charakter, großer Liebenswürdigkeit und feiner Bildung, der sich sofort aller Herzen gewann. Die so vergrößerte Reisegesellschaft brach am 29. Dezember von Avignon auf, um nach verhältnismäßig kurzer Tagesreise wieder in Aix zu rasten.

Hier hatte schon im Jahre 123 vor Christus der Römer Cajus Sextius eine Stadt bei den warmen Quellen gegründet, welche nach ihm den Namen Aquä Sextiä (d. h. die Wasser des Sextius) erhielt. Hier schlug C. Marius in blutiger Schlacht die andringenden Teutonen und Ambronen; hier ver-

lebte (der Sage nach) die Büßerin Maria Magdalena ihre späteren Lebensjahre, nachdem der Auferstandene gen Himmel gefahren war, und „Welsch-Aachen“ bildete im Mittelalter eine unerschöpfliche Quelle des Legendenreichtums. Was gab es nicht alles zu sehen und zu zeichnen in einer Stadt, welche so zahllose Erinnerungen selbst aus vorchristlicher Zeit in sich birgt, in deren Kathedrale noch heut ein wohlerhaltener Apollo-Tempel als Taufkapelle dient!

Am Morgen des 31. Dezember wurde Aix verlassen. Es war ein Tag, wie ihn in dieser Jahreszeit nur der Süden zu bieten vermag. Hell und warm strahlte die Sonne vom wolkenlos blauen Himmel; Weingärten und Feigenbäume begrenzten die Straßen; prächtige Landhäuser, vor welchen in großen Kübeln die Orangen und Limonen im Freien standen, lagen inmitten von Gruppen Pinien, Cypressen und Ölbäumen. Nun fuhr der stattliche Wagenzug langsam die letzte Höhe hinan, die bis dahin die Aussicht nach Süden verdeckt hatte. Jetzt war der höchste Punkt erreicht, und vor den Augen der Reisenden lag das Meer.

Das Meer! Wer es zum erstenmale schaut, gleichviel an welcher Küste und ob in majestätisch erhabener Ruhe oder im wilden Sturmgebrause der tobenden Fluten, wird tief ergriffen sein von seinem Anblick. Und hier in der vollen Schönheit eines sonnenklaren Tages das tiefblaue Mittelmeer, auf dessen Fluten eine Unzahl weißer Segel gleich ausgestreuten Blütenflocken glänzten. Fischerbarken und große Segler — alle von einem Punkt aus in das Meer hinausstrebend, oder nach einem Punkte heimwärtssteuernd, hin zum Hafen der alten sagenumwebten Phocäerstadt Massilia.

„Wonnetrunken“ — schreibt Ludwig Richter selbst über diese Stunde — „fuhren wir von der Höhe hinab.“ Jetzt führte der Weg durch die unzählbare Menge der „Bastides“ (Landhäuser), welche an den südlichen Abhängen der Berge entlang sich hinziehend stundenweit die Gegend bedecken; vorüber an den schloßartigen Villen der reichen Kaufherren und den kleinen Steinhäusern der Handwerksmeister mit nur einem oder zwei kleinen Stübchen — alle aber blendend weiß gestrichen im dunklen immergrünen Laube liegend, gleich einer Taubenschar im grünen Saatgefilde.

Marseille hatte kurz zuvor das langersehnte Ziel erreicht, Freihafen zu werden. Über alle Erwartung groß war der Gewinn gewesen, welcher den reichen Kaufleuten wie den armen Arbeitern durch den hiermit eingetretenen Aufschwung von Handel und Verkehr fast mühelos zugefallen war. Das Geld „lag auf der Straße," und der lebensfrohe Südfranzose versteht es, andere mitverdienen zu lassen, wo er verdient. Heut war zudem Sylvesterabend; da galt es, das Jahr gut abzuschließen in Lust und Freude.

So fuhr die Reisegesellschaft denn durch singendes und lärmendes Volk, welches aus den Thoren der Stadt hinausströmte, die Straßen und Weinschenken am Wege erfüllend, hinein nach Marseille, und nahm am Hafen im Hotel de Beauveaux Wohnung. Ludwig Richter erhielt im dritten Stockwerk ein kleines hübsches Zimmer, von welchem aus er das ganze Treiben im Hafen und auf den Schiffen übersehen konnte.

Gefesselt von dem so eigenartigen, für ihn völlig neuen Anblick stand er noch um Mitternacht am offenen Fenster. Unter ihm der Mastenwald der vor Anker gelegten Schiffe; aus den Schankwirtschaften herauf klang Musik und Gesang lustiger Matrosen, welche lärmend den Jahreswechsel begrüßten. Aber über all dem irdischen Getreibe lag ausgebreitet der glänzende Sternenhimmel, in tiefes, majestätisches Schweigen gehüllt und doch mit dem Flimmern und Funkeln seiner Millionen Lichter eine laute Sprache redend. In ernste Gedanken versunken schaute der Jüngling hinaus in die Neujahrsnacht, hinauf zu den strahlenden Sternen am tiefblauen Himmel. Wie wunderbar hatte ihn die treue Gotteshand bis zu diesem Tage und bis an diese Stelle fern von der Heimat geführt! Und doch rang sich ein tiefer Seufzer aus seinem Herzen. Was dieses arme unruhvolle, trotzige und verzagte Herz am nötigsten brauchte, hatte es auch hier nicht gefunden. Wird das neue Jahr ihm bringen, was er unter den glänzenden Verhältnissen, in denen er jetzt lebt, so schmerzlich vermißt und so heiß ersehnt, — die Freiheit und den Frieden?

Drittes Kapitel.

Als Ludwig Richter am Neujahrsmorgen 1821 erwachte, lag noch dämmernde Nacht über dem Hafen. Er öffnete das Fenster und atmete tief und voll die erfrischende Meeresluft ein. Oben am blauen Himmel fingen die Sterne an zu erbleichen. Mit fahlem Glanz grüßte ihn ein von der Heimat her wohlbekannter Stern. Von Andacht bewegt erhob sich des Jünglings Herz, und wir müssen uns die ganze innere Entwickelung seines jungen Lebens vor Augen stellen, um richtig zu beurteilen und verstehen zu können, was in diesem Augenblick ihn so bewegte, daß er es in sein Reisetagebuch selbst aufgezeichnet hat.

„Höre es, freundlich glänzender Stern“ — so betete er — „höre meine Bitte! Laß mich immer rein und schuldlos, wie jetzt, dich anschauen! Gieb mir in bangen Leidensnächten Trost in meine Seele und Mut, alle Gefahren, alles Übel mit Geduld zu tragen. Ewig laß meine Liebe zu Gustchen sein; ewig, fest und unwandelbar, wie Du! — Ich will tugendhaft bleiben und noch besser werden! Guter, heiliger Gott, Du mein lieber Vater im Himmel, gieb mir Deinen Segen, steh mir bei in allen Nöten und sei mir ein so gütiger Vater, wie Du mir's bis jetzt warst! Ich bete Dich an, Allmächtiger!“ —

Da der Aufenthalt in Marseille auf etwa anderthalb Monate berechnet war, richtete Ludwig Richter sich alsbald sein freundliches Stübchen zum Arbeitszimmer ein, um die bisher gemachten Reiseskizzen in Sepia auszuführen. Da der Fürst sehr zur Arbeit drängte und nicht geduldig genug war, zu begreifen, daß auch in der Malerei „gut Ding Weile haben will,“ ließ der junge Maler, um Arbeitszeit zu gewinnen, sich von der sehr lange währenden Mittagstafel dispensieren und speiste etwas später allein auf seinem Zimmer.

Sein Verhältnis zum Fürsten Narischkin war gerade damals das denkbar beste. Gleich in den ersten Tagen des Marseiller Aufenthaltes ließ ihn der Fürst zu sich rufen und überreichte ihm eine goldne Repetieruhr als Zeichen seiner Erkenntlichkeit und Zufriedenheit. Schon früher einmal hatte der Fürst in echt russischer Zärtlichkeit den Jüngling vor einer großen Gesellschaft umarmt und dabei erklärt, „er habe ihn lieb wie seinen eignen Sohn.“ Der große Beifall, welchen des deutschen Malers Skizzen und Sepiazeichnungen bei dem französischen Landschaftsmaler Fontanieu fanden, trug nun wesentlich noch dazu bei, das Ansehen desselben bei seinem Fürsten zu erhöhen. Denn Fontanieu war ein Original erster Klasse und als solches bei dem stets nach etwas „Apartem“ begierigen Fürsten hochwillkommen. Er war in seiner Jugend Offizier gewesen und hatte als solcher im amerikanischen Befreiungskriege mitgefochten. Obwohl ein Sechziger, besaß er noch immer eine stramm militärische Haltung. Als er zweiunddreißig Jahre alt war, hatte er sich noch der Malerei zugewendet und manchen Sommer zu seinen Waldstudien in der Gegend von Montpellier zugebracht, wo er sich mit Weib und Kind wochenlang in einem hohlen Baumstamme häuslich eingerichtet hatte. Fürst Narischkin hatte bei ihm mehrere größere Bilder bestellt und so geschah es, daß Fontanieu öfters in das Hotel de Beauveaux kam und die Arbeiten des jungen Deutschen mit vielem Interesse verfolgte.

Da trat ein völlig unerwartetes Ereignis ein, welches mit einem Schlage die guten Beziehungen des Fürsten Narischkin zu Ludwig Richter dauernd vernichtete.

Die kleine Gesellschaft machte natürlich viele Ausflüge in die Umgegend und befand sich einmal auf einer der prächtigen „Bastides,“ in der dem ebenfalls in Marseille weilenden Markgrafen von Baden zu Ehren ein glänzendes Diner veranstaltet worden war. Während die Gesellschaft sich nach dem Essen in den schönen baumreichen Anlagen verteilte, machte sich Ludwig Richter daran, einige malerische Partien zu zeichnen. Eine Gruppe hoher Pinien, hinter welchen sich eine Pyramide erhob, im Hintergrunde das weite blaue Meer, gab ein schönes abgeschlossenes Bild, das er mit besonderer Freude aufs Papier brachte.

Als er mit seiner Mappe wieder zum Fürsten kam, welcher unterdes mit seinen Gästen sich zum Kaffee niedergelassen hatte, fragte jener, was er gezeichnet habe. Der junge Maler zeigte seine Bilder dem Fürsten, der sie etwas brummig ansah, weil er schon den ganzen Tag über in sehr übler Laune war. Als aber endlich das Bild mit den Pinien und der Pyramide zum Vorschein kam, von welchem Ludwig Richter sich eine überaus günstige Aufnahme versprach, warf die Excellenz, wie von einer Schlange gestochen, das Blatt beiseite und rief: „Fort! fort! nehmen sie es weg! ich mag nichts sehen! gehen Sie fort!“

Die Gesellschaft war aufs höchste bestürzt, und der ebenso erschrockene als verletzte Maler packte seine Zeichnungen zusammen und verschwand aus des Fürsten Augen. Auf der Rückfahrt hingegen gab er seinem Unmute über das ebenso rätselhafte als beleidigende Benehmen seines bisherigen Gönners den Herren vom Gefolge gegenüber offenen Ausdruck.

Dr. Alimann suchte ihm den Vorgang zu erklären: der alte Fürst vermied mit großer Ängstlichkeit alles, was an den Tod erinnern konnte. Jene Pyramide (ein fingiertes oder wirkliches Grabdenkmal) war ihm deshalb ein sehr ärgerlicher Anblick gewesen, und daß sie nun grade mit der düsteren Piniengruppe für seine Sammlung gezeichnet wurde, war ihm als „ein ganz entsetzlicher Zufall“ und als eine so böse Vorbedeutung erschienen, daß er darüber alle Haltung verloren hatte.

In seiner vergnügten burschikosen Weise suchte Dr. Alimann seinem künstlerischen Reise- und Leidensgenossen über den für alle unangenehmen Vorfall hinwegzuhelfen, entdeckte ihm allerdings dabei auch, daß der Fürst sich jetzt öfter ungeduldig äußere, weil Richter mit den ausgeführten Blättern nicht schnell genug vorwärts komme; er riet aber, sich nicht durch des Fürsten unverständiges Drängen oder seine üble Laune beirren zu lassen und in der bisherigen Weise pflichtgetreu fortzufahren.

Der junge Dorpater Arzt bewies sich auch in der Folgezeit als treuer Freund. Denn der Fürst bezeugte seine Ungnade gegen den deutschen Maler in so unverblümt russischer Weise, daß sofort die anderen Herren seines Gefolges nebst den Dienern ihr Mäntelchen nach diesem Winde hängten und

sich so demonstrativ von jenem abwendeten, als ob er nicht mehr zu ihnen gehöre oder für sie unsichtbar geworden sei.

Für den jungen Deutschen begann nun eine unsäglich schwere Prüfungsschule. Er kam sich — sagte er — bald wie ein abgeschiedener Geist mitten unter Lebenden vor, der sich mit niemandem außer Dr. Alimann verständlich machen könnte. Es fehlten ihm die Mittel nach Hause zurückzukehren; auch besorgte er, daß ein so plötzlicher Bruch mit dem Fürsten auf ihn selbst einen Schatten werfen möchte; er hoffte auch immer noch, daß der Fürst einmal wieder in eine gnädige Laune durch einen neuen „Zufall" geraten könne. So blieb ihm denn nichts übrig, als sich weiter im Gefolge des Fürsten bis zur Rückreise nach Rußland mit herum führen zu lassen. Allein die Aufzeichnungen in seinem Tagebuch von da ab zeigen, wie drückend und oft unerträglich dies überaus peinliche Verhältnis ihm nun geworden war.

Kurze Zeit zum Aufatmen wurde ihm, als der Fürst am 21. Januar mit Herrn von Luzi und Dr. Alimann nach Montpellier und Nimes reiste und ihn mit dem „unheimlichen" Sekretär in Marseille zurückließ. Gleich am Tage nach der Abreise Sr. Excellenz machte er einen größeren Ausflug in das höhere Gebirge. Seiner düsteren Gemütsstimmung folgend ging er aufs Geratewohl in die ödesten, schauerlichsten Felspartien, von welchen er flüchtige Skizzen aufnahm. Dann setzte er seinen Weg am Abhang der Felsen im kühlen Pinienschatten fort, zur rechten Hand stets die Aussicht auf die tiefer liegenden Landhäuser, Pinienhügel und blühenden Mandelbäume.

Nun kreuzte seinen Pfad plötzlich ein schöner gebahnter Fußsteig. Ihm bergauf nachgehend gelangte er bald zu einer Gruppe hohen Pinien, und der Anblick, der sich ihm hier bot, war so über alle Beschreibung schön, „daß er sich in einen Feengarten versetzt glaubte," weit hinausgehoben über alle die vielen groben und feinen Kränkungen und Verdrießlichkeiten der letzten Wochen.

Ringsum Felsblöcke und steile Wände mit üppigstem Grün bedeckt, von Ephen umschlungen; der Boden mit feuerblitzenden gelben Blumenbüschen bedeckt; dazu ein feierliches leises

Rauschen in den hohen Pinienwipfeln, aus welchen die großen leuchtenden Zapfen herunterschauten. Die Sonnenstrahlen brannten heiß in die silberweißen Blütenbäume, während Hunderte von Vögeln im kühlen Gebüsch ihre Stimmen melodisch vereinten. Dicht am Wege lag eine Felsgrotte mit der Aussicht nach dem fernen brandenden Meere und der im Dunstkreis der erhitzten Luft halb verschleierten Stadt Marseille.

Schüchtern schaute er sich um, ob er in diesem Paradiese sich auszuruhen wohl wagen dürfe. Dann setzte er sich — und mitten aus all der üppigen Pracht des Südens, welche ihn hier umgab, flogen seine Gedanken zu der in Schnee und Eis starrenden Heimat. „Ein Häuschen, nur ein kleines Häuschen für mich und Gustchen," schrieb er an diesem Tage in sein Tagebuch, „und ein grünes Gärtchen, von Obstbäumen beschattet, das wünsche ich mir! Kunstwerke, die ich darin hervorbringen wollte, sollten die Hütte zum Tempel und Gustchen sie mir zum Himmel machen. — Kann denn dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen? Es ist ja so wenig!"

Eine krankhaft sentimentale Stimmung begann über den bis dahin so frischen, erst $17^1/_4$ Jahr alten Jüngling die Oberhand zu gewinnen. „Die Gegenwart genießen und von der Zukunft wenig erwarten, das ist mein goldner Spruch," schreibt er am 28. Januar in sein Tagebuch. Und am selben Tage: „Ist der Mensch doch thöricht! Er hofft vom gegenwärtigen Zeitpunkt auf den künftigen und von diesem wieder auf den folgenden und keiner, keiner wird ihm das gewünschte Glück bringen. Sein ganzes Leben ist ein Streben, Hoffen, Jagen, bis er in das Grab sinkt, das er sich öfters auch selbst gegraben hat."

Häufiger auftretende Augenschmerzen, welche ihn infolge angestrengten Arbeitens seit Anfang Februar heimsuchten und ihn am Zeichnen und Malen hinderten, nährten diese ungesunde Stimmung. Er kam ins Träumen und schrieb „seine heißen Phantasien" — wie er selbst die Ergüsse solcher Stunden nannte — nur zu gern nieder, um sie dann im Lesen immer wieder von neuem „durchzuträumen." Doch bricht der kräftige Kern noch hin und wieder durch. Er freut sich, daß er noch so jung ist und bald in Dresden die unterbrochenen

ernsteren Studien wird wieder aufnehmen können. „Ich bin erst achtzehn Jahr“ — schreibt er am 10. Februar — „o, so kann ich's mit Gott, mit der Natur, mit mir und Gustchen noch weit in der Kunst bringen. Ich träumte in meinen jüngeren Jahren gar schön von einem Rafael in der Landschaft und ich müßte das werden. Ich kannte damals noch nichts als Kunstruhm, doch jetzt — —?.. Ich will die Zeit benutzen, mir einen festen und wahren Weg ausfindig zu machen, auf welchem ich frei und groß meine Bahn fortwandeln kann; ich will und muß groß in der Kunst noch werden.“

Und am 11. Februar, kurz vor dem Ende des Marseiller Aufenthaltes: „Wahrhaftig, ich freue mich unaussprechlich auf mein Leben in Dresden, wenn ich wieder heimgekehrt bin; aber ein anderes Leben muß ich doch wohl beginnen. Ich muß mich freier machen, kühner die Schwingen probieren und der großen Kunstsonne entgegen mich schwingen. Ich darf meine Kraft nicht länger schlafen lassen; Sanftheit und Stille und Ruhe lieb' ich sehr, doch jetzt in den heißen Jünglingsjahren ist's auch not, sich kühn und keck durch die Welt zu schlagen; anders würde ich schwach, abgestumpft, das hellauflodernde Feuer der Jugend würde erstickt, und dann säße wohl einmal ein armselig schwankender Federball, von jedem Lüftchen zerzaust, in der Welt. Ersticke den Funken nicht, laß es toben, das heiße, sprühende Feuer, es läßt schon von selbst nach. In die Welt bin ich hineingeschleudert; ich will sie auch nun keck und kühn durchstreifen, gegen Ungemach und bitteres Schicksal kämpfen und stark sein, der Natur und Wahrheit treu bleiben, niemand fürchten, sondern den Bösen und Schlechten bekämpfen oder meiden. Zu viel Bescheidenheit macht knechtisch, den eignen Wert verkennend; eine gewisse Keckheit muß der Mensch haben. — Wie ist doch Alimann so fest, so gut und immer fröhlich. Alles kommt auf frühe, reiflich überlegte Grundsätze, Strenge gegen sich selbst und Würde gegen sich selbst an.“ —

Am 13. Februar verließ die Reisegesellschaft Marseille und gelangte nach einer einförmigen Fahrt durch ödes Felsengebirge bereits am Nachmittag nach Toulon.

Ungeheure Summen hatte einst Ludwig XIV. darauf verwendet, an dieser Stätte, wo in den Römertagen das Städtchen Telo Martius verkümmerte und sich nie eine Stadt zur Blüte erheben wollte, einen künstlichen Hafen zu schaffen. Nun war Toulon eine Festung und ein Kriegshafen ersten Ranges, bei deren Rückeroberung aus den Händen der Engländer Napoleon Buonaparte zuerst sein militärisches Talent bewies. Starre, steile Felsen, zum Teil von imposanten Befestigungen gekrönt, umgaben die damals noch enge und schmutzige „Stadt der Galeerensklaven“ und boten unvergleichlich schöne Aussichtspunkte über den mit Schiffen aller Nationen belebten Golf.

Mit dem treuen Dr. Alimann wurde sofort am 14. Februar dort hinauf ein Ausflug gemacht und eine Skizze aufgenommen, während Dr. Alimann allein botanisierend höher stieg, bis er von einer Schar wilder bissiger Schäferhunde zurückgetrieben wurde. Lachend erzählte er dem fleißig arbeitenden Maler sein kleines, nicht ganz gefahrloses Abenteuer in dieser Felseneinöde: „Die Bestien standen alle um mich herum und bellten mich an, während ich ebenfalls kerzengrade vor ihnen stand und einen nach dem andern ansah. Endlich, um der Vorstellung ein Ende zu machen, nahm ich meinen Hut vor ihnen ab, und (man sieht doch gleich, was Franzosen sind) sie verließen mich sofort bis auf einen naseweisen jungen Mann, der meine Stiefel beroch und zu knurren anfing. Dem sagte ich aber mit gebieterischer Stimme: va-t'en!*) und sogleich entfernte er sich schnell und ehrerbietig.“

Sehr genußreich war trotz der üblen Laune der alten Excellenz am 15. Februar die Fahrt nach dem kleinen Hyères. Zur Zeit der Kreuzzüge noch am Meer gelegen und Haupthafen für den ostwärts strömenden Pilgerpöbel, liegt Hyères jetzt infolge des Zurückweichens des mittelländischen Meeres etwa fünf Kilometer landeinwärts. Durch die Bergkette Les Maures vor dem kalten Nordwestwinde völlig geschützt, war der Ort schon damals einer der beliebtesten klimatischen Kurorte, und jeder von der Reisegesellschaft wünschte das liebliche

*) Das heißt: „Geh fort!“

Städtchen kennen zu lernen, wo außer den Granatäpfeln, den Terpentin und Pimpernüsse bringenden Pistazien und den Feigen schon Zwergpalmen und Dattelpalmen im freien Lande überwintern.

Doch der Fürst hatte befohlen, daß nur zwei Wagen zu etwas sechsstündigem Aufenthalt nach Hyères fahren sollten, und es war nicht geraten, unnötig in seine Nähe zu kommen oder gar etwas von ihm zu wünschen. L. Richter sollte den Fürsten auf dem Kutscherbocke seiner Karosse begleiten, um das Wichtigste zu skizzieren, der Arzt und der Sekretär dagegen eine andre Straße fahren und den Fürsten am bestimmten Ort erwarten. Jedoch dies paßte diesen Herren schlecht. Und so schwang sich denn Herr von Küchelbeker auf den Bock des zweiten Reisewagens und Dr. Alimann ritt auf gemietetem Rößlein neben den Wagen her. Zwei auf „Böcken," der dritte auf einem „Gaul" — das gab in der herrlichen Gegend bei dem köstlichen Wetter einen großen Spaß, zumal ein flüchtiger Blick in das Innere des Wagens die düstere Stirn und tiefhängende Unterlippe Sr. fürstlichen Gnaden erblicken ließen. Danach stand das Barometer in der Karosse auf Sturm, und die jungen Herren waren sehr froh, durch ihre luftigen Sitze vor den Entladungen dieser Atmosphäre sich einigermaßen gesichert zu wissen.

In Hyères führte der liebenswürdige General die Gesellschaft nach dem Schloßberge mit den Ruinen eines alten Sarazenenschlosses, während der Fürst zum Glück für sein Gefolge unten im Hotel verblieb.

Nachdem die anderen Herren noch weiter gegangen, blieb Ludwig Richter oben allein zurück, um wenigstens einiges von all den dort geschauten Herrlichkeiten zu Papier zu bringen. In einem Teile der Ruine hatte sich eine arme Familie wohnlich eingerichtet. Als der Maler mit dem eisernen Ringe an die Pforte schlug, öffnete ihm ein junges hübsches Weib und gab ihm gern die gewünschte Erlaubnis, von ihrem kleinen Gärtchen aus die schöne Aussicht zeichnen zu dürfen.

Noch ein wenig kletterte er in dem malerisch bewachsenen Gemäuer herum; dann setzte er sich mit seiner Skizzenmappe im Schatten einer Gruppe dunkler Cypressen nieder. Blau

und duftig lag in der Ferne die Küste, dahinter im Glanz der Frühlingssonne schimmernd das weite, weite Meer. In nächster Nähe die Felsenabhänge, dicht mit blauen Veilchen überwuchert, welche ihre Düfte mit dem vielen im Gemäuer wachsenden Goldlack und leuchtend roten Levkojen mischten. Die Bienen umsummten die Blumen, und nicht weit von dem zeichnenden Jünglinge pflückte ein kleines Mädchen reife Zuckerschoten in ihr Körbchen. Und es war doch erst der 15. Februar!

Ob er wache oder träume, fragte sich der in tiefes Sinnen mit heimwärts gewendeten Gedanken versunkene Maler. Doch er durfte hier nicht träumen; es mußten möglichst viel Skizzen zusammengetragen werden für des Fürsten Album, und so eilte denn der spitze Stift wieder über das Papier.

Endlich aber war auch diese Arbeit vollbracht, und nun wartete seiner noch eine ganz besondre Freude.

Er besah sich die Wohnstätte der armen Familie in den alten Sarazenen-Ruinen. Das kleine Mädchen, welches die Schoten gepflückt hatte, führte ihn in eine große gewölbte Halle, deren Öffnung mit blühendem Geranke und üppigem Buschwerk umgeben war. Die Thür im Hintergrunde führte noch zu anderen dunkeln Gemächern; neben ihr das Lager der jungen Frau zwischen zwei dicken moosigen Baumstämmen, mit trocknem Laube gefüllt. Darüber ein kleines Kruzifix und ein Weihwasserkesselchen.

Dort fand er die Mutter mit ihrem Kindchen an der Brust. Das dunkle Auge voll Glück und Stolz auf den Säugling gerichtet, um das schwarze Haar ein scharlachrotes Tuch gebunden, so saß sie zwischen Körben mit Salat und Blumen. Soeben hatte sich das Kindchen satt getrunken und lag seelenfroh der hübschen Mutter im Schoß, während beide sich anlachten und mit einander koseten.

In schönster Beleuchtung mit Oberlicht bot diese Gruppe hier in den altersschwarzen, aber reinlich gehaltenen Mauern ein entzückendes Bild, wie es der ältere Palma nicht schöner hätte erfinden, der Pinsel eines Tizian nicht glühender hätte darstellen können.

Des Kindleins Vater war hinunter gegangen nach der Stadt, Gemüse für die vornehmen Herrschaften in das Hotel

zu bringen. Dorthin auch ihr kleines Mädchen mit hinab zu nehmen, damit sie dem Fürsten die Zuckerschoten überreichen könne, war nun die an den jungen Maler gerichtete Bitte der jungen Mutter, welche in all ihrer Glückseligkeit die Sorgen für den kleinen Haushalt nicht vergaß.

So kam denn der deutsche Maler Hand in Hand mit einem hübschen Kinde der Provence, mit einem Korbe frischer Zuckerschoten und vier wohlgelungenen Zeichnungen wieder im Hotel d'Ambassadeur an. Hier fand die Kleine Gnade in des Fürsten Augen, und freudestrahlend in dem geschlossenen Händchen ein großes Geldstück festhaltend eilte sie in schnellen Sprüngen wieder bergan zur Mutter in das alte Sarazenenschloß.

Noch saß die Gesellschaft so fröhlich, als jeder es zu sein vermochte, bei Tafel, als unvermutet der Markgraf von Baden mit seinem Adjutanten erschien. Nun wurde noch ein gemeinsamer Spaziergang durch etliche der schönen Gärten beschlossen, wo Tausende von Orangenbäumen mit goldigen Früchten das Auge des deutschen Malers entzückten, der hier zum ersten Male im eigentlichen Sinne des Wortes „unter Palmen wandelte."

Da bog der Markgraf, welcher von seinem Adjutanten wohl inzwischen die unangenehme Lage erfahren hatte, in welche Ludwig Richter hier ganz ohne seine Schuld geraten war, mit seinem jungen Landsmann recht absichtlich von der übrigen Gesellschaft ab, um mit ihm allein durch einige lange Gartenwege zu wandeln. Mit großer Teilnahme fragte er nach seinen Verhältnissen, seinen Studien und Zukunftsplänen, und wie ein warmer Sonnenstrahl berührte das Herz des vereinsamten und verzagten Jünglings die Güte dieses edlen deutschen Fürsten, welche ihm schon in Karlsruhe so freundlich und ermutigend entgegen getreten war.

Am Hotel warteten inzwischen schon die Reisewagen; der Markgraf verabschiedete sich, und der Fürst verließ mit seinem Gefolge die allen unvergeßliche Stadt Hyères, um auf der nächsten Station die eigenen Wagen wieder anzutreffen und von da an die Reise wieder mit größerer Bequemlichkeit fortzusetzen.

Doch schon in Cornules fehlte es an Pferden zum Wechseln.

Es war neun Uhr abends geworden und eine herrliche mondhelle Nacht angebrochen. Während der Fürst mit dem General und zwei Dienern weiter fuhr, mußte das gesamte Gefolge zurück bleiben. Die Herren gingen deshalb in die erste beliebige Hütte des kleinen Ortes, wo sie freundliche Leute fanden, zu welchen sie sich an den Kamin setzten. Die alte Großmutter, am Feuer mit der jungen Frau den Rocken spinnend, fing mit echt südländischer Lebhaftigkeit und Freundlichkeit zu plaudern an. Die jungen Leute lachten und schäkerten, sangen dazwischen auch ein leichtes provençalisches Liedchen. Das Ganze gab eine hübsche Gruppe, welche am Kaminfeuer gezeichnet wurde.

Die Kunde von der Ankunft und dem Verweilen der fremden Gäste war aber auch hinauf zu der stattlichen Villa gedrungen, welche von einer reichen alten Dame bewohnt wurde. Das war doch gar zu interessant und eine Abwechselung im ewigen Einerlei von Cornules! Freilich war es schon recht spät geworden; aber was verschlägt das bei einer neugierigen Französin, wenn draußen der herrlichste Mondschein zu einer nächtlichen Promenade einladet.

So öffnete sich denn gegen Mitternacht die Thür der kleinen Hütte, und zur allgemeinen Überraschung erschien von ihren Zofen begleitet die alte Dame! Sie war außerordentlich gesprächig und nötigte die Herren trotz der späten Stunde, hinauf in ihre Villa zu kommen. Gern leisteten diese der Einladung Folge und hatten es nicht zu bereuen, denn dort oben gab es einen rechten Feengarten im Silberglanz des Mondes zu schauen; blühende Rosenlauben und plätschernde Springbrunnen mit Palmen und Orangen, und selbst die schäkernden holden Nymphen waren vertreten in den beiden hübschen Zofen, welche in der Vorhalle der Villa unter schelmischen Seitenblicken auf die jungen Herren mit einem alten häßlichen Affen spaßten.

Der Vollmond schien so hell, daß auch hier im Freien einige Skizzen aufgenommen werden konnten. Allein des Schönen war an diesem Tage doch zu viel gewesen. Dr. Alimann suchte sich im Reisewagen ein Plätzchen zum schlafen, während L. Richter mit dem „unheimlichen“ Sekretär am ver-

glimmenden Kaminfeuer in der kleinen Hütte sitzen blieb, bis gegen drei Uhr morgens die Postillone mit den Pferden kamen und die Reise fortgesetzt werden konnte.

Gegen Morgen war Fréjus erreicht, das alte Forum Julii, einst Hauptstation der römischen Mittelmeerflotte, jetzt zwei Kilometer vom Meer entfernt, mit vielen Erinnerungen aus der Römerzeit und der Neuzeit. Von hier trat Napoleon Buonaparte den großen Siegeszug nach den Pyramiden an, von hier aus ebenso die Reise in seine erste Verbannung.

Die Straße führte steil im Zickzack zum Kamme des wilden Esterel-Gebirges hinauf. Auf ihrem höchsten Punkte lag unter hohen Bäumen ein einsames Stationshaus, das der Fürst mit seinem Sohne schon am Vormittage passirt hatte und in welchem nun sein Gefolge eine späte Mittagsmahlzeit einnahm.

Von hier aus senkte sich die Straße allmählich und bot einen prächtigen Blick auf die noch fernen Seealpen, deren mächtige Schneespitzen in rosigem Lichte erglühten, während Land und Meer sich bereits in den Schleier der Abenddämmerung hüllten.

Von Cannes an leuchtete wieder der helle Mond und warf sein volles Licht auf das leise murmelnde Meer und die nahen Inseln. Da lag sie, die sagenumwobene Insel Sainte Marguerite, das berüchtigte Staatsgefängnis der einstigen Gewaltherrscher auf dem Lilienthrone Frankreichs! Was hätte an dieser Stelle die Herren im Wagen wohl anders beschäftigen können, als die sogenannte „eiserne Maske,“ jener rätselhafte Gefangene des Königs Ludwig XIV. auf Ste. Marguerite, dessen Angesicht auch vor seinen Wärtern stets mit einer schwarzsametnen Maske bedeckt blieb; der im Jahre 1698 „zur größeren Sicherheit“ nach der Bastille in Paris gebracht wurde und dort „plötzlich“ am 19. November 1703 sterben mußte! War es wirklich (wie der Beichtvater der Bastille, der Jesuit Griffet, später behauptete) der Herzog von Vermandois gewesen, eins der vier Kinder, welche Louise de la Vallière dem Könige Ludwig XIV. geboren hatte, bevor sie als fromme Nonne in das Kloster ging? Mußte der Herzog wirklich so die Ohrfeige büßen, die er einst dem legitimen Dauphin öffent-

lich zu geben sich erdreistet hatte? Oder war es (wie Voltaire bewiesen haben wollte) der ältere Bruder König Ludwigs XIV., Sohn der spanischen Königstochter Anna von Österreich und des Herzogs von Buckingham? Oder wirklich nur der durch Verrat auf französisches Gebiet gelockte Minister des Herzogs Karl Ferdinand von Mantua, Mattioli, der einst versprochen hatte, für 100000 Scudi das Bollwerk Oberitaliens, die Festung Casale di San Vaso am Po, dem räuberischen Franzosenkönige in die Hände zu spielen, dann aber für noch größeren Lohn das Geheimnis an Österreich, Savoyen und Spanien verkauft hatte und nun Zeit fand, darüber nachzudenken, daß Untreue den eignen Herrn schlägt? —

Lauter rauschten die Wogen am Meeresstrande um das Cap de la Garoupe; doch immer leiser wurde das Gespräch in den schnell am Ufer dahinrollenden Wagen. Erquickender Schlaf umfing die müden Reisenden, welche in demselben nur einmal noch durch die Zollrevision an der (damaligen) italienischen Grenze gestört wurden.

Mitternacht war es, da hielten die Reisewagen vor dem Hotel des Etrangers in Nizza.

Wie schön hätte der Aufenthalt an diesem herrlichen Orte werden können, wenn das Verhältnis des russischen Fürsten zu dem ihm vertrauensvoll in die Fremde gefolgten deutschen Jünglinge nicht täglich unerträglicher geworden wäre! Was half diesem nun sein hübsches Eckzimmer in der Villa des Paglionethales, eine halbe Stunde vor der Stadt gelegen, mit dem Blicke auf die immerblühenden Rosenbüsche, die Myrten und Lorbeeren, Agaven und Palmen? Gaukelnde Träume führten ihn oft aus seinem „vergoldeten Gefängnis“ hin zur fernen Heimat, wo die Herzen schlugen, die ihn liebten; aber mit Entsetzen erwachte er dann, wenn die Morgensonne hell und freundlich in seine Fenster schien, um sich „verlassen und gefangen“ zu fühlen.

So saß er denn in seinem Zimmer, schwermütigen Sinnes die unterwegs skizzierten Blätter in Sepia austuschend. Dr. Alimann hatte einen vornehmen kranken Landsmann in Kur genommen; die anderen Herren gingen zur Stadt oder machten Ausflüge in die Umgegend, bei denen er sich nur sehr selten beteiligen konnte.

Ehe jedoch dem Aufenthalte in Nizza ein plötzliches und allen unerwartetes Ende gemacht wurde, bot sich ihm noch Gelegenheit zu einer kleinen Seefahrt, die ihm unvergeßlich blieb. Er war am 4. März mit den Herren aus dem Gefolge des Fürsten einmal ausnahmsweise zur Stadt gegangen und schlug dort eine Wasserfahrt nach dem eine Stunde östlich gelegenen Städtchen Villafranca vor. Zephyrleicht hoben die Meereswogen das Boot auf ihre schwellenden Rücken, um es ebenso sanft hinunter gleiten zu lassen. Frankreichs Ufergelände und das wildgezackte Esterelgebirge dämmerten im Abendsonnenschein aus den schwarzen Fluten empor, und am grünlich- und goldglänzenden Himmel stiegen aus den nahen Savoyerbergen rosig glänzende Nebelwolken herauf, um ihren Wiederschein auf den weißen Kräuselschaum der Wogen zu werfen.

In Villafranca wurde nur ein Viertelstündchen in einem Café gerastet und dann die Rückfahrt angetreten, da die Sterne schon über den dunklen Bergen funkelten. Schnell glitt bei günstigem Winde das Boot durch die nun hoch emporschlagenden Meereswellen, welche donnernd gegen die steilen Felsenufer ihren Silberschaum spritzten. Leuchtende Funkengarben bezeichneten jeden Ruderschlag, und den Lauf des Bootes machte noch weithin eine Feuerfurche im Kielwasser sichtbar. Tief hinunter bis zum Meeresboden reichte der zauberische Lichtglanz, den Milliarden von Infusorien verbreiteten und in welchem die bunten Quallen von eigenem Lichtschein umgeben gleich glühenden Blumenkronen ihre rätselhaften Bahnen zogen.

Solche Stunden wirkten wohl einerseits erhebend auf das für Naturschönheiten so überaus empfängliche Gemüt des Jünglings, ließen ihn dann aber andererseits seine Vereinsamung schmerzlicher als je empfinden. Es fehlten ja die Herzen, die ihn verstanden und seine Freude mitfühlend teilen konnten!

Da traten Ereignisse ein, welche nicht nur in das große Weltgetreibe mitbestimmend eingriffen, sondern auch dem kleinlichen chicanösen Getreibe in der Umgebung des russischen Fürsten mit einem Schlage ein Ende machten.

Die geheime Gesellschaft der Carbonari,*) einst gegen die

*) Der Name bedeutet eigentlich „Köhler“ und ist daher ge-

Franzosenherrschaft ins Leben gerufen, hatte nach der Restauration der Bourbonen die national und freisinnig Gesinnten zu einem weitverzweigten Bunde vereinigt. Sardiniens König sollte (schon damals!) zum Könige des geeinigten konstitutionell regierten Italiens ausgerufen und der unsagbaren Mißwirtschaft sowohl der Bourbonen wie der Päpste, welche ihre Länder finanziell und sittlich zu Grunde richteten, endlich das längst wohlverdiente Ende bereitet werden.

Schon gärte es in der Festung Alessandria und starke Truppenkolonnen zogen durch Nizza. Viele Wintergäste reisten von dort ab, um im nahen Frankreich die nötige Ruhe und Sicherheit zu suchen. Nun ließ auch Fürst Narischkin seine Reisewagen packen und zum Schutz vor dem schon ziemlich frech sich gebärdenden Pöbel von einem Kommando Soldaten während der Nacht bewachen.

Die getreuesten aller Wächter fielen indessen selbst in selbiger Nacht über eine im Wagen befindliche Kiste seiner Weine und Liqueure her, um sich die Langeweile zu vertreiben, und es war für die ganze Reisegesellschaft gradezu ein Glück, daß die am 14. März abends anlangenden Gerüchte von einer Militärrevolte in Alessandria und der Flucht des Königs von Turin auf Nizza zu, um die französische Grenze zu erreichen, den Fürsten zu sofortigem Aufbruch bestimmten.

Während die Pferde so schnell wie möglich für seinen Wagen herbeigeschafft wurden, lief er schnaubend und pustend in höchster Aufregung durch die Zimmer. Kaum standen die Pferde an der Deichsel, da warf er sich schon halb besinnungslos in den Wagen, und fort ging es bei strömendem Regen in die stockdunkle Nacht hinaus dem rettenden Frankreich zu.

Sein Sohn, der General, war mit Ludwig Richter und zwei Dienern in der abgelegenen Villa zurückgeblieben. Es fehlten die Pferde, und noch lagen Kleider, Koffer und Geräte aller Art in den Zimmern zerstreut umher und machten den Aufenthalt ungemütlich.

Draußen rauschte der Regen in Strömen hernieder, Ku-

kommen, daß die Bundesgebräuche der Carbonari von gewissen Sitten der Kohlenbrenner, mit Anschluß an Ceremonien der Freimaurer, entlehnt waren.

riere jagten vorüber, und um Mitternacht folgte wieder eine größere Abteilung Soldaten, welche gegen das meuterische Alessandria marschirten, in welchem die Truppen eine freie Landesverfassung ausgerufen hatten.

Doch trotz aller Aufregung war Ludwig Richter in einen beruhigenden Schlaf gesunken, aus welchem er morgens um halbsechs Uhr geweckt wurde, um sich zur sofortigen Abreise fertig zu machen. Der General, welcher nach Genua zu gehen beabsichtigte, gab ihm noch einen Brief an den Fürsten mit, und bald hatte der junge Maler das schöne Italien hinter sich und in dem kleinen französischen Örtchen St. Laurent den Fürsten Narischkin bei einem Landmann einquartiert wiedergefunden.

Vor der Weiterreise war von einem der Zollbeamten der Fürst und sein Gefolge zum Frühstück geladen worden, während dessen sich ein Schwarm von Gaffern groß und klein vor dem Hause umhertrieb. Unter ihnen befand sich auch ein etwa 24 Jahr alter brauner Bursche, der nichts auf dem Leibe hatte als einen Haufen Flicken, welcher eine Jacke vorstellen sollte, und ein unbeschreibliches Etwas, das früher vielleicht einmal ein Beinkleid gewesen sein konnte, jetzt aber nur wenig von der Blöße seines jetzigen Trägers bedeckte. Dieser verwilderte Bursche trieb vor dem Hause den tollsten Unfug und schlug unter anderem aus reinem Zeitvertreib einen kleinen Schuhputzer, der mit Bürsten und Kasten sich ebenfalls zum Gaffen eingefunden hatte, dergestalt mit einem Knüppel vor den Unterleib, daß der Kleine laut schreiend zu Boden stürzte und sich vor Schmerzen wie ein Wurm krümmte. Ruhig sah das andre Gesindel die Sache mit an. Nur eine ältere Frau sprang zornig auf den Unhold zu, entriß ihm den Knüppel und bearbeitete damit aus aller Leibeskraft die Fetzen, welche den Rückenteil seiner Jacke vorstellten. Dabei suchte sie den Burschen an eben dieser Jacke festzuhalten, während er sich den Schlägen der rächenden Nemesis zu entwinden bemüht war. Da riß der Fetzen; halbnackt entfloh der Bursche, und den Prügel in der einen, den Lumpen in der anderen Hand stand sprachlos erstaunt mit offenem Munde die Rächerin da.

Das waren die ersten Eindrücke beim Wiedereintritt in das Land der feinen Sitten, das schöne Frankreich.

Nun ging es am hellen Tage den Weg über Antibes, Cannes nach Fréjus zurück, den etwa vier Wochen zuvor die Reisenden teilweise zur Nachzeit hatten zurücklegen müssen. Wie ganz anders präsentierte sich jetzt die Landschaft, zumal bei der weiter vorgerückten Jahreszeit! Die Straße hält sich hier immer hart am Meere; bald windet sie sich tief unten um Klippen und Felsen, bald verschwindet sie in Wäldern, um oben auf hohem Berggipfel wieder zum Vorschein zu kommen; bald senkt sie sich wieder hinab zum Strand und die Wagenräder durchschneiden, bespült von den spritzenden Wellen, den feuchten Meeressand. Bald durch wüste zerrissene Wasserschluchten, bald über hohe Felsengipfel, auf welchen dem Adlernest gleich, ein Städtchen thront; dann wieder durch duftige Orangenwälder hindurch zu üppigen Gärten, wo Thymian und Lavendel, bunte Verbenen und leuchtende Azaleen den Boden bedecken. Aus jeder Felsenritze drängen sich Feigenbaum, Kaktus, Agave; Myrtenhecken umgeben die rosenroten Blüten des Oleander, des Granatbaumes und der riesenhaften Ricinusstauden. Und über all diese Pracht breiten Pinien ihr hohes Blätterdach und werfen düstere Cypressen ihre langgestreckten Trauerschatten.

Und wie malerisch paßte dazu die Bevölkerung, welche in Faulheit und Glückseligkeit diesen Strich Meeresufer bewohnt! In den Häusern keine Thüren, in den Fenstern keine Scheiben, in den Stuben keine Betten, auf dem Leibe keine Kleider! Die roten gestrickten Mützen über die Ohren gezogen, liegen die braunen Fischer den Tag über im Sande neben ihren braunen Böten, bis die Nacht hereinbricht und sie zum Fischfang hinausruft auf das Meer. Nackte Kinder fischen am seichten Ufer nach Muscheln und Schaltieren, um sie stehenden Fußes mit sichtbarem Behagen zu verspeisen, und aus den Fensterlöchern der Häuser, Hütten und Höhlen schauen junge und alte schwarzäugige Weiber mit neugieriger oder frecher Miene dem vorbeieilenden Reisenden nach.

Warum rollten die Wagen so schnell vorbei, wo so vieles zu skizzieren gewesen wäre? Ja, der Fürst hatte Eile, zwischen

sich und dem liberal und konstitutionell sein wollenden Italien recht schnell eine möglichst große Wegstrecke zu wissen, und so ging es denn auch die ganze Nacht hindurch, geschützt durch eine starke Eskorte von Gendarmen, bergauf, bergab bis nach Aix, das am Mittag erreicht und zum ersten Nachtquartier ersehen wurde.

Hier bereitete die wüste Laune des Fürsten dem jungen Maler wieder eine schlimme Scene. Tief unglücklich saß er in seinem Wagen und seine innere Stimmung harmonierte nur zu sehr mit dem Unwetter, das die Reisenden auf dem Wege nach Avignon überfiel. Der Wind heulte kalt von den Savoyer-Alpen her; wie mit Jammerstimmen wimmerte es über die kahle steinige Hochfläche hin und die Postillone mußten öfter halten, um die Pferde verschnaufen zu lassen.

In Orange riet der Postmeister dringend von der geplanten Weiterfahrt während der Nacht ab; der Sturm tobe so heftig, daß ein Unglück zu befürchten sei. So wurde denn in Orange diesmal Nachtquartier gemacht, und Ludwig Richter erhielt „Befehl" vom Fürsten, trotz des schlimmen Wetters am frühen Morgen vor der Abreise den etwa eine halbe Stunde vor der Stadt gelegenen „Bogen des Marius" zu zeichnen, wozu bei dem früheren kurzen Aufenthalt in dieser Stadt es an Zeit gemangelt hatte.

Gehorsam und pflichtgetreu eilte der Jüngling früh um vier Uhr im halben Dunkel bei Sturm und Regen hinaus, um mit erstarrten Fingern und nüchternem Magen „das etwas ungeschlachte römische Altertum" (wie er es nennt) zu skizzieren. Als die Wagen aus der Stadt kamen, war er fertig mit seiner Arbeit und bestieg nun auch seinen „Kasten," in welchen ihm der gutmütige Leibeigene Michal etwas Frühstück hineingelegt hatte. Nun jagte er den anderen nach, aber der Nordwind brauste auch an diesem Tage nicht minder als Tags zuvor und zwang die Reisegesellschaft, in einem kleinen Landstädtchen zu nächtigen.

Da nur wenige Zimmer aufzutreiben waren, wurde Richter ein Bett in demselben Zimmer angewiesen, in welchem auch der Fürst sein Reisebett aufschlagen ließ. Hierdurch bekam er Gelegenheit und Nötigung, einen Blick in das für das ge-

samte vornehme Rußland charakteristische Treiben seines Fürsten zu werfen, welches ihn mit Widerwillen und Mitleid erfüllte.

Neben das Bett des Fürsten, dessen Leben Tag für Tag mit den Forderungen wirklicher Religiosität im grellsten Widerspruch stand, wurde vom Leibeigenen ein Tischchen gestellt und über dasselbe eine gestickte weiße Decke gebreitet. Dies war die Unterlage für ein sogenanntes Triptychon, welches die in dunkler byzantinischer Manier dargestellte „Mutter Gottes" nebst einigen Heiligen enthielt. Nachdem mehrere kleine Wachskerzen davor angezündet waren, bekreuzte sich der Fürst etliche Male sehr eilig und ließ sich dann ein kleineres Heiligenbild zum Küssen reichen. Damit war dieser Teil der Tagesarbeit absolviert und der Fürst konnte sich, beschützt von der „Mutter Gottes" und seinen anderen Fetischen, nun getrost niederlegen.

Doch die drei Schlafgenossen fanden nicht die gewünschte Ruhe. Den Maler blendeten die brennenden Wachskerzen, die in geringer Entfernung vor ihm standen; den Fürsten quälte innere Unruhe, und den armen Michal, der auf der harten Diele zu seines Herrn Füßen einen recht gesegneten Schlaf bekundete, weckten öfter kräftige Fußtritte Seiner Excellenz, um derselben bald diese bald jene Handreichung zu thun.

Von den Erlebnissen der nun folgenden Reisetage findet sich in Richters Aufzeichnungen wenig mehr als die Erinnerung an das fortgesetzte „schlechte" Wetter sowie an den Aufenthalt in dem unfreundlichen Auxerre und in der vieltürmigen Champagnerstadt Chalons sur Marne, dem alten Catalaunum, auf dessen Feldern einst die Entscheidungsschlacht zwischen Hunnen und Goten ausgefochten wurde und wo ein altes Kirchlein aus dem Jahre 450 über einem noch älteren Apollotempel steht.

Endlich war das Reiseziel Paris erreicht, woselbst ein Hotel in der Rue de la Paix, nahe dem Vendomeplatz, bezogen wnrde.

Nach den Anstrengungen der Reise begann nun für das Gefolge des Fürsten ein bequemes Leben, das insbesondere für den jungen Maler sich dadurch angenehm gestaltete, daß der Fürst für seine Herren den größten Teil des Tages unsichtbar blieb. Er speiste täglich bei seiner Tochter, einer verwitweten Fürstin Suwaroff, und die Herren erhielten Diäten, um zu essen, wo sie wollten.

Nun fand Ludwig Richter Zeit, seine Zeichnungen zu vollenden, und ein berühmter Pariser Buchbinder lieferte in dem Einbande dazu ein Meisterstück seiner Kunst, mit welchem es dann später von dem Fürsten seiner hohen Herrin, der Kaiserin-Mutter, als Erinnerung an diese Reise überreicht wurde. Es enthielt neben einer großen Zahl Naturskizzen mehr als dreißig ausgeführte Sepiazeichnungen, welche ohne Ausnahme dem jungen Künstler Ehre machten und ihm viel Anerkennung brachten.

Daß er die Museen regelmäßig besuchte, verstand sich von selbst. An dem öfteren Besuche des Theaters, das er so sehr liebte, verhinderte ihn jedoch ein Umstand, der ihm hier oft drückend wurde, ihn aber auch — wie er sagt — bei den Verführungen des Pariser Lebens („denen Klügere und Bessere als er unterlegen seien“) Engelsdienste leistete, nämlich sein völliger Geldmangel.

Fürst Narischkin hatte viel Geld im Spiel verloren und war ebenso bei schlechter Kasse als bei schlechter Laune. Der Sekretär von Küchelbeker war in Paris entlassen worden, weil er in einem öffentlichen Vortrage über russische Litteratur auch politische Ansichten auszusprechen gewagt hatte, welche vielleicht den Fürsten irgendwo hätten kompromittieren können. Der neue Sekretär zuckte die Achseln, wenn Geld verlangt wurde, blieb unentwegt bei seinem: „Wir haben nichts.“ In dieser Verlegenheit mußte Richter den Vater in der Heimat um Geld bitten; derselbe schickte auch zehn Dukaten, welche aber in Paris nicht an des Sohnes Adresse gelangten und erst später nach Monaten in Dresden wieder zur Auszahlung kamen.

Nur selten waren einige Thaler vom Sekretär oder ein kleiner Vorschuß von Herrn von Luzi zu erhalten, und oft wußte Richter nicht, wo er sein Mittagessen einnehmen sollte. Gab es dann einmal etwas Geld, so ersparte er gern etwas davon für den Theaterbesuch und behalf sich auch weiter damit, in einer der vielen kleinen Kneipen auf dem Montmartre als zum Mittagsmahl ein halbes Fläschchen dünnen Landweins nebst Brot und ein paar Eiern zu verzehren, während er abends im Dunkeln bei einer Obsthändlerin seine Einkäufe an Brot und Obst für sein Abendessen besorgte.

So ging er denn „wie Hans im Schlaraffenland,“ be-

täubt aber nicht verführt, hin durch das ihn umbrausende glänzende Leben der üppigen Boulevards. Manche heitere Scene ist ihm aus dieser Zeit noch lange in Erinnerung geblieben, besonders aus Anlaß der Volksbelustigungen bei der Taufe des Herzogs von Bordeaux (späteren Kronprätendenten Heinrich V., Graf von Chambord).

Nach Fontainebleau, St. Cloud und Versailles wurden natürlich trotz der beschränkten Mittel Ausflüge gemacht und alles aufgesucht, was für einen armen deutschen Maler überhaupt zu sehen möglich war.

So kam das Ende des Monat Mai 1821 heran und mit ihm die Zeit der Heimkehr. Die Absicht, noch nach London zu gehen, hatte der Fürst der großen Kosten wegen und in Anbetracht seiner Verluste im Spiel aufgeben müssen. Er reiste deshalb jetzt mit Arzt und Sekretär über Brüssel heimwärts, während Herr von Luzi und Ludwig Richter (welche beide Ihrer Excellenz entbehrlich schienen) über Nancy und Straßburg geschickt wurden, um in Bruchsal die anderen Herren zu erwarten.

Ohne die lästige Gesellschaft des Fürsten, nach der Heimat zu Augusten, den Eltern und Geschwistern — das war ein köstliches Reisen an den schönen Junitagen! Schnell und vergnügt ging die Reise vor sich. Dann wurde einige Tage lang in dem „zierlichen Städtchen“ Bruchsal auf den Fürsten gewartet, welcher endlich sehr übelgelaunt ankam. In Brüssel hatte er wieder eine hohe Summe am Spieltisch gelassen und deshalb ging es nun schnell und „etwas ökonomisch“ weiter.

Am 23. Juni nachts kamen die Reisenden wieder in Leipzig an und stiegen im Hotel de Pologne ab. Von hier wollte der Fürst nach Berlin reisen, während Ludwig Richter sich von ihm trennen und nach Dresden zu den Seinigen zurückkehren sollte.

Schon waren die Reisewagen vorgefahren und der junge Maler wurde ernstlich besorgt, wie bei der leeren Reisekasse des Fürsten die für ihn so wichtige Gehaltsfrage sich erledigen würde. Da wurde er auf des Fürsten Zimmer gerufen, der ihm mit einigen freundlichen Worten hundert auf dem Tische aufgezählte Dukaten übergab. Nun folgte ein kurzer Abschied

von ihm und den anderen Herren; die Wagen rollten davon und — Ludwig Richter war wieder frei!

Als er einundfünfzig Jahre später in Loschwitz seine Erinnerungen an diese Tage niederschrieb, jubelte er noch einmal auf im Nachfühlen des großen Glückes, das er damals empfand, frei geworden zu sein von einer „verzweifelten Sklaverei,“ einer „Dante’schen Eishölle, wo keiner ein Herz für den andern hatte.“ Und dazu diese Menge Geld, wie er sie noch nie zusammen gesehen, geschweige denn jemals besessen hatte.

Es war Johannistag, und so ging er denn überglücklich ins Rosenthal, in welchem die Kinder, nach damaliger Sitte diesen Tag festlich begehend, um Blumenpyramiden tanzten und die Vorübergehenden mit bunten Bändern an den Armen festhielten, bis sie sich durch eine kleine Gabe an Kupferdreiern oder Pfennigen lösten.

Im Gefühl seines Glückes und seines Reichtums beschenkte der junge Maler die Kinder mit Silbermünze, was jedesmal von neuem in der kleinen Schar einen Jubelsturm hervorrief.

Am 25. Juni fuhr er in einem der Lohnfuhrwagen, welche damals den spärlichen Verkehr zwischen Leipzig und Dresden vermittelten, der Heimat zu, in der er nach einundeinhalbtägiger Fahrt glücklich anlangte.

Die ersten Stunden galten dem Wiedersehen mit den lieben Eltern und Geschwistern. Gegen Abend aber trieb es ihn hinaus zu dem kleinen Einnehmerhäuschen am Dippoldiswalder Schlage. Ephraim und seine heitere freundliche Frau empfingen ihn überaus herzlich, und dann durfte er mit Auguste ins Gärtchen gehen und lange bei ihr in der Laube sitzen. Da gab es viel, viel zu erzählen und „es ist gar wohl möglich — sagt Ludwig Richter von dieser Stunde —, daß wir uns auch einmal geküßt haben.“

In der guten Stadt Dresden hatte sich während seiner Abwesenheit nichts wesentliches geändert. Die Niederlegung der alten Thore und das Abtragen der alten Wälle war zwar fortgesetzt, und (als ein ganz neues Ereignis) sowohl der Botanische Garten angelegt, als auch die Mineralwasseranstalt von Dr. Struve eingerichtet worden. Doch im übrigen war alles beim alten geblieben! Der Prozeß gegen den längst

überführten mehrfachen Raubmörder, den Artillerist Kaltofen, hatte — wie üblich — mehr als ein Jahr gedauert. Schon am 21. März 1820 war von ihm zuletzt der von der Richterschen Familie überaus hochgeschätzte Maler Professor Gerard von Kügelgen meuchlings mit einem Beile erschlagen worden, und nun mußte der heimgekehrte Jüngling noch Zeuge der erst am 12. Juli 1821 vollzogenen Hinrichtung und Räderung des Mörders werden, welche den Schmerz jener Tage mit all seinem Entsetzen von neuem wach werden ließ, weil diese Hinrichtung für lange Zeit das Stadtgespräch bildete. War doch bei ihr das Unerhörte gewagt worden, diese Hinrichtung an einem Dienstage vorzunehmen, statt an einem Freitage, wie herkömmlich und schicklich gewesen war in Dresden von alters her! So lebte er sich denn schnell wieder in die alten Verhältnisse des väterlichen Hauses und der Heimatsstadt ein. Wie glücklich machte es ihn, dem Vater einen kleinen Beitrag zur Miete und der guten Mutter ein wenig Kostgeld von dem Gehalt geben zu können, welches die Reise mit der russischen Excellenz ihm eingebracht hatte. Nun wurde die Zeit gut eingeteilt zum Studium, das nichts einbrachte, und zum einträglichen Radieren von Prospekten für Papa Arnold. In ersterer Beziehung wurden kleine Ölbilder und größere Sepiamalereien nach Erinnerungen der letzten Reise komponiert und ausgeführt. Der größte Teil der Arbeitszeit und Kraft mußte dagegen in den Dienst der „nach Brot gehenden Kunst" gestellt werden. Herr Arnold hatte soeben die Herausgabe der zweiten Folge der Radierungen von „Dresdens Umgebungen" unternommen, wobei dem Vater die Architektur und das Ätzen der Platten, dem Sohne Ludwig aber die Ausführung des Landschaftlichen und der kleinen Staffagen zufiel.

Diese Arbeiten erhielten ihn in fortgesetzter freundschaftlicher Beziehung zu dem edlen Manne, welcher ihm volle väterliche Zuneigung bewahrte und sich der sichtbaren Fortschritte seines strebsamen Schützlings freute.

Wenn etwas diese schönen Tage zu trüben vermochte, so war es die Sehnsucht nach dem Eldorado aller Maler und Künstler, nach Rom, welche je länger je stärker des Jünglings Herz zu beherrschen begann. Mit Begierde las er die viel-

bändigen Reisebeschreibungen verschiedener Kompilger und fand in ihnen nur immer neue Nahrung für seinen Kummer über die völlige Aussichtslosigkeit, seinen Herzenswunsch, in Rom „ein Maler“ zu werden, jemals erfüllt zu sehen. Es fehlten hierzu alle Geldmittel. Der Winter 1822 zu 1823 ließ sich hart und streng an. Seit Anfang Januar war der Frost stetig gestiegen und hatte endlich am 23. Januar die Höhe von 28 Grad Reaumur erreicht. Der in solcher andauernden bittren Kälte den Dresdnern völlig unbekannte eisige Gast führte auch ungeahnte und unberechnete Ausgaben herbei. Die an sich geringen Mittel wurden immer knapper, und Gustchen konnte nur mitklagen, daß die goldne Märchenzeit vorüber sei, wo man doch wenigstens die Hoffnung behalten konnte, irgend eine gütige Fee oder ein menschenfreundlicher Zwerg werde noch zu rechter Stunde ein Übriges thun.

Da erschien im Mai 1823 ganz plötzlich und völlig unerwartet diese Menschenfreundlichkeit und Güte wieder in Gestalt des Papa Arnold.

Die Arbeiten der beiden Richter für ihn waren beendet und das sie enthaltende Prachtwerk hatte ihm als Verleger guten Gewinn gebracht. So trat er denn einmal in die Richter'sche Wohnung ein, sprach von diesem und jenem und fügte endlich freundlich hinzu, nun müsse auch etwas für seinen jungen Freund Ludwig geschehen. Er müsse Gelegenheit erhalten, sich weiter auszubilden, und da sein Sehnen nun doch einmal nach Rom stehe, so möge er nur recht bald sein Bündel schnüren und ihm, dem Papa Arnold, die Sorge für das Reisegeld überlassen.

Bleich und rot vor Aufregung vernahm der Jüngling diese Worte, und wortlos drückte er dem väterlichen Gönner beide Hände, während Freudenthränen über sein Gesicht rannen. „Ja, wissen Sie was, lieber Freund,“ fuhr jener in seiner schlichten, herzenswarmen Weise fort, „wir machen das so: ich gebe Ihnen vor der Hand 400 Thaler jährlich und zwar in vierteljährlichen Raten, und das wollen wir einstweilen auf drei Jahre festsetzen; so können Sie in Ruhe studieren und das Weitere wird sich finden.“ —

„Wenn ich heute, nachdem ein halbes Jahrhundert seit jener Stunde verflossen ist, daran zurückdenke,“ schreibt Ludwig

Richter bei Abfassung seiner Lebenserinnerungen, „so bewegt sich mein Herz von innigstem Danke erfüllt, von Dank gegen ihn, der auf so edle Weise meiner gesamten Kraft Luft schaffte, sich frei zu gestalten, und von Dank gegen Gott, der ihn mir geschickt hatte als meinen Helfer. . . . Ich war wie betäubt und wußte langte nicht den Wechsel zu fassen. . . . Wenn mir die Psalmen damals bekannt gewesen wären, so hätte ich wohl den besten Ausdruck für meinen Zustand in dem 126. finden können:

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen:

Der Herr hat Großes an uns gethan: deß sind wir fröhlich!"

Viertes Kapitel.

Hatte Ludwig Richter bis dahin gefürchtet, ihm werde dasselbe Schicksal beschieden sein, wie seinem Vater: ein vergebliches Sichabmühen an Arbeiten, welche zu unkünstlerisch waren, um seine Kräfte zu entwickeln, und zu beschränkt, um die schon vorhandene Kraft ganz zur Entfaltung kommen zu lassen, so war nun mit einem Male jede solche Furcht verschwunden. Der Druck „der ägyptischen Dienstbarkeit“ war von ihm genommen, und der Weg in das Land seiner bis dahin hoffnungslosen Sehnsucht lag eben und gebahnt vor ihm.

Daß bei solcher Stimmung des jubelnden Herzens selbst der Abschied von dem thränenreichen Gustchen keine allzu tiefe Rührung aufkommen ließ, war begreiflich und verzeihlich. Fröhlicher ist wohl nicht oft ein Koffer zur Post gebracht als an jenem Nachmittage, an welchem Ludwig Richter's Vater und Gustchens Pflegevater dem jungen Künstler das Abschiedsgeleit gaben. Der Koffer wurde auf die schwerfällige Postkutsche alten Schlages mit anderem Reisegepäck aufgetürmt, und der Postschaffner fragte freundlich, ob der junge Reisende nicht sein altes Ränzel dazu legen wolle, damit es ihm im Wagen nicht lästig werde. Dies geschah, und nach dem letzten Lebewohl an die beiden Alten ging es im kurzen Posttrab zu Dresdens Thore hinaus — nach Rom!

Mitternacht war es, da hielt der große Postkasten vor dem Posthofe der alten Wiedertäuferstadt Zwickau, wo die Pferde gewechselt wurden. Die schlaftrunkenen, tüchtig durchgeschüttelten Reisenden gingen während dieser Zeit in das Wartezimmer des Posthauses, und beim Einsteigen bemerkte Ludwig Richter nicht, daß nicht nur die Gäule, sondern auch die Postkutsche inzwischen gewechselt worden war. Erst als

der frühe Morgen graute, bemerkte er die Veränderung, ohne durch diese Wahrnehmung irgendwie berührt zu werden.

Allein was harrte seiner für eine böse Überraschung im baierischen Grenzstädtchen Hof! Als der Postwagen dort am Vormittag ankam und Ludwig Richter sich nach seinem Ränzel umsah, mit welchem er von hier aus die Weiterreise zu Fuß antreten wollte, war dasselbe verschwunden und nur noch der Reisekoffer da. Im Ränzel aber befanden sich die unentbehrlichsten Sachen und neben den Farben und Skizzenbüchern auch die Hälfte des gesamten Reisegeldes.

Da im Gepäckschein nur der Koffer eingeschrieben war, brauchte die Postverwaltung für den Verlust des Ränzels keine Entschädigung gewähren, und Richter war wie vom Donner gerührt, als er in Hof hörte, daß bei demselben Schaffner, welcher ihm sein Ränzel abgenommen habe, in letzter Zeit auch anderes wertvolle Handgepäck spurlos abhanden gekommen sei, das ihm zur Aufbewahrung anvertraut worden war.

Was nützten nun die Vorwürfe, die er sich darüber machte, daß er sein Eigentum nicht besser in Obacht genommen habe? Bei Fürst Narischkin war dies die Sache der Bedienten gewesen, doch hier hätte er sich selbst um alles kümmern müssen! Zum Glück war Gustchens Pflegevater dabei gewesen, als der „lange Kaiser“ ihm in Dresden das Ränzchen abkomplimentiert hatte, und Vetter Böttger unterhielt „Beziehungen zur Post.“

So schrieb er diesem sofort sein erstes Reiseunglück, bat ihn, in Dresden und Zwickau Anzeige zu erstatten und dann nach Hof Nachricht zu geben.

Bis die Antwort eintraf, mußten auf alle Fälle mehrere Tage vergehen. Das kleine langweilige Städtchen mit seiner zwar hügeligen aber einförmigen Umgebung vermochte ihn ebenso wenig als der schöne Sommertag aus seinem Trübsinn aufzurütteln. Er wollte sich an der Übersetzung des Lebens eines der alten Stoiker stärken — denn Besseres und Höheres kannte der junge römisch-katholische Christ damals noch nicht. Doch ungelesen wanderte der Plutarch wieder in die Rocktasche, und ein Strom rechtschaffener deutscher Thränen floß in das Gras, in welches sich der verzagte Jüngling geworfen hatte,

dessen Römerfahrt gleich am ersten Tage einen so kläglichen Anfang genommen hatte.

Thränen haben noch allezeit den beschwerten Herzen Erleichterung gebracht, und etwas gefaßter erwartete er nun, was Vetter Ephraim schreiben würde.

Endlich kam ein Brief von ihm; allein die Nachricht war nicht sehr verheißungsvoll. Bis jetzt habe sich nichts gefunden, hieß es; aber er solle auf dem Postamt in Nürnberg nochmals Nachfrage halten.

So zog denn der „einsame Wandrer“ zwar mit dem „Stab in der Hand,“ wenn auch ohne Ränzel auf dem Rücken und deshalb auch ohne „Sträußel am Hut“ von Hof gen Nürnberg.

„Wenn jemand Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Muß man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll!
Dich nimmermehr veraltet,
Du treue fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat“ —

so hieß es (nach Schenkendorf) sonst in jenen Tagen bei den „fahrenden“ Jünglingen, wenn sie in diese deutscheste aller Städte einzogen. Allein Ludwig Richter schaute kaum aus nach dem Heidenturm und der uralten sagenumwobenen Burglinde, nicht einmal St. Sebaldus und St. Lorenz vermochten ihn heut zu fesseln. Nach der alten winkeligen Gasse ging sein erster Gang, in welcher das Gepäckzimmer der Post lag; und welch' ein Jubel! da lag das Ränzel unter anderem Postgepäck, so rund und voll gestopft, wie er es vor etlichen Tagen dem „langen Kaiser“ in Dresden anvertraut hatte. Auch nicht einer der fünfzig Thaler war verloren gegangen.

Aber Zeit war verloren, schöne kostbare Tage, die wieder eingeholt werden mußten. Nach einem kurzen Besuche bei dem Maler und Radierer A. Klein wurde deshalb die Weiterreise nach München mit Lohnfuhrwerk angetreten. Schnell war diese Stadt erreicht und noch schneller, nach kaum halbtägiger Rast, wieder verlassen. Brauereien gab es ja freilich auch damals schon „sunderlich viele“ in der Isarstadt, hingegen

sehenswerte Bilder um so weniger, und die seltsamen Namen der beiden „Pinakotheken“ und der „Glyptothek“ hatte die schwere Zunge des Münchener Bürgers zu lernen noch nicht nötig. König Max Joseph regierte noch, und Kronprinz Ludwig weilte in Rom und sann dort darüber nach, wie er aus München „etwas machen könne.“

Durch die öde Hochebene mit ihrem zerrissenen Kiesboden wanderte nun der junge Künstler in Begleitung eines allzu rüstig vorwärts schreitenden Musensohnes dem Süden zu. Schon bei Freising hatte ihn der erste Anblick der am fernen Horizont aufsteigenden Schneeberge förmlich elektrisiert, und nun trat mit jeder zurückgelegten Meile die ganze Kette der Tiroler Alpen bis zur Zugspitze deutlicher hervor, während im Westen Vorarlberg und die Berge der Ostschweiz im Dunst des Sommerabendes verschwammen.

Nach starkem zwölfstündigen Marsche hatten die beiden Wanderer am Abend Tegernsee erreicht. Aber das liebliche Örtchen lockte vergeblich die müden Wanderer „unter dem Schutze des hl. Quirinus“ zur wohlverdienten Ruhe. Trotz großer Ermüdung wollte Ludwig Richter noch am Abend bis Schliersee gelangen, das angeblich nur eine Stunde entfernt sein sollte.

Wäre auch wirklich nur noch eine Stunde zu marschieren gewesen — der des Bergsteigens noch Unkundige wußte nicht, was es heißt, mit müden Knieen einen beschwerlichen Bergweg hinaufgehen. Auch beachtete er in seinem Eifer, vor Einbruch der Dunkelheit sein Ziel zu erreichen, nicht das Grundprinzip aller Alpenwanderung: numme nit g'sprengt!“ *) Und überdies hatte er unterwegs bei etwa vierzehnstündigem angestrengtem Wandern nur Brot und Bier genossen, um sich die stärkende Mahlzeit nach vollbrachtem „Tageslauf“ gönnen zu können.

Die natürlichen Folgen dieser Unerfahrenheit konnten nicht ausbleiben. Als er bei dunkler Nacht in Schliersee angelangt sich im Wirtshause an Suppe und Braten stärken und erquicken wollte, wurde er fast bewußtlos vor Erschöpfung und

*) D. h.: „niemals schnell gegangen.“

vermochte keinen Bissen zu genießen. Die steifgewordenen angeschwollenen Beine versagten den Dienst, sodaß die Kellnerin den Übermüdeten auf sein Stübchen und ins Bett bringen mußte. Das war der erste Tag in den schönen baierischen Alpen!

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er am andern Tage, dem 24. Juni, von seinem todähnlichen Schlafe erwachte. Er wollte aufspringen, allein die Beine versagten den Dienst. Bis zu den Schenkeln hinauf waren die Sehnen angeschwollen und rot entzündet. Da blieb nichts anderes übrig, als „wie angeschraubt" im Bett liegen bleiben, während draußen die Vögel sangen und die Sonne so hell die Pracht der Berge bestrahlte. Die freundliche Kellnerin brachte ihm auf sein Schmerzenslager jedoch Fliederblätter zum Auflegen auf die schmerzenden Sehnen, und dies einfache Mittel bewährte sich auch bei ihm. Noch am späten Abend vermochte er in Hausschuhen und auf seinen Stock gestützt hinunter zu humpeln bis zum Ufer des tiefen Schliersee's, dessen grünblauer Wasserspiegel zwischen hohen, blauduftigen Felsenmassen eingeengt lag.

Es war Johannistag und ein mächtiger Holzstoß war am Ufer angezündet, welchem die Feuer von den Almen und von den Trümmern der auf hohem Felsenvorsprung gelagerten Burgruine Hohenwaldeck entgegen leuchteten. Alt und Jung war um das Johannisfeuer versammelt, die Burschen jodelten und die Buben sprangen voll Übermut hindurch durch die hochaufleuchtenden Flammen.

Die Ruhe der nächsten Nacht und die Kraft der Fliederblätter hatte die Entzündung so weit gehoben, daß Ludwig Richter schon am andern Morgen es unternehmen zu können glaubte, die kahle Felsenpyramide des Wendelstein zu ersteigen.

Von der letzten Sennhütte führte ihn ein ganz schmaler Pfad an der steilen Wand in die Höhe und sogar zwei Mal mußte von ihm ein Sprung über Felsenritzen gewagt werden, welche ihn in schwindelerregende Abgründe blicken ließen.

Oben auf der zugigen Spitze, wo der Wind dem Wanderer eiskalt entgegenblies, stand eine kleine hölzerne Kapelle. In diese legte sich der ermüdete Jüngling, um etwas auszuruhen, bevor er den herrlichen Ausblick genießen wollte. Aber schon

zogen schwarze Wetterwolken heran, hängten sich an die Spitzen der himmelanstrebenden Bergriesen und sanken langsam und schwer zu Thale. Brausend kam der Sturm gezogen und hier und da grollte und rollte schon der Donner zwischen den wiederhallenden Bergen.

Aufs höchste erschrocken sah Ludwig Richter diese plötzliche Veränderung der Scene. Hier galt kein Zögern. Hatte sich erst der Wendelstein in Gewölk gehüllt, so wurde es unmöglich, den gefährlichen Fußsteig zu gehen, und fern von aller menschlichen Hilfe, ohne Nahrung und wärmende Decken hätte er bis zum folgenden Tage in der kleinen Kapelle mitten unter den blitzenden Wetterwolken aushalten müssen.

Noch aber schien es Zeit zur Flucht. Mit geflügelten Schritten eilte er den schlimmen Pfad bergab; allein noch lag die Alp mit den Sennhütten tief unter ihm, während die Spitze des Wendelsteines schon in dunkle Wolken gehüllt war, welche allzu schnell thalwärts sanken. Nun krachten Donnerschläge in nächster Nähe; grelle Blitze beleuchteten mit grausig schönem Licht die grau umhüllte Gebirgslandschaft, und schwere Tropfen begannen zu fallen. Wie ein gescheuchtes Reh eilte der Jüngling in weiten Sprüngen den schützenden Hütten zu. Nur wenige Dutzend Schritte war er von der nächsten derselben entfernt, da brach das Wetter über ihm los. Sündflutartig rauschten die Wasser hernieder, und krachende Donnerschläge fielen zusammen mit den in unheimlich blauem Feuer erglänzenden Blitzen.

Atemlos stürzte der erschrockene junge Maler in die erste Hütte und warf sich auf die Laub- und Heubündel an der Erde. Eine alte Frau, welche auf den Herdsteinen saß, schaute ihn mit Gebärden des Erstaunens an und deutete mit ausgestreckter Hand hinaus und nach oben. Zu sprechen war unmöglich wegen des Tobens der entfesselten Elemente. An vielen Stellen strömte der Regen durch das Schindeldach; schweigend stellte die Alte Schüsseln an die gefährdeten Plätze und kehrte dann zu ihrem Herdsitz zurück, den Rosenkranz zu beten. Als das Toben des Wetters seinen Höhepunkt erreicht hatte, holte sie eine Schachtel vom Gesims, entnahm derselben ein paar kurze schwarzgefärbte Wachslichtchen, zündete dieselben an, warf dann Sprüche murmelnd eine Hand voll Kräuter

in die Glut auf dem Herde, worauf sofort ein dichter Qualm die ganze Hütte erfüllte — und das alles, ohne ihrem unvermuteten Gast auch nur die geringste Beachtung zu schenken.

Endlich war das Unwetter vorüber gezogen. Draußen rollte der Donner ferner und der Regen fing an, sanft zu rauschen; drinnen in der Hütte kehrte auch dem erschöpften Wanderer Atem, Mut und Hunger wieder, und es wurde ihm möglich, mit der alten Wetterbeschwörerin sich wegen eines Abendbrotes zu verständigen. Eine Stunde später dampfte für ihn ein tüchtiger Eierschmarren auf dem Tische und bald darauf umfing den auf das höchste Ermüdeten, der sich als Lagerstätte einen großen Laubsack auf dem Heuboden erkoren hatte, ein köstlicher erquickender Schlaf.

Als er am andern Morgen die Alm verließ und eine wilde Felsschlucht hinabstieg, sah er mit Staunen die Verwüstungen, welche tags zuvor das Unwetter hier angerichtet hatte. Ganze Reihen starker Tannen und Fichten samt der Erdschicht, in welcher sie gewurzelt, lagen drei- und vierfach über einander geworfen. Es galt oft ein mühsames Klettern; aber mittags konnte er in Rosenheim ruhen, und schon am folgenden Tage gelangte er an das vorläufige Ziel seiner Wanderung, das herrliche Salzburg, in welchem eine längere Rast gehalten werden sollte.

Die Umgebungen von Salzburg, Neapel und Konstantinopel hat Alexander von Humboldt für die schönsten Gegenden unserer Erde erklärt. Und gewiß hat dieses Wort des großen Reisenden in Bezug auf die alte erzbischöfliche Salzstadt volle Berechtigung. Das zu weiten grünen Matten ausgedehnte Thal der reißenden Salzach verengt sich hier plötzlich wieder. Zu beiden Seiten treten hohe Berge nahe zusammen und gleich darauf tritt der Fluß wieder in die freie Ebene hinaus. In dieser Bergenge liegt Salzburg, in der Ebene und im Hochgebirge zugleich, und die bekannten Bergriesen der Salzburger Alpen sind so nahe, daß sie allen Aussichten den großartigsten Hintergrund verleihen. Dazu kommt die eigenartige Bauart der Häuser mit flachen Dächern und massiven Mauern aus dem Marmor des nahen Untersberges, welche der Stadt ein fast italienisches Gepräge giebt; die vielen „altehrwürdigen“

krummen und engen Gaßen und Gäßchen, die stolze Feste Hohensalzburg mit ihrem ragenden Turme, welcher von seiner Galerie, vierhundert Fuß hoch über der Stadt, eine unbeschreiblich herrliche Aussicht bietet.

Gab es einen Punkt, der geeignet war, dem romwärts eilenden Wanderer ein „Halt“ zuzurufen, so war es dieser Ort, in welchem einst Mozarts Wiege stand. Und wer wäre wohl mehr empfänglich gewesen für alle die Pracht der herrlichen Gottesnatur, die sich hier vor seinen Augen ausbreitete, als der junge Landschaftsmaler. Es glückte ihm, am Markt eine Privatwohnung bei einer Witwe zu mieten, deren drei heitere und gutherzige Töchter viel zur Annehmlichkeit seines dortigen Aufenthaltes beitrugen. Die Mahlzeiten am Mittag und Abend führten sie alle zusammen, sowie einen zweiten Mieter, den Priester Thurmwieser, Professor der orientalischen Sprachen am Salzburger Gymnasium. Die Kost war vortrefflich und billig (ein Dukaten wöchentlich „für alles“), das ganze Hauswesen sauber, einfach und gemütlich, und alle Hausbewohner und Tischgenossen waren die heitersten und herzlichsten Leute, wie Ludwig Richter sie gar nicht besser hätte finden können. Professor Thurmwieser war ein begeisterter Verehrer seiner Berge und schloß sich dem neuen Hausgenossen bei seinen Ausflügen zur Sammlung von Skizzen mit Vorliebe an. Aber dieser fühlte sich doch recht oft von Heimweh ergriffen und sehnte sich nach den fernen Lieben, von denen so selten Briefe an ihn gelangten, „daß er fast könnte unmutig darüber werden.“ So schreibt er am 17. Juli, von einem prächtigen Abendspaziergang nach Hellbrunn hinaus zurückgekehrt, in sein Tagebuch: „Eine Thräne stahl sich in mein Auge; ich suche eine Seele, die mich liebt! Ach sie ist so fern! ich so einsam hier und allein!“

Fleißiges Arbeiten von früh vier Uhr bis abends sieben oder acht Uhr, dazu der heitere, fröhliche Verkehr im kleinen Haus am Markt und die Ausflüge in nähere und weitere Umgebung nach Berchtesgaden und in die Ramsau, trugen wohl dazu bei, seinen beginnenden Trübsinn zu zerstreuen. Doch die ungesunde Sentimentalität, zu welcher sein in den Ceremonien seiner Kirche nicht befriedigter religiöser Sinn da-

mals neigte und sich in manchen Einzeichnungen seines Tagebuches kundgab, zeigte die große Gefahr, in welcher in jener Zeit seine ganze innere Entwickelung schwebte.

Da trat wieder eins jener scheinbar kleinen Ereignisse ein, welche für sein weiteres Leben von entscheidender Bedeutung wurden.

Beim Gedanken an den immer näher rückenden Abschied von Salzburg hatte sich ihm oft der Mangel eines erprobten treuen Reisegefährten schmerzlich aufgedrängt. Oft hatte er in den Gasthöfen Nachfrage gehalten, ob er nicht einen nach Italien wandernden Kunstgenossen fände; bisher aber waren alle diese Schritte vergeblich gewesen.

In solche Gedanken und Wünsche versunken saß er eines Tages in seinem Stübchen am Markt in Salzburg, als es an seine Thür pochte. Auf seinen Zuruf trat ein Mann ein, der bereits über fünfzig Jahre zählen mochte, eine gedrungene breite Gestalt mit einem Gesicht, in welchem ehrenfestes Wesen und Tüchtigkeit deutlich ausgeprägt zu lesen waren. Es war ein holländischer Steuermann, dessen Fahrzeug Schiffbruch gelitten hatte und der, von Triest kommend, nach Holland wollte zu Weib und Kind. Die bescheidene, feste und ruhige Weise des Mannes hatte für Ludwig Richter etwas Anziehendes und gerne gab er jenem eine für seine eigenen Verhältnisse reichliche Reiseunterstützung. Dankend packte derselbe seine zur Beglaubigung seiner Angaben vorgelegten Papiere wieder zusammen, sah seinen Wohlthäter mit einem dankbaren Blicke an, als wolle er auch ihm etwas Liebes erzeigen, und sagte: „Ich habe einen langen Weg vor mir, aber ich habe einen guten Reisegefährten!“

„O, das ist ja ein Glück,“ antwortete der Jüngling lebhaft im Gefühl, wie wertvoll ein solcher von ihm schmerzlich vermißter Reisegenosse sein müsse. „Wer ist es denn?“

„Es ist der liebe Herrgott selber,“ antwortete jener, und aus seiner Brusttasche ein kleines Neues Testament hervorziehend fuhr er fort: „und hier habe ich seine Worte; wenn ich mit ihm rede, so antwortet er mir daraus. So wandere ich getrost, lieber junger Herr!“ Damit ging er, nochmals dankend, zur Thür hinaus.

„Mich aber“ — so schreibt viele Jahre später Ludwig Richter selbst in seinen Lebenserinnerungen — „hatte die Rede wie ein Pfeil getroffen und ein Stachel davon blieb auch lange in meinem Herzen sitzen. Ich hatte an Gott nicht gedacht; für mich war er eine ferne unbestimmte Macht, und dieser arme Mann sprach und sah darein, als kenne er ihn recht wohl, als stehe er im lebendigsten Verkehre mit ihm, woraus ihm ein so getroster Mut, eine so freudige Zuversicht erwuchs. Sein kleiner Schatz, das Büchlein, war mir völlig fremd; ich hatte ja nie eine Bibel gesehen! Diese kleine Begebenheit ward bald durch neue Eindrücke vergessen, aber nicht verloren. Denn später tauchte die Erinnerung daran wieder auf, und ich erkannte in ihr den Anfang einer Reihe tieferer Lebenserfahrungen, welche bedeutend auf die Entwickelung meines inneren Lebens einwirkten.“

Schnell genug waren die Wochen vom 27. Juni bis 5. August in Salzburg verstrichen. Am letzteren Tage ging es, vom Professor und den beiden ältesten Töchtern der freundlichen Wirtin bis Hall geleitet, mit schwer gepacktem Ränzel nun weiter gen Süden. Als im Haller Wirtshaus bei einem Glase Ungarweines von den liebgewordenen Salzburger Bekannten Abschied genommen war, fühlte er fast erdrückend den Mangel eines treuen Gefährten für die weitere Reise.

„Die Einsamkeit, in welcher ich jetzt lebe“ — schreibt er schon am folgenden Tage (6. August) zu Ischl in sein Tagebuch — „wird doch manchmal lästig. Welches Interesse haben für mich die fremden Gesichter, die mir begegnen, und welches habe ich für sie? Ach Gott, welche Wohlthat ist es doch, eine Seele um sich zu haben, die mit uns fühlt und empfindet, die Teilnahme für unsere Freuden und Leiden hegt. Die Natur ist stumm und herzlos; sie spricht nur zu dem Glücklichen und Ruhigen, giebt große göttliche Gedanken ein; aber wir Menschen wollen Menschen auch um uns, Menschen mit all den Schwächen und der liebenswürdigen Güte und Teilnahme, welche uns selbst eigen ist.“

Wenn das durch seine hohen Berge rings von der übrigen Welt abgeschlossene Ischl zu solchen trüben Wünschen gleichsam die passende landschaftliche Staffage bot, so erweckte die

Fahrt, die der junge Maler nun nordwärts über den „an Naturreizen überreichen“ Traunsee nach Gmunden unternahm, wieder lieblichere Bilder in seiner Seele.

Kaum irgendwo giebt es eine entzückendere Aussicht im Alpengebiet als den Blick vom Kalvarienberge bei Gmunden! Überall wurde gezeichnet oder flüchtig skizziert, wo unter dem vielen Schönen etwas besonders Auffallendes des Malers Auge fesselte. Vor allem geschah dies bei dem wilden Traunfall — dem eigentlichen Ziel dieses Abstechers von der doch sonst nach Süden weisenden Reiseroute.

Von Gmunden aus wendet sich die Traun weiter nach Nordost und durchzieht flachhügelige Gegend, bald ruhig dahinflutend, bald über Felsenwehre schäumend. Etwa eine Stunde oberhalb des Falles gerät der ganze Fluß in heftige Bewegung und seine Wellen drängen dem rechten Ufer zu. Auf einmal bricht der Boden ab, und in wildem Gewoge braust mit betäubendem Donner die ganze Flutenmasse 42 Fuß tief hinunter, durch zwei Felsenriffe malerisch in mehrere Ströme zerteilt.

Hier saß Ludwig Richter am Abend in das Zeichnen der aus den tosenden Wassern aufragenden Felsklippen vertieft, als er plötzlich neben sich das schöne bräunliche Gesicht eines jungen Weibes bemerkte. Wegen des Wassergebrauses hatte er ihr Kommen überhört; nun schauten ihn zwei glühende schwarze Augen aus nächster Nähe an, umrahmt von kleinen schwarzen Ringellocken, welche aus dem roten Kopftuche hervorquollen.

„Du malst wohl den wilden Fall?“ fragte die junge Zigeunerin, kauerte dann ganz dicht neben ihm nieder, um sich verständlich machen zu können, und fuhr fort: „Wenn Du mir Deine Hand zeigen wolltest, so könnte ich wohl Dein Geschick daraus ablesen.“

Nun, dachte Richter, das paßt ganz gut hierher zu diesem brodelnden Hexenkessel, und reichte seine flache Hand dem Weibe hin.

Da erzählte sie ihm von einem weiten, weiten Wege, den er vor sich habe, von dem Glück und der Ehre, die seiner in der Zukunft harrten; vom Mädchen daheim, das ihm hold und

treu sei, und das er trotz aller Widerwärtigkeiten und Feindschaften, die dazwischen träten, doch einst heimführen werde.

Alles dieses, was jede Zigeunerin jedem jungen Manne sagt, deutete sie ihm aus den verschlungenen Linien der Handfläche und manches mehr, was er wegen des Getöses des Wassers nicht verstehen konnte, während sie ihn mit ihren schwarzen verschmitzten Augen anblitzte.

Doch dem jungen Maler wurde in dieser Nähe allmählich unheimlich zu Mut, zumal er einen Zigeuner bemerkte, welcher auf dem steilen Felspfade zu ihnen hinab zu steigen sich anschickte. Er sagte sich, daß ein einziger Stoß ihn von der schmalen Klippe hinabstürzen und unten im Wasserwirbel spurlos verschwinden machen könne. Schnell erhob er sich, packte seine Sachen zusammen und gab der Zigeunerin ein Geldstück, für welches sie im nahen Lambach eine Messe lesen zu lassen versprach!

Als er wohlbehalten am Abend im Wirtshaus saß, in welchem er übernachten wollte, sah er seine Prophetin wieder unter der Schar Zigeuner, welche am Flusse essend, plaudernd und rauchend um ein Feuer lagerten, während der Mond sein bleiches Licht über die Gegend goß und aus der Ferne das Donnern des Traunfalles die stille Nacht durchtönte.

Am nächsten Morgen wanderte er wieder zurück nach Gmunden und durchstrich die Gegend kreuz und quer, Skizzen sammelnd, bis er endlich auf wilden Gebirgspfaden südlich von Hallein bei Golling wieder in das wilde Salzachthal gelangte und dort längere Zeit fleißig zeichnete. Die Salzach hat hier nur eine acht Fuß breite Kluft zwischen Felsenwänden von 3000 bis 4000 Fuß Höhe zum Ausweg gefunden, und diese ungeheure Zusammenschnürung hat sie gezwungen, in Stromschnellen und Fällen in den Felsengrund stürzend, denselben tief zu spalten und zu unterwaschen. So siedet und kocht die Salzach etwa eine halbe Stunde lang tief unten zwischen Felsenpfeilern hindurch, welche „die Öfen“ genannt werden, bei denen Ludwig Richter mit besonderer Vorliebe weilte. Die Felsenkolosse sind hier bald übereinander geneigt, bald aufeinander gestürzt oder nebeneinander gelegt, sodaß das schäumende Wasser wie unter einem Riesengewölbe hinrauscht.

Von hier marschierte der junge Maler über den durch die erbitterten Kämpfe zwischen Baiern und Tirolern im Jahre 1809 weithin bekannt gewordenen Paß Lueg zum herrlichen Zeller See, nach Lend und dem unvergleichlichen Gastein. Dann westwärts durch das melancholische Thal der vielverspotteten Pinzgauer zum Krimmelfall und in das Gerlosthal, um von dort südwestlich nach dem höchstgelegenen Dorfe Tirols, Dux, sich zu wenden.

Der Abend dort in dem baumlosen, mattenreichen, von den rosenrot erglühenden Schneeriesen umgrenzten Thale war über alle Beschreibung ergreifend, so „schauerlich schön“, daß Ludwig Richter, von dem Eindruck ganz hingenommen, zu zeichnen nicht imstande war. Doch dem schönen Abende folgte ein Regentag, an welchem über die hohen Berge in das Zillerthal zu gehen gefährlich gewesen wäre. So blieb er denn in Dux auf seinem Stübchen, zeichnete und machte Eintragungen in sein Tagebuch, während der Wirtin schöne Schwester mit ihrem Nähzeug ihm Gesellschaft leistete und ihn durch den Gesang von allerlei Liedern und „Schnacken“ erheiterte.

Ging es so im Stübchen des Malers schon recht vergnüglich her, so wartete seiner unten in der Wirtsstube noch eine besondere Erheiterung, wie sie für einen Regentag im Hochgebirge gar nicht schöner hätte erdacht werden können.

Als er hier nämlich sein Mittagsmahl verzehrte, erschienen „mit etwas duseligen Gesichtern“ zu gleichem Zweck vier Zunftgenossen, ein älterer hagerer Mann mit drei jüngeren Gesellen. Sie hatten vom Mädchen erfahren, ein fremder Maler sei da, und sahen nun mißgestimmt und scheel nach dem Kollegen hinüber. Endlich polterte der lange Dürre los: er habe das Ausmalen der Kirche in Akkord genommen, kein Fremder brauche dazu herkommen, er bedürfe keines Gehilfen und habe schon seine Gesellen. Es war Ludwig Richter unmöglich, dem erregten Manne seinen komischen Irrtum aufzuklären. Da erschien zum Glück der katholische Geistliche in der Wirtsstube, und durch ihn löste sich das Mißverständnis zu allseitigem Wohlgefallen befriedigend auf. Den Schluß machte die Einladung des geistlichen Herrn, mit ihm nach dem Essen sein Kirchlein zu besichtigen. Ludwig Richter folgte gern dieser

Einladung und bewunderte die großen Tulpen und ziegelroten Rosen, mit welchen seine vier Kollegen die Decke des armen Kirchleins verhunzt hatten.

Am nächsten Tage führte ihn seine Wanderung durch das Zillerthal. Der Morgen war trübe gewesen, bald aber stellte sich anhaltendes Regenwetter ein und bis auf die Haut durchnäßt zog er seine Straße einsam weiter. Unter diesen Umständen war zeitige Einkehr geboten, und müde und mißmutig machte er, obwohl die Sonne (am 23. August) noch hoch am Himmel stand, schon um vier Uhr nachmittags im Wirtshause eines abseits von seinem Wege gelegenen Dörfchens Rast.

Um den langen Nachmittag mit etwas „Geistesnahrung" auszufüllen, bis die Zeit zum Abendbrot herannahte, welches bei ihm aus Sparsamkeitsrücksichten stets zugleich das Mittagbrot ersetzen mußte, fragte er die Wirtin, „ob sie nicht etwas zum lesen habe." Die Frau brachte sogleich in ihrer Schürze ein halb Dutzend Bücher herbei, welche Richter neugierig durchstöberte. Allein sehr enttäuscht legte er sie wieder aus der Hand; es waren Gebets- und Erbauungsbücher, nach denen er durchaus kein Verlangen hatte. Doch auch Langeweile lehrt mitunter beten, und so griff er denn nochmals nach demjenigen Buche, das äußerlich am anständigsten aussah. Er schlug es auf und las den Titel: „Beicht- und Kommunionbuch von Jaspis. Dresden, in der Arnold'schen Buchhandlung."

Also ein evangelisches Buch mitten im katholischen Tirol; und zugleich ein Gruß mitten im fremden Lande nicht nur aus der Heimatstadt und sogar aus dem Hause des väterlichen Freundes, durch dessen Güte er überhaupt jetzt im Zillerthal sitzen konnte. Von der Entstehung und Bedeutung der evangelischen Diaspora im Zillerthale hatte der junge katholische Maler natürlich keine Ahnung. Aber er war aufgeklärt genug, sich nicht an das Gebot seiner Kirche zu kehren, welches ihm das Lesen solches ketzerischen Buches als Sünde verbot, und so fing er denn an aus Langeweile und um des „Papa Arnold" willen in dem verbotenen Buche zu blättern.

Er fand in ihm die Abschiedsrede Jesu aus dem Evangelium Johannis und war auf das höchste überrascht, daß

man so lange Reden von Christo besitze, denn — wie er selbst erwähnte — eine Bibel hatte er als römisch-katholischer Christ ja noch nie in die Hand bekommen und von „des Meisters Worten“ hatte es in seiner Kirche ja natürlich nie etwas zu hören gegeben. Mit welcher Andacht und Begeisterung hatte er im Plutarch die Reden der großen Männer aus dem klassischen Altertum gelesen, und hier war mehr!

„Ich bin der Weg“ — so las er in dieser Weihestunde seines Lebens —, „die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Wenn ihr mich kennetet, so kennetet ihr auch meinen Vater.“ Und weiter hieß es: „Ich will euch nicht Waisen lassen; ich komme zu euch. Es ist noch um ein kleines, so wird mich die Welt nicht mehr sehen. Ihr aber sollt mich sehen, denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.“

Immer mehr vertiefte sich der lesende Jüngling in diese und die daran sich anschließenden Worte des Herrn. Wie ein Klang aus einer anderen höheren Welt, groß und wundersam, und doch rätselhaft, so berührte ihn, was er las. „So hat noch nie ein Mensch geredet,“ das war der unmittelbarste Eindruck, den er hier empfing, und ein leises Echo in seinem Innern antwortete dieser Stimme. Das gute treue Gesicht des Steuermanns in Salzburg trat ihm plötzlich wieder vor das Auge, wie er von dem Reisegefährten in die Heimat zu ihm redete.

Es war dies ein Samenkorn, das zu rechter Stunde in gutes Land ausgesäet wurde. Es fand bereiteten Boden und war bestimmt, zu *seiner Zeit* aufzugehen und hundertfältige Frucht zu bringen. Doch zunächst ruhte der Same, still und unbeachtet im Herzen fortkeimend und künftigen ähnlichen, aber nachhaltigeren Eindrücken vorarbeitend und den Boden bereitend.

Am folgenden Abend, dem 24. August, war Innsbruck erreicht. Einer der ersten Wege war der zur Post, wo Briefe von Haus und hundert Thaler von Papa Arnold liegen sollten. Aber das sehnlich Erwartete war noch nicht eingetroffen und es galt, stille liegen und warten.

Was gab es aber nicht alles hier zu schauen, um den

ungelegen kommenden Aufenthalt in der schönen Innstadt zu verkürzen und angenehm zu machen! Vor allem die Franziskanerkirche, welche soeben Ruhestätte auch des Andreas Hofer geworden war, mit dem „kunstvollsten Denkmale Europas“ (nach Thorwaldsen's Urteile), dem Grabdenkmale des „letzten Ritters,“ Kaiser Maximilians I. Fast noch anregender jedoch als die schöne Natur und die vollendete Kunst, welche dem deutschen Maler hier entgegentraten, wirkte auf ihn fördernd und bildend die Bekanntschaft mit einem Buchhändler, welchen er in seinem bescheidenen Gasthofe bei dem gemeinsamen einfachen Mittagsmahle kennen lernte. Derselbe hatte in Innsbruck ein Geschäft eröffnen wollen. Indessen in den Städten der Jesuiten hält es schwer, alle notwendigen Garantien zu beschaffen, welche die Gewißheit geben, daß solch ein Mann unter der Menge seiner Bücher nicht auch ein „nicht approbiertes“ oder gar ketzerisches miteinschmuggeln und mit solcher auch in den allerkatholischsten Städten heimlich viel begehrten, weil verbotenen Ware ein gewinnbringendes Nebengeschäft treibe.

So wartete der gute Mann schon seit Monaten auf Bescheid, ob sein Niederlassungsgesuch genehmigt werden würde, und seine im Nachbarhaus, in welchem er wohnte, aufgestapelten Bücher durften nicht ans Tageslicht. Doch dem fremden katholischen Maler dieselben zum Lesen zu borgen, konnte weder der Statthalter noch der Beichtvater verbieten, und so erhielt Ludwig Richter hier eine Reihe neuerer Bücher über Kunst und Kunstgeschichte geliehen, welche ihm völlig unerwartete Aufschlüsse über das Ringen und Regen auf diesem Gebiet lieferten und seine Aufmerksamkeit auf das höchste anspannten. „Ich lag vier bis fünf Tage über diesen Büchern, sodaß mir endlich der Kopf brannte,“ sagt er selbst über diese Tage in seinen Lebenserinnerungen.

Endlich kam das Geld nebst Briefen vom Vater, von Auguste und „Papa Arnold,“ und am 5. September zu früher Morgenstunde marschierte der Jüngling, einsam, aber frisch und wohlgemut, dem Brenner zu.

Jetzt fährt man mit dem Eilzug durch und über den Brenner in fünf Stunden bis Bozen und erfreut sich von seinem weichen und bequemen Sitze aus an der Mannigfaltig-

keit der erhabenen Gottesnatur, durch welche in endlosen Windungen die Eisenbahn führt. Grade so viel Tage brauchte damals trotz angestrengten Marschierens der junge Rompilger, welcher am 7. September bis zur alten Konzilstadt Brixen — dem kleinen Ort mit den acht großen Kirchen und der fürstbischöflichen Residenz — gelangte; am 8. September zu Colman*) unter der Veranda eines „hübschen Kneipchens“ an der Straße sein einfaches Abendbrot mit gutem Landwein verzehrte, dabei seiner Auguste Briefe immer von neuem lesend, um endlich am 9. September Bozen zu erreichen. Aber diese Tage boten des Schönen und Herrlichen ungemein viel, die körperlichen Kräfte waren neugestärkt durch die Ruhe in Innsbruck und wurden durch die erfrischende Alpenluft immer wieder belebt, sodaß der junge Wanderer trotz seiner Einsamkeit voll Freude und Jugendlust seine oft recht beschwerliche Straße zog, mit Maleraugen sowohl die wechselnden landschaftlichen Bilder als auch die bunte Mannigfaltigkeit der dazu passenden „Staffagen,“ die entgegen kommenden oder an ihm vorüber eilenden Reisenden betrachtend.

Zuerst kam ein Bauer, der ihm freundlich einen abkürzenden Fußsteig zeigte; schwerbepackte Handwerksburschen zogen grüßend vorüber; ein alter Bettler kam schon von weitem mit abgezogenem Hute auf ihn zu; als er aber sah, daß Ludwig Richter nach ein paar Kreuzern in der Tasche suchte, rief er aus: „Ach Gott, der Herr ist aber wohl ein Handwerksbursch und hat selber nit viel! Nein, b'hüts Gott, da mag i nix.“ Ein paar vornehme Kavaliere, ihre Diener hinterdrein, überritten den armen Fußgänger beinahe, der wegen eines Abgrundes an der Seite ihnen nicht weiter ausweichen konnte, und die Reitgerte fuhr ihm über das Gesicht, ohne daß der „Gnädige“ es beachtet hätte. Ein Kapuziner mit bleichem Gesicht und rotem Bart, in der einen Hand den langen Stab, einen Korb in der anderen, zog grüßend vorüber. „Vetturini“,**) die Wagen mit Reisenden gefüllt und mit Koffern beladen,

---

*) In Richters Lebenserinnerungen „Kollmann,“ auf Tiroler Spezialkarten „Colman“ genannt, ein kleines Dörfchen, eine viertel Stunde südlich von Waidbruck gelegen.

**) Vetturino (italienisch) = Lohnkutscher.

wurden eingeholt und überholt. Im Wirtshaus, wo Mittagsrast gehalten wurde, lärmten und tollten Soldaten, und die hübschen lustigen Kellnerinnen hatten für andere Gäste weder Ohr noch Auge.

Schon in Bozen, der Stadt des lebhaften Transithandels, in welcher im zwölften Jahrhundert der Wechsel als internationales Zahlmittel „erfunden“ wurde, begann die Hitze drückend zu werden und machte das Marschieren sehr lästig. Auch die Wirtshäuser fingen an teurer zu werden, dazu die Sprache immer unverständlicher, und der einsame Wanderer fühlte sich bald sehr ratlos und verlassen. Bei seiner geringen Neigung und Begabung für fremde Sprachen hatten ihn die vier Wochen lang vor der Abreise in Dresden genommenen italienischen Sprachstunden nur wenig gefördert, und dies wenige war auf der Reise durch Baiern und Tirol ziemlich wieder vergessen worden.

Nun aber mußte die Sache energisch angegriffen werden. Mit größtem Eifer wurden unterwegs aus einem Hefte Vokabeln und Gespräche memoriert und laut aufgesagt. In Trient sollte der erste praktische Versuch gemacht werden, ein daher kommendes Bäuerlein wurde als Versuchsobjekt ersehen und mit der wohl einstudierten italienischen Anrede begrüßt. Mit der größten Freundlichkeit und Beredsamkeit antwortete der gute Mann, mit lebhaften Gebärden seine Worte begleitend. Doch es geht mit dem Italienischen wie mit der „Sprache Kanaans“ und allen modernen Sprachen: aus der Grammatik allein können sie nie erlernt werden! Von all dem, was der Bauer redete, verstand Ludwig Richter nicht ein einzig Sterbenswort und war von Herzen froh, als jener endlich aufhörte und er sich nun von ihm mit einem verlegenen: „Vielen Dank!“ verabschieden konnte.

Lebhaft fesselten im bischöflichen Palast zu T r i e n t die schönen Freskogemälde den reisenden Maler, sowie in der Kirche Santa Maria Maggiore das große (freilich nicht ganz vollendete) Bild, welches eine Sitzung der in ihr abgehaltenen berühmten Kirchenversammlung mit den genauen Porträts aller Teilnehmer darstellt. Aber das knappe Reisegeld mahnte zu schnellem Weiterwandern durch das üppige Thal, welches zwischen

Trient und Rovereith (ital. Reveredo) von der Etsch (ital. Adige) durchströmt wird. Aus graublättrigen Ölbäumen hob sich hier schon die schwarzgrüne Cypresse ab, und Lauben von Wein, mit dunklen Trauben überreich beladen, zogen sich am Wege hin. Die großen Maulbeerbaum-Anlagen deuteten hin auf die großartige Seidenfabrikation von Rovereith, und die Ueberfülle von „Südfrüchten," welche auf dem Markt feil gehalten wurden, bewiesen die Nähe von österreichisch „Italien".

Bei den weltbekannten Sametfabriken der Stadt Ala trat der Weg heraus aus den Alpen und die lombardische Tiefebene lag vor den Augen des entzückten Wanderers, der nun neben seiner „Mitpilgerin," der Etsch, munter auf Verona zuschritt.

Immer belebter wurde die Landstraße, welche nun durch die fruchtbare, reichbevölkerte Gegend sich hinzog. Reizvolle Bilder einer für ihn ganz neuen eigenartigen Welt umgaben und begleiteten ihn. An den Ulmen und Maulbeerbäumen zur Seite der Wege hatte sich die Weinrebe emporgerankt und zog ihre mit schweren Trauben behangenen Guirlanden von Baum zu Baum. Unter den Lauben der sich weithin erstreckenden Weingärten waren fröhliche Leute mit dem Einsammeln der Trauben beschäftigt, welche von hübschen Burschen in den vollgefüllten Kübeln auf zweirädrigen Ochsenkarren zur nahen Kelter gefahren wurden. Ein Singen, Scherzen und Lachen ertönte ringsum, und der süße Geruch des Mostes begleitete den durch die Hitze durstig gewordenen Wanderer.

Die für Verona berechneten Rasttage zum Ausruhen von der anstrengenden Alpenwanderung und dem ermüdenden Marsche durch die heiße lombardische Ebene erhielten eine unliebsame Verlängerung durch den Umstand, daß der Jüngling hier länger, als er geglaubt hatte, auf seinen in Innsbruck zur Beförderung aufgegebenen Koffer warten mußte.

Doch eine Stadt wie „Welsch-Bern," die Stadt des sagenumwobenen Ostgotenkönigs Theodorich, der von dieser seiner Residenz „Dietrich von Bern" genannt ist, bot des Unterhaltenden eine kaum zu erschöpfende Fülle. Die große Vergangenheit dieser Stadt, welche Catullus, Cornelius Nepos, Vitruvius und den älteren Plinius zu ihren Söhnen zählte,

und welche das Gedächtnis ihrer Herrscher, der Scaliger, durch kunstvolle, herrliche Grabdenkmäler ehrte, vor deren uraltem Dome die großartigen Figuren eines Roland und Olivier Wache halten, — trat ja dem deutschen Maler überall vor Augen und machte auf ihn einen überwältigenden, zumal das Domportal einen „fast ungeheuerlichen“ Eindruck.

Doch mehr als all diese Herrlichkeit vergangener Tage, die in dem mit 25000 Sitzplätzen ausgestatteten, noch wohlerhaltenen Amphitheater aus der Römerzeit einen besonders großartigen Ausdruck sich erhalten hat, war es ein Altarbild in der Kirche S. Giorgio, welches „sein guter Genius ihn ganz zufällig finden ließ“ und das einen nachhaltigen Eindruck auf sein Gemüt und die Richtung seiner Kunst ausübte. Girolamo dai Libri, ein lombardischer Maler, dessen Namen Ludwig Richter bis dahin noch nie gehört hatte und von dem er auch später nie wieder ein Bild zu sehen bekommen, hatte es im Jahre 1526 gemalt. Es stellte nur eine Madonna mit dem Kinde dar, vor ihr drei musizierende Engel, „aber so schön und herzbewegend“ — schreibt er — „glaubte ich noch nie etwas gesehen zu haben. Hier ging mir zuerst eine Ahnung auf, welche Tiefe des Gemütslebens und der ihr entsprossenen himmlischen Schönheit in den Meistern der vorraphaelischen Periode enthalten sei. . . . Ja dieser alte liebe Meister ist so eigentlich mein Schutzpatron gewesen und hat mir zuerst das innere Heiligtum der Kunst erschlossen.“

Nachdem der Koffer endlich eingetroffen war, verließ Ludwig Richter Mitte September die Stadt Verona.*) Gern hätte er um der Hitze und den Banditen zu entgehen, welche letzteren die Landstraßen namentlich in den Apenninen unsicher machten, bis Bologna ein Lohnfuhrwerk benutzt. Allein die verschiedenen Vetturini, mit denen er verhandelte, stellten un-

*) Als Datum dieser Abreise giebt zwar Ludwig Richter selbst ausdrücklich den 20. September an, (Lebenserinnerungen S. 126). Da er aber in Rom bereits an seinem Geburtstage, dem 28. September, eintraf, dazwischen volle acht Tage in Florenz verweilte, und die Fußtour von Verona nach Florenz sowie die Fahrt von Florenz bis Rom ebenfalls eine ganze Reihe von Tagen beanspruchte, kann dieser für den Abmarsch von Verona von ihm angegebene Tag nicht der richtige sein.

verschämte Forderungen und zudem hätte er noch einige Tage länger warten müssen, bis sich noch andere Fahrgäste zu solcher Reisegelegenheit zusammen gefunden hätten. So gab er denn nur seinen Koffer auf und wanderte weiter allein über Mantua und Bologna dem Süden zu.

Mantua, die „uneinnehmbare,“ die Stadt Virgil's, des „Schwanes von Mantua,“ und des „Sandwirts von Passeir“, der hier am 10. März 1810 verblutete, bot für den Maler nichts Fesselndes. Als er am Abend des 22. September hier am Ufer des blauen Mincio hinging und in der Ferne die Alpen herüberdämmern sah, überfiel ihn wieder bange Wehmut. Es war ein herrlicher warmer Abend; Fischer wogten in ihren kleinen Nachen auf der klaren Flut; die Abendglocken tönten, riesige Wolken glänzten am Himmel. „Es war alles recht schön,“ schreibt er von diesem Abend, „und doch ists weit herrlicher noch im kräftigen Vaterlande.“ Seine Einsamkeit wurde ihm wieder sehr drückend, und seine mangelnde Sprachkenntnis nötigte ihn, auf jede Unterhaltung zu verzichten. „Ich sehne mich herzlich nach einem vernünftigen, vertraulichen Gespräche“, trug er in sein Tagebuch ein; „ach, Geliebte, einen Abend wieder mit Dir verplaudern, ach Himmel, welch ein Glück!“

Getröstet zog er jedoch am andern Morgen seine Straße weiter und ruhte mittags in einem Pappelhaine, um dessen Stämme sich reichbeladene Weinguirlanden zogen. Konnte er mit den Menschen nicht plaudern, so mußten ihm die Tiere zur Unterhaltung und Kurzweil dienen. „Über ein Ameisennest,“ sagte er, „hatte ich meine größte Freude, wie das Völkchen sich eine lange Straße gebahnt hatte, auf welcher sie wie toll kreuz und quer hinrannten. Die Karawanen nahmen gar kein Ende. Ich hätte wohl wissen mögen, welche wichtigen Geschäfte sie vorhatten. Es war die einzige Freude den ganzen Tag, aber sie war auch über alles herzerfreuend und ich dachte dabei so manches Gute.“

Bald war Bologna erreicht, die „fette und gelehrte Stadt,“ welche auch noch als „päpstliche Stadt“ das stolze Wort „Freiheit“ in zwei Feldern ihres Wappens weiter führen durfte. Aber auch sie vermochte trotz des seltsamen Schatzes

in der Kirche S. Maria di S. Luca, dem angeblich vom Evangelist Lukas gemalten Marienbilde, den vorwärts eilenden Maler nicht aufzuhalten. Bald gelangte er zur öden Kette des Apennin, und auf einsamen, oft unheimlichen Wegen, auf denen weder Menschen noch Häuser anzutreffen waren, wurde auch sie in schnellem Marsche überschritten. Abgespannt und müde des Staubes, der Hitze und des einförmigen Weges gelangte er so endlich an die Thore des schönen Florenz.

Mit Recht führt diese unvergleichliche Stadt ihren Namen „Firenze," d. h. „Blume," „sintemal sie eine Blume nicht allein Italiens, sondern der ganzen Christenheit ist," und ihren Beinamen „la Bella" = die schöne. Denn wer vermöchte es, in Worten die Herrlichkeit dieser Stadt zu schildern, in welcher alles die Spuren mehrtausendjähriger Arbeit geistvoller Menschen an sich trägt! „Die subtile Luft" — so meinten die Alten — „erzeuget allhier subtile Köpfe." Von dem kühnen luftigen Turme des „alten Palastes (Palazzo vecchio), welcher 300 Fuß hoch wie ein schlanker Mastbaum emporsteigt, bis zu Brunellischi's Wunderbau, der herrlichen Kuppel der Kathedrale; von dem alten Hause der Spini bis zu den großartigsten Palästen der Welt, dem Palazzo degli Uffizi und dem Palazzo Pitti; vom Garten des Franziskanerklosters bis zu den staunenswerten Anlagen der Springbrunnen (ist alles unvergleichlich herrlich und voll Anmut. „Jede Straße" — sagt H. Leo — „ist eine Welt für die Kunst; die Mauern von Florenz sind der Kelch, der die schönste Blume menschlichen Geistes umschließt."

Am Stadtthor mußte (wie überall in der „guten alten" Zeit) natürlich der Paß vorgezeigt werden. Allein der Thorschreiber vermochte die deutschen Worte weder zu lesen noch zu deuten, und nachdem er ihn nach allen Seiten gedreht und überall betrachtet, auch bedenklich sein Haupt geschüttelt, ließ er endlich seinen Redestrom auf den Wanderer los, der denselben weder unterbrechen noch erwidern konnte, da er trotz aller seiner Sprachstudien auch nicht ein Wörtlein zu verstehen vermochte.

Ein herumlagernder Fremdenführer von höchst schmierigem Äußern mit freundlich grinsendem Gesicht und widerlich zu-

dringlichem Wesen, der vorgeblich auf vornehmere Kunden gelauert hatte, erbarmte sich endlich des armen „pittore tedesco.“*) Mit Hilfe seines bißchen Französisch vermochte er sich mit letzterem zu verständigen und sodann die Wißbegierde Sr. Gestrengen, des Herrn Thorschreibers, zu befriedigen.

Bei diesem Helfer in der Not erkundigte sich Ludwig Richter nun nach einer guten und billigen Herberge und folgte ihm aus der Hauptstraße durch einige Gäßchen bis vor die Thüre eines Gasthauses in einem engen Hofe. Hier empfahl sich der Führer mit der Bemerkung, er selbst wohne gegenüber, indem er für die abendliche Unterhaltung seine schöne Tochter empfahl, welche Guitarre spielen und singen könne.

Damit schlüpfte jener in seine Hausthür, und sehr bedenklich betrat der Jüngling die ihm so empfohlene „schwarze Spelunke.“ Ein Fläschchen essigsauren Weines zu einem überaus kärglichen Mahle wurden ihm zur Stillung seines „Löwenhungers“ geboten. Aber er war zu erschöpft, um sich noch nach einer anderen Herberge umsehen zu können, und so warf er sich denn angekleidet auf sein elendes Bett.

Mehr noch als diese augenblickliche mißliche Lage beunruhigte ihn jedoch der Umstand, daß seine ganze Barschaft nur noch aus einigen dreißig Scudi**) bestand, mit denen er die Reise nach Rom und den Unterhalt daselbst für noch zwei volle Monate bestreiten sollte. Doch größer als selbst diese Sorge war seine Müdigkeit; „bleierner Schlaf“ senkte sich auf ihn nieder und er schlief „wie tot“ die ganze Nacht.

„Der Herr giebt's den Seinen schlafend“ — so deutet er selbst das Ereignis des anderen Morgens, das ihn mit einem Schlage aus aller Bedrängnis riß.

Er erwachte plötzlich. Es war ihm, als würde er bei seinem Namen gerufen. Während er sich noch die Stirn rieb und sich besann, ob er wohl nur geträumt habe, ertönte von neuem der Ruf seines Namens von der Straße her. Nun sprang er auf, eilte an das Fenster und erblickte auf der Straße

---

*) D. h. „deutscher Maler.“

**) Scudi hießen frühere italienische Münzen im Werte von 4 Mk. 33 Pfg.

zwei ihm völlig unbekannte Herren von unverkennbarem deutschen Aussehen, welche ihn etwas verblüfft anschauten.

„Entschuldigen Sie," sprach der eine, „daß wir Sie so früh aus dem Schlafe gestört haben, aber wir glaubten einen Herrn Richter hier zu finden."

„Ja, so heiße ich."

„Einen Maler aus Dresden."

„Ganz recht; ein Maler bin ich und aus Dresden ebenfalls."

Überrascht sahen ihn die Herren an. Dann sagte der jüngere von beiden: „Aber jedenfalls sind Sie der nicht, den wir zu finden glaubten, denn diesen kenne ich persönlich."

Der junge Maler bat nun die Herren, sich in seine Höhle hinauf zu bemühen, um das Mißverständnis aufzuklären. Oben stellte sich nun der ältere als den Geschichtsmaler Rehbenitz aus Kiel vor und erzählte, er und sein Begleiter, der Maler Hennig aus Leipzig, hätten soeben in aller Frühe einen abreisenden Freund ans Thor gebracht und dort von dem Thorschreiber erfahren, daß gestern abend ein Landsmann und Kunstgenosse von ihnen, ein Maler Richter aus Dresden, angekommen und von jenem Führer untergebracht sei. Sie hätten nun geglaubt, dieser Richter sei ihr Freund, der Geschichtsmaler August Richter, von dem sie wußten, daß er in diesem Herbste von München, wo er studiere, nach Rom reisen wolle.

Ludwig Richter erzählte nun, wie er in diese Spelunke geraten sei, worauf Rehbenitz vorschlug, sogleich mit ihnen zu gehen und bei dem Maler Mezger (bei welchem Hennig das Restaurieren von Gemälden erlernte) das durch den Weggang des erwähnteu Freundes frei gewordene freundliche Zimmer zu beziehen.

Gern willigte der Jüngling ein, bezahlte seine kleine Zeche und mietete bei Mezger das sehr billige und reinliche Zimmer auf acht Tage. Dadurch gewann er im Verkehr mit liebenswürdigen und gebildeten Berufsgenossen und Landsleuten einen höchst angenehmen Aufenthalt in der schönen Stadt, der ihn bald alle bisher überstandene Not vergessen ließ.

In Gesellschaft und unter Leitung des kunstsinnigen und

in der Kunstgeschichte wohlbewanderten Rehbenitz, welcher sich sichtlich am Eifer und der Empfänglichkeit seines Schützlings erfreute, besuchte Ludwig Richter nun die Kirchen und Sammlungen, in denen sich ihm zum erstenmale Kenntnis und Verständnis der Altflorentiner Schule erschloß. In den Palazzo degli Uffizi (das Gebäude der Staatskollegien) ging er womöglich täglich. Die unteren Bogengänge enthalten die berühmte mediceische Galerie, im oberen Stockwerk befindet sich eine überreiche Sammlung von Gemälden und Statuen. Das „Schönste des Schönsten" ist jedoch die sogenannte Tribüne. Die Wände dieser achteckigen Rotunde sind mit rotem Samet, das Gewölbe mit Perlmutter, der Fußboden mit dem köstlichsten Marmor bekleidet. Ein dämmerndes Licht ruht über dieser „Wohnung der Schönheit," und seidene Vorhänge rauschen auf und nieder, um nach Gefallen jedes Kleinod mit einem wohlgeleiteten Lichtstrom übergießen zu können. Hier sind sechs Bilder von Rafael, Werke von Michel Angelo, Correggio, Rubens, die Venus von Tizian und viele andre Gemälde. An Statuen sind u. a. hier zu finden die mediceische Venus, der Apollino, der tanzende Faun, der Schleifer, die Gruppe der Ringer; an anderer Stelle befindet sich die berühmte Niobegruppe.

Die Eindrücke, welche alle diese Herrlichkeiten im Gemüte des jungen Malers zurückließen, waren wie ein Same, der auf einen zwar wenig vorbereiteten, doch von Natur empfänglichen Boden fällt. „Florenz," sagt er selbst, „gab mir einen Segen mit auf den Weg nach Rom, den keine andere Stadt der Welt mir besser hätte geben können."

Viel Freude machte ihm ein kleines Erlebnis, das in diese schönen Tage fiel. Er hatte sich einer Gesellschaft angeschlossen, welche die Kunstschätze des von der großherzoglichen Familie bewohnten Palastes Pitti besichtigen wollte. In einem der fürstlichen Gemächer erblickte er im Vorübergehen auf einem Tischchen liegend seine Radierungen: „Dresden und Umgegend." Überrascht blieb er stehen und begann, ganz hingenommen von seiner Freude, in dem Werke zu blättern. Wie eigen sahen ihn hier in der Fremde, in diesen fürstlichen Räumen seine Bilder an, die ihn an sein kleines Stübchen in Dresden

erinnerten, in welchem er noch vor wenig Monaten so hoffnungslos gesessen hatte, gebannt an solche Arbeiten, die nur gemacht werden mußten, um den Lebensunterhalt zu erringen.

Doch plötzlich riß ihn die barsche Stimme des Hausmeisters aus solchen Erinnerungen, und eine wenig höfliche Hinweisung, daß das Anfassen dieser Sachen verboten sei, versetzte ihn schnell wieder aus seinen Träumen in die schönere Gegenwart.

Wie schnell vergingen diese acht Tage des Florentiner Aufenthalts; allein es mußte doch endlich geschieden sein und so akkordierte der Jüngling denn mit einem nach Rom fahrenden Vetturin den Fahrpreis, um nun möglichst schnell und billig nach diesem Reiseziel zu gelangen.

Über das nahe, an gotischen Bauten reiche, S i e n a, wo das reinste Italienisch gesprochen wird und „man die Ausländischen gar freundlich traktieret,“ ging die Fahrt am berühmten trasimenischen See (jetzt See von Perugia) vorbei, an welchem einst Hannibal den Flaminius schlug, und „in einigen Tagen“ war die letzte Station vor Rom, La Storta, erreicht.

Endlos breitete sich die bis zum Meere reichende Campagna vor den sehnsüchtigen Blicken. Links erschienen die schön geformten Sabinerberge und endlich, endlich entdeckte das Auge die Kuppel von St. Peter.

„Ecco Roma! ecco San Pietro!“*) rief der Vetturin seinen Passagieren zu und in rascherem Trabe ging es nun durch die einsame Ebene weiter. Einst eine blühende Landschaft, ist sie j e t z t durch das Sumpffieber völlig verödet, von Hirten mit ihren Herden durchzogen, ein Tummelplatz gefürchteter Räuberbanden. Hie und da grünt es in den Schluchten, alte Baureste sind mit grünenden Schlinggewächsen überwuchert, verfallene Grabdenkmäler sind ihren Toten nachgesunken und vereinzelte Bogen zerstörter Wasserleitungen ziehen sich durch die „tote Ebene.“

Und doch waren die Reisenden durch die Erwartung des Kommenden wie elektrisiert, und während der langen Strecke „brachte Richter seinen Kopf nicht mehr in den Wagen.“

---

*) A n m. „Sehet Rom! sehet Sankt Peter!

Nun wurde auf dem Ponte Molle (der alten Brücke pons milvius) der Tiber überschritten und durch das schöne Thor del popolo (die alte porta Flaminia) in die „ewige Stadt“ Einzug gehalten.

Unter diesem Thore, an welchem die Pässe abgenommen wurden, sowie auf dem daranstoßenden kreisrunden, von palastähnlichen Gebäuden umgebenen großen Platze (der Piazza del popolo) machte sich eine besondere Erregung unter den Menschen bemerkbar. Glocken und Glöckchen fingen an zu läuten und zu bimmeln, bis endlich der volle Chor aller Glocken über die Stadt hintönte, begleitet vom Donner der Kanonen auf der Engelsburg. Der Thorschreiber gab in Eile die erforderlichen Passierscheine, und auf dem Scheine des Landschaftsmalers Ludwig Richter war deutlich zu lesen, daß „Herr Landschaft“ aus Dresden am 28. September 1823 in Rom einpassiert sei.

Es war der Geburtstag des jungen deutschen Malers, an dem er so unter Glockengeläut und Kanonendonner seinen Einzug in Rom hielt. Denn soeben hatte das Konklave der Kardinäle den Freund der Jesuiten und Feind der Bibelgesellschaften Annibale della Genga als Pabst Leo XII. auf den Stuhl Petri erhoben und ihm galten die Freuden- und Ehren-Erweise dieses in Richter's Erinnerung unvergeßlichen Tages.

Nun war noch ein langer Aufenthalt auf der Zollabfertigungsstätte zu erdulden, bis bei einbrechender Nacht sein Vetturin ihn endlich im deutschen Gasthaus von Franz in der Via Condetti absetzen konnte.

Fünftes Kapitel.

Als Ludwig Richter am Morgen des 29. September 1823 seine Augen aufschlug, mußte er sich einige Augenblicke besinnen, ob er wirklich wach sei, oder ob er nur träume, daß er sich in Rom befände. Aber nein, es konnte kein Traum sein! Und so war er denn mit einem Satze aus dem Bett hin zum Fenster, um sich durch den Augenschein davon zu überführen, daß er am Ziel seiner Sehnsucht und Wünsche sei.

Da es noch frühe war, lag die Via Condetti still und menschenleer da im kühlen Morgenschatten. Aber am Ende derselben leuchtete bereits im Sonnenglanz der mit Landhäusern und Gärten bedeckte Monte Pincio mit der Kirche Trinitá de' Monti über die Stadt hinweg.

Rasch kleidete er sich an und sein Herz pochte gewaltig von ahnungsvoller Erwartung der Dinge, die nun kommen sollten. Denn „wer in Rom ist, befindet sich wie mitten im Ozean.“ Von allen Seiten wogt es auf den Neuling ein; Rom macht einen unaussprechlichen, in seiner Art einzigen, zuerst ganz überwältigenden Eindruck auf das Gemüt. Was soll man zuerst schauen? Ein dreifaches Rom giebt es: das Rom des Kaiser Augustus, das sich mit den Trümmern einer untergegangenen morgenländischen Kultur und mit ägyptischen Obelisken schmückte; das Rom des Papstes Leo X., der mit den Ablaßgeldern der gutgläubigen deutschen Einfalt auf dem „schönsten Platz der Welt die schönste Kirche der Welt“ erbaute; und endlich das Rom der Neuzeit, „das große Grab,“ mit den weiten Trümmerfeldern innerhalb der weiten Ringmauern, in denen zur Zeit des Augustus etwa zwei Millionen Menschen wohnten, und das im Jahre 1823 kaum 150000 Einwohner zählte.

Man braucht sich nur auf das Forum Romanum stellen,

auf jenen Marktplatz des alten Roms, auf dem einst Cicero's Rednerstimme ertönte und auf dem jetzt als auf einem wüsten schmutzigen Raum die Ochsen und Büffel brüllen (daher jetzt campo vaccino = „Kuhmarkt“ genannt) und den Ausgrabungen zusehen, um das Bild aller dieser verflossenen Zeiten an sich vorüber ziehen zu sehen. Mannshoch liegt der Schutt, den hier am Fuße des Kapitols die Verwüstungen früherer Jahrhunderte aufgehäuft haben. Wie die Jahresringe am Baume, so heben sich die Schichten und Streifen verschiedenartig gefärbter Erden von einander ab und erzählen von Strömen Bluts, Verheerungen und Verwüstungen vergangener Tage.

Kaum einen Fuß tief unter der Erde zieht sich eine breite Schicht von Asche und Kohlen hin: das sind die Spuren, welche der Normannenherzog Robert Guiscard zurückließ, als er nach Rom kam, um Papst Gregor VII. gegen den deutschen Kaiser Heinrich IV. zu schützen. Tiefer dringt der Spaten ein — und eine neue dunkle Schicht von Schutt und Kohlen giebt Zeugnis von der „vandalischen“ Plünderung Roms unter Geiserich. Noch ein paar Spatenstiche, und schmale Streifen Staubes wechseln mit neuen Kohlenlagern: mit diesem dicken schwarzen Striche hat sich der Gotenkönig Alarich in das Stammbuch Roms eingeschrieben! Dann aber folgt die dichteste Lagerung von Asche und Kohlen: die Spuren des großen Brandes, welchen Nero anfachte, um sich ein Bild von dem in Flammen untergehenden Troja machen zu können. Nun stößt der Spaten des Arbeiters auf das Pflaster, über das die Verschworenen zur Ermordung Cäsar's eilten. Dann noch einige Zoll bluttränkter Erde aus den Zeiten Sulla's und der Gracchen, und der Spaten trifft auf die letzte Schicht von Kohle und Asche, das Zeugnis für den ersten Besuch der Deutschen im alten Rom, auf die Spuren des großen „gallischen Brandes,“ welcher das Wort: „Wehe den Besiegten!“ mit unvertilgbarer Schrift in das Buch der Weltgeschichte eintrug.

Welch eine große Gegenwart hat auf so großartiger Vergangenheit sich aufgebaut! Und dieses „einzige Rom,“ diese einzige „Weltstadt“ im vollen Sinne des Wortes war in den Tagen, da Ludwig Richter sie betrat, in der That die einzige hohe Schule für Maler und Bildhauer, von denen schon

damals etwa fünfhundert auswärtige, teils dauernd, teils zu ihrer Ausbildung vorübergehend, in ihr sich aufhielten.

Im nahen „Café Greco" hatten die deutschen Künstler ihren Versammlungsort. Dort wurden alle Briefe aus der Heimat hin bestellt, und dorthin lenkte auch Ludwig Richter deshalb sofort seine Schritte, um als erster Gast seinen Morgenkaffee einzunehmen und das Weitere abzuwarten. Nicht lange dauerte es, so trat ein zweiter Gast herein, ein schlanker, elastisch einherschreitender junger Mann. Kaum hatte ihn Richter erblickt, so lagen sich beide in den Armen! Es war Wagner aus Meiningen, der oben öfters erwähnte Schüler der Tharandter Forstakademie und Malschüler des Professor Richter in Dresden. Er war an diesem Tage ausnahmsweise früh in das Kaffeehaus gekommen, weil er einen Brief aus der Heimat dort vorzufinden hoffte. Er fand den erwarteten Brief und dazu noch ganz unerwartet den ihm in Dresden lieb gewordenen jüngeren Kunstgenossen und Mitschüler.

Seelenvergnügt saßen nun die beiden so wunderbar zusammengeführten Bekannten beim Kaffee, und Wagner erzählte, daß bei seiner Wirtin grade noch ein Stübchen frei sei, welches Ludwig Richter erhalten könnte und wo sie beide Stubennachbarn werden würden.

Für den Neuangekommenen konnte sich etwas Günstigeres nicht finden, und die beiden Kunstgenossen stiegen alsbald miteinander die „spanische Treppe" hinauf nach der Straße, welche damals zur später vermauerten porta pinciana führte, dem höchst gelegenen Punkte des Pincioberges, dessen Terrassen „den schönsten Spaziergang der Welt" und den besten Ausblick auf die Stadt Rom gewährten. Hier, im Palazzo Guarnieri, befand sich Wagner's Wohnung. Die Bewohnerin des dritten Stockwerkes war eine alte freundliche Witwe mit Namen Mariuccia, bei welcher außer Wagner noch der Landschaftsmaler Freiburg aus Stralsund und der Hamburger Maler Flor wohnten. Der bereits verheiratete Maler Veit wohnte im vierten Stockwerke.

Das Zimmer, welches Ludwig Richter hier für sich mietete, war geräumig und billig, denn es kostete monatlich nicht mehr als drei Scudi (= 13 Mark). Das gesamte Mobiliar bestand

8*

aber auch nur in einigen Stühlen, einem Tisch, einem großen Bett und der dreiarmigen römischen Messinglampe. Gardinen oder Fenstervorhänge gab es nicht, und dadurch war das Zimmer zur Malerwerkstatt hell genug und wohl geeignet. War auch der Fußboden von rotbraunen Fliesen ebenso schadhaft und locker wie die Thüren und Fenster, durch welche die gesunde Luft jederzeit freien Eingang fand, so bot der Ausblick durch die Fenster reichen Ersatz für das, was das Innere des Stübchens zu wünschen übrig ließ. Vor allem der Blick auf ein Gartenplätzchen der gegenüberliegenden Villa Malta mit einer Weinlaube und einigen Orangen- und Citronenbüschen, aus welchen die goldenen Früchte leuchteten, und über welche in der Ferne der Vatikan mit der mächtigen Kuppel von St. Peter sich erhob.

So ließ Richter denn seinen Koffer aus dem Gasthofe abholen, und ehe es Mittag läutete, war alles in seiner kleinen Wirtschaft eingerichtet. Wie behaglich fühlte er sich nach der mehr als dreimonatlichen meist einsamen und mühevollen Wanderschaft in dieser einfachen Wohnung; hatte er doch ein sicheres Daheim und zum Nachbar einen liebenswürdigen Genossen gleich in den ersten Stunden seines Aufenthalts in Rom gefunden.

Das Mittagsmahl in der Wirtschaft mit dem nicht sehr appetitlichen Namen „Lepre"*) und das Abendbrot in der über alle Maßen einfachen Osteria**) „Chiavica" machte ihn sogleich auch mit vielen anderen deutschen Künstlern bekannt, welche hier Stammgäste waren. Bunt und wirr durcheinander klangen die Sprachen und Dialekte Baierns und Schwabens, Österreichs und der Rheinlande, der Norddeutschen, Dänen und Livländer, „und meine Landsleute" — sagt Richter — „zahlreich vertreten, glänzten in einigen Prachtexemplaren im pikantesten Sächsisch."

In den folgenden Tagen durchstrich er unter Wagner's Führung die sehenswertesten Teile der Stadt, um sich einigermaßen zu orientieren. Vor allem ging ihr Weg nach der

---

*) D. i. Aussätziger.
**) Osteria = Gastwirtschaft, Schanklokal.

sich schnurgerade nach Süden ziehenden Hauptstraße Roms, dem 2720 Schritte langen Korso. Die Trottoirs sind hier bis acht Fuß breit, ansehnliche Paläste, Kirchen und Klöster stehen zur Seite, und das bunteste Volkstreiben (das im Karneval hier seinen Höhepunkt findet) erfüllt zu jeder Tagesstunde diese Straße. Hier wird auf freier Straße gekocht, gebraten, gebacken und warmes Essen feilgeboten; dort sitzen Schreiber mit der Feder hinter dem Ohre, stets bereit, für das des Schreibens unkundige Volk Schriftstücke (meist Liebesbriefe) abzufassen: hier versammelt ein Improvisator einen Kreis von Zuhörern um sich; dort lungern unthätige Leute stundenlang umher und begaffen die Vorübergehenden; hier stehen dichte Gruppen um zwei Mora-Spieler, welche mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Volkscharakters dieses seltsame Spiel spielen, welches auf den Fremden den Eindruck lebhaften Zankes oder angehender Prügelei macht. Vom Korso ging es weiter am Kapitol vorüber, welches mehr als alle anderen Stätten den Abstand einstiger Herrlichkeit von der Jetztzeit vor Augen zu stellen vermag, hin zu dem schon oben erwähnten Campo vaccino, dem „Kuhmarkt," dem ehemaligen Marktplatz des republikanischen und kaiserlichen Roms. Dieser Platz bot in jenen Tagen für den reisenden Fremden wenig Reiz, um so größeren dagegen für Maler und Dichter. Denn die Ausgrabungen dieses großartigen Ruinenfeldes waren damals noch sehr spärliche und der große Platz befand sich noch in einem wilden urwüchsigen Zustande. Die Trümmer lagen da mit Moos und Epheu überzogen oder hinter wucherndem Gesträuch versteckt, dazwischen zerstreut Kirchen und Kapellen, bei denen die Reste antiker Bauten mitbenutzt waren.

Dann wurde das noch in seinen Überresten „kolossale", für 82000 Zuschauer eingerichtete, von gefangenen Juden gebaute Amphitheater Vespasians, das Kolosseum, aufgesucht. Inmitten der riesenhaften Trümmermassen bezeichnet ein großes Kreuz zwischen 14 Altären die Stelle, an welcher einst Tausende christlicher Märtyrer im Kampf mit wilden Tieren ihren Tod fanden, mit ihrem Blute ihren Glauben und den Zusammenbruch der alten heidnischen Götterwelt besiegelnd.

Und welchen Eindruck machten nun die gewaltigen wohl-

erhaltenen Bauten der rechten Tiberstadt: die Engelsburg, der Vatikan und der unvergleichliche Petersplatz mit der Peterskirche, deren Erbauung einst 192 Millionen Mark kostete und deren baulicher Unterhalt jährlich die Summe von über 80000 Mark beansprucht!

Die Überfülle aller dieser Herrlichkeiten wirkte auch auf des jungen Malers Sinne und Gemüt fast betäubend, und Wagner machte deshalb den Vorschlag, bei dem wundervollen Herbstwetter einige Tage in der Campagna zu zeichnen.

So griffen denn die beiden Freunde eines Morgens zu ihren Skizzenbüchern und Feldstühlen und gingen hinaus zum Torre del Quinto,*) welcher damals noch nicht zusammengebrochen war, sondern hoch und schlank von seinem Felsen in die Landschaft hinausschaute. Wie wohlthuend wirkte die Ruhe und Stille dieser unbebauten Matten, durch welche in großen Windungen der Tiberfluß sein Silberband zog. In einer Entfernung von sechs bis sieben Stunden begrenzten die steilen Sabinerberge den Horizont und vor ihren hoben und senkten sich in zart bewegten Linien die rotbraunen, sonnenverbrannten Hügelketten der näheren Umgebung. Neben alten Türmen und wüstem Gemäuer, wo Hirtenfamilien vom Sabinergebirge Rast hielten, stieg hie und da eine blaue Rauchwolke kerzengrade in die Höhe. Dazu boten die Lufterscheinungen und Farbentinten, welche über dem Ganzen ruhten und ihre flüchtigen nebelhaften Umrisse jeden Augenblick wechselten und änderten, den Augen des jungen deutschen Malers etwas völlig Neues, noch nie Gesehenes. Der Hauch einer sanften Melancholie, der über dieser großen Wildnis hart vor den Thoren der lebensvollen Stadt ausgegossen liegt, das Gedenken daran, daß auf diesen Gefilden eine fast dreitausendjährige Geschichte sich abgespielt hat, daß Völker und Städte in diesen Triften aufblühten und versanken, gab der Arbeit an dieser Stelle noch einen ganz besonderen Reiz.

So wurde denn den ganzen Tag über mit großem Eifer gezeichnet, bis endlich der hereinbrechende Abend und der Hunger zur Rückkehr mahnten.

---

*) D. i. Turm des Quintus.

In den nächsten Tagen lernte Ludwig Richter einige der andern deutschen Studiengenossen kennen und schloß sich bald näher an Öhme an, welcher ihm von Dresden her freilich aus wesentlich anderen Beziehungen bekannt war.

Als kleine Kinder hatten beide Männer im selben Hause gewohnt und ihre Mütter waren miteinander befreundet gewesen. Heranwachsend hatten die Jünglinge die früheren Beziehungen nicht fortgesetzt, bis Ludwig Richter den Gespielen seiner ersten Kindheit später öfter auf der Bühne eines Liebhabertheaters wiedersah. Denn die früher erwähnten „französischen Schlafstunden" bei dem lustigen Brandstetter hatten für Richter damals wenigstens den einen Nutzen gehabt, daß jener seinem Schüler jedesmal eine Freikarte zu den dramatischen Aufführungen seiner Gesellschaft verehrte, zu deren Mitgliedern auch Öhme gehörte. Dieser war damals Expedient bei einem Thoreinnehmer und ein Komiker ersten Ranges, welchen in den betreffenden Rollen der zu jener Zeit gern gegebenen Kotzebue'schen Lustspiele zu sehen für Richter jedesmal ein Hochgenuß war. Öhme verkehrte auch damals schon viel mit Künstlern und zeichnete oder malte für sich ohne irgend eine fremde Anleitung. Dann hatte er sich ganz der Kunst gewidmet und ein in Dresden ausgestelltes Bild von ihm, „der Klosterhof," hatte die Aufmerksamkeit des Kronprinzen Friedrich August so erregt, daß er nach dem Preise fragen ließ. Öhme aber bat, es als „Erstlingswerk" dem Kronprinzen verehren zu dürfen, welcher das Geschenk freundlich annahm, dafür Öhme die Mittel zur weiteren künstlerischen Ausbildung gewährte und ihm auf mehrere Jahre das Reisegeld nach Italien angewiesen hatte.

Zu den früheren Beziehungen der beiden Künstler trat nun hier in Rom noch ein Neues hinzu, dasselbe „süße Geheimnis," welches beide im Herzen trugen. Wie Richter seine Auguste, so hatte der nur wenig ältere Öhme in Dresden seine Emma; beide Mädchen kannten sich und beide wurden von Pflegeeltern erzogen, welche ebenfalls mit einander Verkehr pflogen. So führte denn auch der Austausch hierüber beide Jünglinge vertraulich näher, zumal die feine poetische Natur, das schlichte und herzliche Wesen voll köstlichen Humors

und gesunden Witzes, welche Öhme besaß, für Ludwig Richters Eigenart etwas außerordentlich Anziehendes hatte. Eine Freundschaft wurde hier geschlossen, die sich bald auf den edelsten Grundlagen vertiefte und ein langes Menschenleben hindurch sich unentwegt treu bewährt hat.

Nach der fleißigen Arbeit des Tages fand sich nun gewöhnlich in den Abendstunden noch in der sogenannten „Akademie“ ein Kreis geistesverwandter Maler zusammen, welche dort nach Modellen zeichneten. David Passavant hatte mit einigen Freunden diesen Verein eingerichtet, ein geeignetes Lokal gemietet, für Beleuchtung und Modelle gesorgt, und jeder Teilnehmer zahlte zur Deckung der Ausgaben einige Scudi. Es war für Ludwig Richter eine Lust, sich diesen Genossen anzuschließen und die ihm hier gebotenen mannigfaltigen, immer schönen Gestalten treu nach der Natur zu zeichnen. Hier wurde ihm zuerst der große Unterschied klar zwischen dieser neuen Richtung und der auch ihm angelernten Zingg'schen Manier, die nicht nur die Blätter der Bäume, sondern auch die Menschenkinder nur schablonenmäßig behandelte ohne jeden Respekt vor den eigenartigen und darum charaktervollen Bildungen der Einzelnatur. Man malte in Dresden Normalmenschen, aber nicht Menschen, wie sie wirklich auf der Straße leibten und lebten. Wenn Ludwig Richter später in seinen Bildern die Leute aus dem Volke in solcher Naturwahrheit und so uns vorzuführen vermocht hat, wie wir es an ihm lieben und bewundern, so hat er die Grundlagen dieser Richtung in Passavant's „Akademie“ gelegt.

Nachdem die jungen Künstler hier noch ein paar Stunden wacker gearbeitet und damit ihr Tagewerk beschlossen hatten, eilte man der Stammkneipe zu, um daselbst den Rest des Abends in gemütlichem Geplauder zu verbringen. Da es in einer solchen römischen „Osteria“ aber nur Wein und Brot giebt, so wurde unterwegs etwas Schinken, Wurst oder Käse gekauft, oder die Taschen wurden an einer Straßenecke beim Kastanienröster mit heißen Kastanien gefüllt. Zu dem vortrefflichen und billigen Weine gab dies ein zwar bescheidenes, doch schmackhaftes Abendessen, bei welchem unter Scherzen und Witzen die Tagesereignisse in der kleinen Künstlergemeinde

durchgenommen und die einander oft schroff gegenüber stehenden künstlerischen Ansichten besprochen und erörtert wurden.

Außer diesen regelmäßig fast alle Abende wiederkehrenden ungezwungenen Vereinigungen hatten die jüngeren aus der deutschen Kunstgemeinde noch ein besonderes Unterhaltungskränzchen, das seine Entstehung dem im Jahre 1818 beim Baden im Tiber ertrunkenen talent- und gemütvollen Landschaftsmaler Karl Fohr aus Heidelberg verdankte. Neben dem von Ludwig Richter gemieteten Zimmer befand sich nämlich ein kleiner Saal, in welchem sich alle vierzehn Tage etwa zwanzig der Künstler zu einer abendlichen Zusammenkunft vereinigten. Eine lange Tafel in der Mitte, auf derselben ein Fäßchen guter Velletri-Wein, zwei dreiflammige römische Lampen und die nötigen Stühle bildeten die ganze Einrichtung. Ein jeder brachte sich sein bescheidenes Abendbrot in Weinblätter eingewickelt mit und zapfte sich nach Bedürfnis seinen Trunk aus dem aufgelegten Fäßchen.

Auch ältere Künstler besuchten öfters diesen Kreis und freuten sich mit den Fröhlichen. So der damals dreiundfünfzig Jahre alte dänische Bildhauer Bertel Thorwaldsen, welcher schon seit dem Jahre 1796 in Rom lebte. Seine Cigarre rauchend sprach er wenig, war aber mit dem lebendigsten Anteile bei allen Gesprächen und Scherzen und befand sich äußerst behaglich im Kreise der Jugend.

Wesentlich verschieden von ihm war der kleine, robuste, in Sprache und Gebärden höchst lebhafte Herr von Rhoden, ein älterer Landschaftsmaler aus Kassel, welcher sich mit einer Römerin verheiratet und zur katholischen Kirche übergetreten war. Im Malen leistete er nicht viel; träg und langsam mit dem Pinsel, strich er tagelang mit der Flinte in der Campagna umher, um irgend eine harmlose Lerche, Wachtel oder Schnepfe niederzuknallen. Nur wenige ahnten, welche Zweifel und welcher Zwiespalt ihn so ruhelos machten, bis ihm Ludwig Richter am Ende des nächsten Jahres näher trat und vielfache innerliche Berührungen mit ihm hatte. Zunächst war es nur sein lebhaftes, gutmütig polterndes Wesen, welches viel zur Erheiterung der kleinen Gesellschaft beitrug und durch welches sich Richters Aufmerksamkeit zunächst auf ihn lenkte.

Neben ihm glänzte der damals dreißig Jahre alte Geschichtsmaler Philipp Veit, geboren am dreizehnten Februar 1793 in Berlin, der spätere Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M.,*) der sich schon im Jahre 1815 den „Nazarenern" in Rom angeschlossen hatte, wie man damals die in diesem Kreise herrschende, vom klassisch-heidnischen sich mehr zum christlichen wendende Kunstrichtung spöttisch bezeichnete. Doch trat Ludwig Richter grade diesem trefflichen Manne (der durch seine Fresken in den Domen von Mainz und Frankfurt a. M. in weiten Kreisen bekannt geworden ist) nicht näher, obwohl er länger als ein Jahr sein Hausgenosse war und Veit ihm in jeder Beziehung immer mehr als Ideal erschien. Wie lebhaft er dies später bedauerte, zeigt ein Brief vom Ostersonntag 1835 an seinen Freund Hoff in Frankfurt: „Daß ich Veit nicht näher habe kennen lernen, woran in Rom teils meine abscheuliche Blödigkeit, teils meine sonderbaren Verhältnisse schuld waren, das bereue ich immer noch! „Doch war Philipp Veit nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung, welche sich in Ludwig Richter nach Verlauf von etwa ein und einemviertel Jahre vollzog, und wird deshalb an jenem Wendepunkte von Richters Leben noch wiederholt von uns erwähnt werden müssen.

In ein besonders nahes Verhältnis trat Ludwig Richter jedoch zu dem „Begründer der historischen Landschaftsmalerei," dem damals fünfundfünfzig Jahre alten originellen Meister Josef Anton Koch aus Tirol, welcher seit dem Jahre 1795 in Rom lebte und daselbst auch im Jahre 1839 starb. Er war ein überaus fleißiger Maler, welcher sich des jungen, strebsamen Künstlers mit väterlichem Wohlwollen treu annahm, und welchem Ludwig Richter in dem sich zwischen beiden entspinnenden herzlichen Verkehre viel zu seiner Förderung zu verdanken hatte.

An oben erwähnten geselligen Abenden glänzte der durch seine „Schrullen und Schnurrpfeifereien" in den römischen Künstlerkreisen weithin bekannte, in den kümmerlichsten Ver-

*) Zuletzt Direktor der Galerie in Mainz, woselbst er am 18. Dezember 1877 starb.

hältnissen lebende, aber „luschtige“ Meister durch Vorlesen humoristischer Partien (z. B. aus „Judas der Erzschelm“ vom Augustinerpater Abraham a Sankta Clara), und sein breiter Tiroler Dialekt half ihm dabei große Lacherfolge zu erzielen. Alles Große und Gewaltige zog ihn an; das Buch Hiob und die großen griechischen Dramatiker Sophokles und Äschylos begeisterten ihn. Weniger konnte ihn Goethe fesseln. Gedichte desselben wie „Hermann und Dorothea“ konnte er mit der Bemerkung abfertigen: „Der Hermann ischt ein Philister; er thut ja nix.“ Auch er gehörte zu den Wenigen, mit welchen Ludwig Richter auch später bei der großen Veränderung in seinem religiösen Leben innig verbunden blieb, und wird uns deshalb Meister Koch in Richters römischem Leben noch wiederholt begegnen.

Alle anderen übertraf an diesen Abenden aber doch Freund Öhme durch sein oben erwähntes Talent für komische Darstellung, und wenn er den „Bruder Breslauer“ (einen sentimentalen Handwerksburschen) die in Dresden erlebten Abenteuer erzählen ließ oder ähnliche Schnurren vortrug, dann erscholl ein wahrhaft „homerisches Gelächter,“ Thorwaldsen schüttelte sich minutenlang vor herzlichem Lachen, und Koch, welcher Öhmes Bilder wegen des ans Sentimentale streifenden Tones derselben nicht liebte, meinte: „Warum wird der Öhme nicht lieber Schauspieler? er würde der größte Komiker!“

Endlich war unter den Kunstgenossen, mit welchen Ludwig Richter hier in Beziehung trat, mit Recht wegen seines Talentes und seiner Leistungen als Landschaftsmaler und Radierer „der Reinhardt“ nicht als der letzte geachtet. Am 24. Juni 1761 zu Hof geboren und damals also schon über 60 Jahre alt, lebte er seit 1789 in Rom (wo er am 8. Juni 1847 hochbetagt gestorben ist). An Christian Reinhardt konnte man mit Staunen und Schrecken sehen, wozu sogenanntes „geniales Wesen“ ein vernünftiges Menschenkind zu bringen vermag. In seinem Atelier sah es toll aus: er selbst im Hemd, ein graues Mützchen auf dem Haupte, eine schlechte Rohrpfeife im Munde, eine graue zerfetzte Jacke und eine grobe zerrissene und mit groben Stichen hie und da zusammengehaltene blaue Leinwandhose am Leibe! Alle Zimmer seiner

Wohnung lagen voll allerhand Maler-Utensilien: dick mit Staub bedeckte Zeichnungen, angefangene Gemälde, Kupferstiche, Malgeräte, Armbrust und Flinten; dazu Gipsmasken von verstorbenen Freunden neben dem Abguß eines Wolfskopfes.

Er war ein wortkarger, derber und kraftvoller Mann, dabei aber von großer liebenswürdiger Bescheidenheit. Sein Leben war sehr freudlos, „er mochte die Menschen nicht von der besten Seite kennen gelernt haben.“ Auch seine Familienverhältnisse waren traurige. Er war mit seiner Frau nicht getraut und hatte eine sehr schöne Tochter, welche indessen durchaus keinen Maler heiraten solle. „Reinhardt“ — so urteilte Ludwig Richter in späterer Zeit über ihn — „besitzt außerordentliche Charakterstärke, Feuer, Festigkeit und Kraft, Achtung für alles Hohe und Schöne, aber — keine Liebe!“

Wie verschieden waren doch die Männer an Alter, Begabung, Wünschen und Bedürfnissen, die sich an diesen Abenden zu gemütlichem Beisammensein in ihrer „Osteria“ zusammenfanden. Doch grade dadurch wurden diese Zusammenkünfte für alle Teilnehmer ebenso anregend als erquickend nach den arbeitsvollen, an der Staffelei verbrachten Tagen. Und wenn Ludwig Richter bei seinen Arbeiten oft ein Verzagen fühlte, so gaben die vielen Anregungen, welche ihm Kunst, Natur und solche Geselligkeit täglich boten, ihm immer wieder einen heiteren Mut zurück, sodaß er sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken ließ.

Zum Gegenstande seines ersten größeren Bildes hatte er sich den zweigipfeligen Berg Watzmann aus der Berchtesgadener Gruppe am Königsee erwählt, an welchem er den ganzen Winter über fleißig malte, das aber nur die ihm besonders nahe stehenden Maler Wagner und Koch vor seiner Vollendung zu sehen erhielten.

Nun neigte sich der Winter zu Ende, der Karneval mit seiner Lust war vorüber, und das Osterfest lockte zahllose Fremde nach der „ewigen Stadt.“

Es gab wohl kaum eine harmlosere Lustigkeit, als Ludwig Richter sie hier erlebte, denn die Zeiten, wo es noch möglich war, daß der „heilige Vater,“ Papst Paul II., als eine besonders ansprechende Programmnummer seiner Karnevalslust-

barkeiten seinen Römern und Römerinnen den Wettlauf nackter Juden auf dem Korso zu bieten wagte, waren vorüber, und äußerer Anstand herrschte damals auch im päpstlichen Rom.

Der römische Karneval beginnt schon acht Tage vor Aschermittwoch; allein die Teilnahme ist in den ersten Tagen noch gering; nur einzelne Wagen fahren auf den Korso, nur vereinzelte Masken treten auf, doch das Werfen mit Blumensträußen und kleinen Gipskugeln (sogenannten Confetti) beginnt bereits. Vor allem die Engländer und Engländerinnen schütten die Confetti pfundweis aus Blechbüchsen, Körben und Schaufeln auf das vorüberströmende Volk. Die drei letzten Tage bilden aber den eigentlichen Glanzpunkt. Dann werden die Häuser am Korso, welcher mit Masken und zwei langen Wagenreihen bedeckt ist, mit Teppichen behangen und am Fastnachtabend erreicht die Lust den Höhepunkt. Nun ist der Korso glänzend erleuchtet; jeder trägt ein brennendes Lichtchen (Moccolo) und giebt sich Mühe, das Licht der anderen auszublasen, um dann das Jubelgeschrei „ohne Moccolo“ anzustimmen. Überall herrscht die heiterste anmutigste Neckerei vieler Tausende froher Menschen, für die es in diesem Augenblicke keine andere „brennende Frage“ giebt, als die, ob ihr Moccolo brenne. Und doch kam (damals) trotz dieses hitzigen Kampfes aller gegen alle keine Roheit oder auch nur Unfeinheit vor; vornehm und gering schwimmt in eitel Lust und Wonne bis die Mitternachtsstunde schlägt und die große Glocke vom Kapitol den Karneval zu Grabe läutet.

Einförmig ging die Fastenzeit hin, aber die Karwoche brachte neue Bilder, deren Anschauen sich kein in Rom weilender Fremder, zumal ein studierender Künstler wie Ludwig Richter, entgehen ließ. Am Palmsonntag teilte Papst Leo XII. in St. Peter die geweihten Palmen aus; dann folgten an den Nachmittagen des Mittwoch, Donnerstag und Freitag die eigentümlichen Vespergottesdienste, in denen die Frühmessen des folgenden Tages vom Papste mit den Kardinälen in der Sixtinischen Kapelle im voraus gefeiert werden. Das Hochfeierliche dieses Ortes wurde durch die in demselben herrschende Dämmerung noch ergreifender. An der einen Wand befand sich eine mit Fenstern versehene, wenig hervortretende Loge für die Sänger, deren Gesang gleichsam „aus unsichtbaren Regionen“ hernieder-

tönte. Den ganzen inneren Raum nahmen die Kardinäle ein; vor jedem saß auf einer niederen Stufe als Diener ein Geistlicher. In der Tiefe der Kapelle war der Traueraltar nur mit zwei hohen Wachskerzen besetzt; ihm zur rechten saß der Pabst in violettem Talar auf seinem Throne. Links vom Altare stand ein Kandelaber mit dreizehn kleinen, pyramidalisch aufgestellten Kerzen. Gegen fünf Uhr begann der Gesang. Einzelne Choräle von einzelnen Stimmen in Sopran, Tenor oder Baß gesungen, bildeten die Einleitung; dann folgten zusammengesetzte Partien, zwischen welchen Psalmen halb gesprochen, halb gesungen wurden, und zwischen den einzelnen Gesangsabschnitten wurde auf dem Kandelaber jedesmal ein Licht ausgelöscht. Endlich verlosch auch die letzte Kerze, und aus der Dämmerung hoben sich nur die leuchtenden Gewänder der Bildsäulen gleich dasitzenden Kardinäle ab. Einen Augenblick herrschte tiefste Stille; dann erhob plötzlich der Chor der unsichtbaren Sänger kraftvoll seine Stimme und zweiunddreißig Sänger sangen das große neunstimmige Miserere mei Deus („Erbarme Dich meiner, o Gott“) aus dem einundfünfzigsten Psalm, dessen gewaltige, von Gregorio Allegri komponierte Harmonien „das Gemüt zur höchsten andachtsvollen Entzückung begeistern.“

Sobald die letzten Töne verklungen waren, begaben sich der Papst und die Kardinäle aus der Sixtinischen in die Paulinische Kapelle. Lautlos bewegte sich der vornehme Zug durch den Königssaal; nun öffneten sich die Flügelthüren, und eine blendende Helligkeit erstrahlte plötzlich in das herrschende Dunkel. Die ganze Kapelle war wie von einem Lichtmeere überflutet: Wachskerzen, vom Fußboden bis hinauf zur Decke etagenweis geordnet, bekleideten die Wände mit blendendem Scheine, welcher mittels durchscheinender Verstärkung die Nachbildung des Grabes des Heilandes in dem größten Verklärungsglanz erscheinen läßt. Um die geweihte Stelle knieten zunächst in stillem Gebete der Papst und die Kardinäle, nach ihnen die übrige Versammlung.

Von hier aus begab sich der Zug zur Peterskirche hinab, in welcher hoch oben ein Lichtpunkt erglänzte und das umgebende Dunkel wunderbar zu erhellen begann. Ein vierund-

zwanzig Fuß hohes und zwölf Fuß breites Kreuz schwebte aus der Kuppel der Kirche über dem Grabe des Apostels Petrus herab, an welchem nun der Papst, die Kardinäle und das Volk in stillem Gebete versunken knieten. Dieses Kreuz war mit mehr als zweihundert Doppellampen besetzt, durch deren Schimmer in der tiefen Finsternis des ungeheuren Domes ein Halbdunkel von wunderbarer Wirkung hervorgerufen wurde. Da aber unter dem Deckmantel der Dunkelheit der gröbste Unfug in der Peterskirche verübt wurde und die anstößigsten Dinge vorkamen, verbot der eben gewählte strenge Papst Leo XII. bald darauf diese Herablassung des Kreuzes, welche Ludwig Richter noch im Jahre 1823 zu sehen bekam.

Erfüllten alle diese Festlichkeiten mit ihrem großartigen Kunstgepränge ihn mit staunender Bewunderung, so berührte doch ungleich tiefer und wohlthuender sein Gemüt die Herrlichkeit des erwachenden italienischen Frühlings, als dessen Vorbote, der berauschende Duft der zahllosen Orangenblüten, durch seine weit geöffneten Fenster einströmte.

Mit Freund Wagner war längst der Plan gemacht, den Sommer im Albanergebirge zu verleben. Aber erst mußte der Watzmann vollendet sein, und als die letzten Pinselstriche gethan und „mit befriedigtem Gefühle" der Name darunter gesetzt war, stand der junge Maler dankbar froh vor diesem seinem ersten großen Bilde, das nun auch alsbald von ihm in seinem bescheidenen Atelier „ausgestellt" wurde.

Koch war einer der ersten, der es mit lebendigem Anteile betrachtete und seine Freude darüber äußerte. Wenn er nun seine Bekannten auf der Straße traf, hielt er sie an und fragte, mit seinem dicken Stocke auf den Boden stampfend: „Habe Sie das Bild von Richter g'sehn? Gehe Sie hin, das müsse Sie sich anschaue, er hat es ausgestellt."

Da Ludwig Richter bis dahin nur für einen Radierer aus der in diesen Kreisen streng verpönten Schule Zinggs galt, waren die Künstler, welche sich zahlreich zur Beurteilung des Bildes einfanden, durch die lebensfrische natürliche Auffassung und Darstellung des behandelten Stoffes höchlichst überrascht und erfreut. Ihr günstiges Urteil drang bald in weitere Kreise, sodaß auch der hannoverische Gesandte Baron

von Rheden und der damals noch jugendliche preußische Gesandtschaftssekretär von Bunsen *) mit Familie zur Besichtigung des Bildes sich einfanden. Beide geistvolle Männer, von denen der letztere als Staatsmann, Theolog, Bibelerklärer und Geschichtsforscher sich später einen berühmten Namen gemacht hat, wandten den Bestrebungen der „Nazarener" mit kunstsinnigem Verständnis schon damals das vollste Interesse zu.

Von ganz besonderem Werte wurde ihm übrigens der Besuch des Historienmalers Schnorr von Carolsfeld, der bereits seit 1817 sich in Rom aufhielt. Die zunächst freundlichen, bald aber freundschaftlichen Beziehungen der beiden edel und hoch veranlagten Landsleute,**) welche sich später erneuten und vertieften, als Ritter Julius Schnorr von Carolsfeld im Jahre 1846 als Akademieprofessor und Galeriedirektor nach Dresden berufen wurde, nahmen hier ihren Anfang. Ludwig Richter fühlte sich gehoben und beglückt durch das Lob und die Zuneigung des zwar nur neun Jahre älteren Kunstgenossen, zu welchem jedoch schon damals alle mit Verehrung hinauf sahen als zu einem der besten aus dem ganzen Künstlerkreise. Sein Einfluß wurde von nun an auf Ludwig Richter wesentlich mit maßgebend und ließ denjenigen Kochs etwas in den Hintergrund treten, da Richter und Schnorr innerlich verwandtere Naturen waren. Die formvollendete Schönheit und Anmut, die blühende Phantasie und der ganze Zauber der sogenannten „Romantik," welcher damals in Schnorrs Bildern waltete, zogen Richter ungemein an, denn sie bildeten das Element, in welchem auch seine Vorstellungen sich mit Lust bewegten.

Dieser neu begonnene freundschaftliche Verkehr mußte indessen nur zu bald wieder unterbrochen werden, denn die Zeit des Aufbruches ins Albanergebirge nahte. Der Watzmann wurde wohlverpackt dem Spediteur zur Absendung an Papa Arnold in Dresden übergeben und an einem schönen Maimorgen fuhren Wagner, Öhme und Richter, mit Zeichen- und Malgeräten wohl ausgerüstet, auf dem gemieteten Wagen voll Jubel

---

*) Damals noch nicht „Freiherr," in welchen Stand er erst im Jahre 1857 erhoben wurde.

**) Schnorr von Carolsfeld war am 26. März 1794 in Leipzig geboren.

aus Roms Thoren hinaus die Via Appia entlang der Stadt Albano zu.

Das etwa fünf Stunden südlich von Rom schön gelegene und an Landhäusern und Altertümern reiche Städtchen war bald erreicht, und die drei Freunde hatten sich schnell am Markt in einer von Künstlern gewöhnlich bewohnten „Locanda“ häuslich eigerichtet. Dann ging es hinaus vor die Stadt, um sich an der herrlichen Natur zu erfreuen, welche den Ort umgiebt. Von den lieblichen Höhen, welche mit dem üppigsten Baumwuchse geschmückt sind, schweifte der Blick auf das weite Meer im Westen, über die Campagna hin nach Rom und darüber hinaus bis zum einsamen Berge Soracte im Norden. Fern im Süden das allen Freunden des vielgewanderten Odysseus aus den Gesängen Homers wohlbekante Vorgebirge der Sonnentochter Circe; dann die Küste, wo Äneas nach langer Irrfahrt landete und seine „Tische verzehrend“ des doppelsinnigen Orakelspruches Erfüllung erfuhr. Noch mehr in der Nähe von Albano der schöne, von steilen Waldbergen eingeschlossene See von Nemi, „der Spiegel“ der Diana, zu deren Tempel der ruhelose Orestes der Göttin Bildsäule von den fernwohnenden Tauriern holte. Dann Castel Gandolfo, ein kleiner Marktflecken mit dem Sommerschloß des Papstes, über dem See gelegen, und endlich, wie ein Adlernest am Abhange des fast dreitausend Fuß hohen Monte Cavo hängend, Rocca di Papa, so steil aufsteigend mit seinem Häusergewimmel, daß man fast jedes Haus das Nachbargebäude um die halbe Höhe überragen sieht. In alten Zeiten war hier die sichere Burg des tiefer gelegenen Alba longa, der Mutterstadt Roms; unterhalb der Stadt strecken sich die schroffen Felswände bis zum Albaner See.

Ludwig Richter zeichnete viel in den sogenannten „Galerien,“ den wundervollen Waldwegen, welche oberhalb Albano nach Castel Gandolfo führen. Die hier und im Parke Chigi in wahren Prachtexemplaren vorhandenen uralten immergrünen Eichen (Licinen) boten zu den bunten Bildern des Volkslebens eine unvergleichliche Scenerie.

Ein besonderer Lieblingsplatz des jungen Malers war das Emeritenhäuschen auf dem von Ulmen und Buchen be-

schatteten Wege nach dem nahen, nur durch ein schönes Thal von Albano getrennten Städtchen Ariccia. Das Häuschen lag am Walde, darunter ein Brunnen. Hier saß Ludwig Richter mehrere Tage hindurch zeichnend, und die vorüberziehenden Leute in ihren bunten Trachten boten immer neue Unterhaltung, so daß er ganze Skizzenbücher mit den reizendsten Figuren und Gruppen hätte füllen können. Die Mädchen und Frauen mit den scharlachroten, oft mit Goldborden besetzten, knapp anliegenden Jäckchen, den weißen, viereckig gelegten Kopftüchern; die Männer mit den spitzen Hüten, in Hemdsärmeln, mit buntseidener Leibbinde; die Mönche in den verschiedensten Kutten; die oft nur wenig bekleideten Knaben und Mädchen; die wunderlichen Karren mit dem vielgetrunkenen Weine aus dem etwa zwei Stunden nach Südost zu gelegenen Städtchen Velletri, der alten Volsker-Hauptstadt und Geburtsstätte des Kaiser Augustus; neben ihnen zu Fuß ziehend oder auf Eseln reitend die Weinkärrner, oft singend und die schellenklirrende Handtrommel (das Tambourin) schlagend. Zwischen den Bäumen erblickte man sowohl das nahe hochgelegene Ariccia wie auch das ferne Meer mit den im fernen Süden (noch acht Meilen südwestlich von Gaëta) gelegenen Ponza-Inseln.

An dieser malerischen Stelle, wo Menschen und Tiere fleißig das Wasser des unterhalb der Einsiedlerwohnung befindlichen Brünnleins in Anspruch nahmen, hatte sich nahe dem jungen deutschen Maler auch ein alter italienischer Bettler gelagert. Das grobe weiße Bettuch, in das er seine braune Gestalt gehüllt hatte, zog durch außergewöhnliche Drapierung schon von weitem die Blicke der Vorübergehenden auf sich. Sobald jemand nahte, erhob er seine heiseren Klagetöne und schrie auf so herz- und ohrenzerreißende Weise: „Erbarmen! o ihr guten Christen, Erbarmen! ich sterbe vor Hunger!“, daß er gar manchen Bajocco*) aus den Taschen der Vorüberziehenden lockte.

Dieses Jammergetön mußte Ludwig Richter nun täglich von früh bis spät anhören und ermangelte nie, den Bettler

*) Bajocci hießen die kleinen römischen Kupfermünzen (nach der früheren Währung) im Wert von je $4^1/_3$ Pfennig.

schon am Morgen durch eine Gabe vor dem Hungertode zu schützen, ohne damit dem Jammer Einhalt thun zu können. Nur wenn ein guter Bekannter des armen Verhungernden vorüberkam, schwieg der Klagestrom kurze Zeit. Dann wurde geplaudert und gelacht, bis jener weiter ging, wo dann das Klagelied vom Verhungern mit frischen Kräften angestimmt ward. Zur Zeit des abendlichen Ave-Maria-Läutens schloß der Bettler sein Geschäft, zählte die Einnahme des Tages, band dieselbe mit einem Knoten in den Zipfel seines Betttuches und zog mit sichtlicher Befriedigung heim, um sich in irgend einer Kneipe zu dem Verhungernmüssen des nächsten Tages zu stärken.

So betrieb er als ein gutgestellter Bettler sein einträgliches Gewerbe auf dem schönen schattigen Waldplätzchen mit täglich neuen Kräften jahraus jahrein, während sein zeichnender Nachbar nach einiger Zeit den Platz verlassen mußte, um andere neue, doch immer anmutige Bilder auf anderen Stellen für sein Skizzenbuch zu sammeln.

So erzählt er uns von einer Baumgruppe, die er unten am See zeichnete und welche ihm noch in späten Jahren in ihrer „zaubervollen Schönheit“ lebendig vor Augen stand: „Einer prächtigen Esche, welche ihre laubigen Äste bis tief herab zum Wasserspiegel neigte, hatte sich ein Feigenbaum zugesellt; gleich einem Geschwisterpaare, zwar verschieden, aber wie aus einer Wurzel entsprossen, hielten sie sich umschlungen. Das schlangenartig gewundene Gezweig des Feigenbaumes zeichnete sich sehr schön auf dem Schattendunkel der Esche, und von den Nachbarbüschen zogen sich lange Guirlanden wilden Weines, welche den Feigenbaum umrankten. Von der andern Seite dagegen umflocht bis in den Wipfel ein Busch Waldrosen mit tausend aufgeblühten Blumen seine liebe Esche, die ihr schönes Laub im sanften Morgenwinde hin und her bewegte, umduftet von den vielen Rosen und der köstlichen Weinblüte, und die Vögel sangen und zwitscherten ihr Liedchen daraus hervor. Silbern glänzte der See durch die grünen Zweige. Der gegenüberliegende steile Berghang lag noch im Morgenschatten, und man konnte sich Nymphen und scherzende Liebesgötter dazu denken, wie sie Tizian in seine Landschaften bringt.“

Stieg die Sonne aber höher, so konnte die Hitze oft recht peinigend werden, und ein Erlebnis aus diesen Tagen zeigte den jungen deutschen Herren, daß mit den italienischen Sonnenstrahlen nicht zu scherzen sei.

Ludwig Richter badete einmal im Albaner See mit dem Heidelberger Maler Ernst Fries,*) der für den schönsten jungen Mann unter den deutschen Künstlern in Rom galt, mit einigen anderen Kunstgenossen später nach Albano gekommen und in derselben Locanda, wie Richter, Wagner und Öhme Wohnung genommen hatte. Er war von imposanter Gestalt, frischen und heiteren Wesens und ein guter Fechter, Reiter und Schwimmer. Bei diesem gemeinsamen Bade hatten die beiden jungen Männer Brüderschaft gemacht und statt des Rebensaftes das Wasser des Sees mit der hohlen Hand als Brudertrank getrunken. Nun mußte „Bruder Richter“ in der Nähe des Ufers ausharren, um die Kleider im Auge zu behalten, denn „Bruder Fries“ wollte eine Kraftprobe machen und quer über den See hin und zurück schwimmen. Die Sonne stand hoch am Himmel und warf ihre glühenden Strahlen senkrecht in den Trichter des einsamen Sees. Trotzdem führte Fries seine Schwimmprobe glücklich aus, klagte aber schon beim Ankleiden über heftiges Brennen auf dem Rücken und hatte die folgenden Wochen hindurch gräßliche Schmerzen auszustehen, weil die ganze Haut vom Rücken sich stückweis loslöste und er keine Nacht auf dem Rücken liegen konnte.

Um dem Parke Chigi näher zu sein, siedelten die jungen Maler bald darauf nach dem oben erwähnten Städtchen Ariccia über, in welchem sie für einige Wochen Wohnung nahmen und es in demselben wesentlich besser hatten als 1800 Jahre früher der Dichter Horaz, welcher sich über die schlechte gastliche Aufnahme am selben Orte zu beklagen Ursache fand.**)

Der Sage nach ist dieser Park der Rest eines alten Haines der Göttin Diana, und die Besitzer lassen absichtlich dies prächtige Stück Natur (wie Richter es nennt) unberührt

---

*) Nicht zu verwechseln mit dem berühmten Landschaftsmaler Bernhard Fries aus Heidelberg, welcher dort am 16. Mai 1820 geboren ist und am 21. Mai 1879 zu München starb.

**) Satiren Buch 1, Sat. 5 V. 1—2.

von aller Kunst und Kultur. Unter den mächtigen Eichen und Licinen ist das Gras und Gestrüpp über Manneshöhe aufgeschossen und wehrt dem Wanderer den Durchgang, welcher auch der vielen Insekten, Schlangen und sonstigen Gewürms wegen nicht unbedenklich war. Bäume, welche morsch zusammengebrochen waren, blieben liegen und moderten in dieser Wildnis; Schlingpflanzen wucherten üppig an den Baumriesen empor oder bedeckten die umgestürzten, am Boden faulenden Stämme mit mannigfaltigem Grün oder bunten Blütenbüscheln. Aus der Ferne leuchtete der blaue Spiegel des Meeres durch dies Waldgeheimnis hindurch, welches einem Märchen- oder Zauberwalde glich, wie ihn die glühendste Phantasie sich nicht hätte schöner ausmalen können.

Doch allzuschnell gingen auch die schönen Tage von Ariccia vorüber. Nach einigen Wochen fleißigen Arbeitens kam der Tag St. Peter und Paul (29. Juni) herbei und die jungen Maler eilten nach Rom zurück, um dort die großartigen Feierlichkeiten dieses Hauptfestes der römischen Kirche anzuschauen.

Wie auch am Abende des Ostersonntages fand damals noch*) die Erleuchtung der Peterskirche und das Feuerwerk auf der Engelsburg am St. Peter-Paulstage statt. In langen, wagerechten Parallelreihen schwebten an den riesigen Umrissen, Bogen, Pfeilern und Kreuzen des Doms 4400 Lampen mit zartem weißen Silberglanz hoch hinauf, scheinbar frei in der Luft schwebend. Immer dunkler wurde der blaue Himmel — da verschwanden mit einem Male die Tausende von mildflimmernden blassen Lichtern; eine Flamme erschien unter dem leuchtenden Kreuz der Kuppel und wie tausend Lauffeuer ergoß sich im Nu der blendende hochrote Brand unzähliger Pechfackeln senkrecht von Kreuz und Kuppel herab über die ganze Fassade der Kirche und beide Säulengänge. Nun strahlte das ganze ungeheure Gebäude in einem einzigen Flammenmeere. Die vorher nur hörbaren Fontänen des Petersplatzes stäubten nun sichtbar ihre Wassermassen gen Himmel, das Auf- und Abfluten der zahllosen Menschen wurde erkennbar und das

*) Das Feuerwerk wurde mit Beginn der französischen Okkupation von der Engelsburg nach dem Pincioberge verlegt.

Gewirr der Stimmen plötzlich übertönt durch das Geläut der Glocken.

Bis tief in die Nacht hinein loderten die Fackeln und Feuerbecken. Aber wie am Abend des Ostermontages, so fanden damals noch auch am Abend von St. Peter-Paul alle Festlichkeiten ihren Abschluß und Glanzpunkt in der sogenanten Girandola*) auf der Engelsburg.

Am Abend gegen zehn Uhr erloschen mit einem Male die Lichter der Engelsburg; die Signalkanone donnerte, und einzelne Raketen eröffneten das Zauberspiel, bis sich plötzlich feurige Linien entzündeten und der ganze Halbkreis der alten Burg in seinen baulichen Umrissen unter einer Krone von Brillantfeuer sichtbar wurde. Jetzt begannen ungeheure Feuerräder, Schwärmer und Leuchtkugeln ihren bunten, in jedem Augenblicke sich verändernden Tanz in ununterbrochener verschwenderischer Pracht. Bald war ein Feenschloß wie von lauter Diamanten aufgebaut; bald rieselten goldne Bäche über einen rubinroten Felsen; bald sprangen silberhelle Springbrunnen, seltsam verschlungen, nach allen Richtungen aus einander; bald stieg eine flammende Ährengarbe empor und blaue und rote Schmetterlinge, Mohn- und Kornblumen flogen aus ihr heraus und um sie her; bald blitzten Millionen Sterne und zwischen ihnen hindurch schossen langgeschweifte Kometen.

Da erschien die erste kolossale stäubende „Girandola", mit ungeheurer Gewalt die ganze Masse des Kastells in einen einzigen großen lodernden und sprühenden Feuerregen einhüllend. Von neuem, immer unterbrochen durch das Krachen der Kanonenschüsse, erhob sich nun das Spiel der Leuchtkugeln; Reihen brennender Namenszüge erschienen von tanzenden Flackerlichtern umgeben; die gewaltigen Linien des alten Baues flammten bald rot, bald weiß, während Feuerbecken die Engelsbrücke erhellten und unzählige Fackeln auf den Kähnen des Tiber den Fluß in einen brennenden Strom zu verwandeln schienen.

---

*) Dies der französischen Sprache entlehnte Wort bedeutet einen Springbrunnen mit im Kreis hervorschießenden Wasserstrahlen; dann im übertragbaren Sinne eine Feuergarbe von Raketen, Schwärmern, Goldregen und andern Feuerwerkskörpern.

Oben auf der Burg folgte Feuerbild auf Feuerbild in immer wechselnden, zierlichen oder großartigen Formen. Da plötzlich ging vorn über dem Thor des Kastells die zweite riesige „Girandola“ auf, und kaum war dieser sprühende und leuchtende Vulkan zu einer dicken Rauchwolke erloschen, da stieg über dieser Wolke der ungeheure Raketenstrauß von Tausenden und aber Tausenden Raketen in der dritten und größten „Girandola“ in die Lüfte.

Im päpstlichen Rom hatte man eben viel Geld übrig, sonderlich zu solchen Dingen. Allein es lohnte sich schon, um solchen Schauspieles willen den Aufenthalt im Albanergebirge einmal zu unterbrechen und nach Rom zurückzukehren, zumal es dort zugleich auch mancherlei für den fernern Sommeraufenthalt zu besorgen gab. So wurden denn Papier, Farben und Stifte eingekauft, die Kunstgalerien besucht, um sich an den großen Meistern nochmals zu erquicken und zu stärken, und nach nur kurzem Verweilen in der heißen Stadt brachen die Freunde zu ihrer zweiten Studienreise auf, deren Ziel diesmal Tivoli, die altrömische Villenstadt Tibur, war.

Öhme, Wagner, Götzlaff und Rist waren diesmal die Reisegenossen, denen sich Ludwig Richter anschließen durfte. Das gemeinsame Reisegepäck wurde einem Esel aufgepackt, und ihm voraus wanderten die fünf Maler den heißen Weg durch die Campagna nach dem vier Meilen östlich von Rom entfernten Städtchen.

Gegen Mittag langten sie an den Weingärten und dem Olivenwäldchen an, bei welchem sich der Pfad nach Tivoli hinaufzieht. Auf dem Wege zu ihrer Herberge, „der Sibylle,“ welche versteckt und bescheiden in einem engen Gäßchen der an schönen Straßen und Gebäuden reichen Bischofsstadt lag, waren die Reisenden bald von einem Schwarm Bettler aller Arten begleitet. Greise und Kinder, Gesunde und Krüppel, Bettler von Beruf und neugierige Strolche, jammernd oder lustige Witze machend, liefen nebenher. Ja, aus einem Fenster im dritten Stockwerke streckte ein Weib die dürre Hand heraus mit dem Rufe: „Einen Bajocco, ihr Herren.“ Mit solch stattlichem Gefolge langten denn die Künstler samt ihrem Grautiere vor der „Sibylle“ an, in welcher ihnen eine Anzahl

kleiner Zimmer angewiesen wurde, nachdem die Verabredung betreffs Kost und Wohnung schnell getroffen war.

Vor der Hausthür der Herberge saß einer alten Ruine ähnlich auf einer Steinbank der achtzigjährige Maler Frei aus Hannover, der die Ankömmlinge stumm und grämlich ansah. Er war ein Freund des frühern Wirts gewesen und von diesem testamentarisch zu lebenslänglicher Pflege auf seinen Sohn vererbt worden, wofür Frei nur eine sehr geringe Pension zahlte, welche er aus seiner Heimat bezog. Dem Vaterland abgestorben, stumpf und isoliert, ohne jede Beziehung zu den deutschen Künstlern und dem künstlerischen und geistigen Leben jener Tage, lebte das alte Männchen so in der Fremde, welche ihm bald die letzte Ruhestätte bieten sollte.

Die Fenster der Zimmer, welche die kleine Gesellschaft gemietet hatte, gingen nach dem Hofe hinaus, in welchem an steil abfallender Felsenwand damals noch die Ruinen des Tempels der Vesta oder der „Sibylle von Tibur" standen. Aus der Tiefe des grün umbuschten Felsenkessels tönte das Rauschen des Anio*) herauf, der in prachtvollen Wasserfällen sich in die Neptunsgrotte hinabstürzt und dann zwischen Felsen gedrängt, dumpf grollend und brausend seinen Weg aus dem Thale sucht.**)

Dort oben war Richters Lieblingsplätzchen. Nach des Tages Arbeit und eingenommener einfacher Abendmahlzeit lagerte er dort gern mit Freund Öhme in den späten Abendstunden zwischen den Säulen des kleinen reizenden Tempels. Von der Kunst, der beide sich ergeben, wurde gesprochen, aber wie von selbst lenkte das Gespräch sich bald auf die Lieben in der Ferne, und damit war für die beiden Liebenden ein Stoff gegeben, der unerschöpflich schien und nie seinen Reiz verlor.

Stiegen dann am blauen Himmel dieselben leuchtenden Sterne auf, welche auch den Geliebten in der fernen Heimat erstrahlten, dann fesselte das trauliche Zwiegespräch in der süßen

*) Jetzt Aniene oder Teverone genannt, linker Nebenfluß des Tiber, der sich oberhalb Roms mit diesem vereinigt.

**) Seit jener Zeit ist die Scenerie wesentlich verändert worden, da man seit 1837 dem Teverone eine andere Richtung gegeben hat und die Neptunsgrotte im Jahre 1843 fast gänzlich eingestürzt ist.

Abendstille, das nur durch das Brausen des Baches aus dem Thal her unterbrochen wurde, die beiden Freunde oft noch lange an diesen köstlichen Ort, wenn längst die dunklen Abendschatten sich über Berg und Thal gelagert hatten.

Solch Leben gab auch immer neue Lust und Frische zur Arbeit und es war dem jungen Maler zu Mut, als ob hier gar keine Ermüdung aufkommen könne. Die Fülle der verschiedenartigsten und schönsten Vorlagen, welche die Natur selbst bot, reizte immer wieder zu erneuter Thätigkeit, und was nicht als ausgeführtes Studienblatt in die Mappe kam, fand wenigstens als flüchtiger Entwurf sein Plätzchen im Skizzenbuche.

In Ludwig Richters Erinnerung blieb aus dieser Zeit noch für späte Jahre der Eindruck eines schönen Sommermorgens haften, wo er im Schatten uralter Olivenbäume zeichnend, umtönt vom Zwitschern der Vögel und dem Zirpen von Tausenden Cicaden, in seliger Einsamkeit so recht das Glück seiner damaligen Lage empfand. Von der andern Seite des Thales rauschten und stäubten aus den waldigen Höhen die in der Morgensonne silberglänzenden Wasserfälle hernieder; doch drüber lagen die grauen Mauertrümmer der einstmaligen Villa des Mäcenas, und über die graugrün glänzenden Olivenwälder her schimmerte in zartem Blau das liebliche Albanergebirge in dies friedvolle Bild hinein. Hübsche schwarzäugige Mädchen stiegen langsam den Weg aus dem Thale herauf, den Kopf belastet mit Körben voll süßer Feigen oder Trauben des frühen Augustweins, und für wenige Pfennige hatte der junge Maler eine Fülle wohlschmeckender Früchte. Die schmucken Mädchen fanden ebenfalls Wohlgefallen an dem Maler, ruhten bei ihm aus, schauten neugierig und mit Wohlgefallen seinem Zeichnen zu. „O, wie schön war das!“

An einem anderen Tage saß Ludwig Richter da, vertieft in seine Arbeit, als ihn plötzlich ein Geräusch aufblicken ließ und er drei kleine Hausthüren auf Menschenbeinen den Berg hinabwandeln und auf sich zukommen sah. Sein anfängliches Staunen ging bald in Heiterkeit über, als er sich an die komische Beschreibung erinnerte, welche ihm von den riesengroßen Malkasten einiger französischer Maler gemacht worden war, welche seit einigen Tagen ebenfalls in der „Sibylle“ wohnten,

ohne jedoch irgend einen Verkehr mit den deutschen Kunstgenossen anzuknüpfen. Diese Riesenkasten, auf den Rücken von Jungen geschnallt, welche durch dieselben bis auf die Füße bedeckt wurden, waren es, welche hier vorüber zogen, und die französischen Herren folgten alsbald hinterdrein.

Was waren das für Gegensätze zwischen der Kunstauffassung der deutschen und französischen Maler, welche hier Wand an Wand im selben Hause wohnten! Während die Deutschen über ihre nur bogengroßen Malkasten herabgebeugt mit strenger Gewissenhaftigkeit die Natur zu kopieren suchten, sich in jeden zierlichen Zweig und Grashalm fast verliebten und mit möglichst scharfem Bleistift die Umrisse bis in das feinste Detail zu verfolgen suchten, malten die Franzosen stets vor ihrem riesigen Maltuch aus einer gewissen Entfernung, um einen „Totaleffekt“ zu erzielen, und verbrauchten dazu aus ihren Riesenkasten ungeheure Mengen von Farbe, welche mit großen Borstenpinseln halbfingerdick aufgesetzt wurde. Das lieferte immer neuen Stoff zur Unterhaltung und zum Scherz für die so ganz anders gerichteten deutschen Maler.

Als einmal Regentage eingetreten waren und der zweite Tag keine Aussicht auf Änderung des Wetters bot, machte einer der Genossen den Vorschlag, am Nachmittage eine kleine Ausstellung zu veranstalten, zu welcher jeder am Morgen eine Komposition entwerfen sollte. So verging der mit seinen Regengüssen recht unerquicklich angefangene Morgen in heiterer Beschäftigung, und am Nachmittag brachte die Ausstellung einige angenehme Überraschungen.

Während die anderen Motive aus Albano ausgeführt hatten, waren die Gedanken der beiden eng verbundenen Freunde Öhme und Richter zur fernen Heimat geeilt. Öhme hatte mit kräftigen Federstrichen den Eingang in eine gotische Dorfkirche mit einem Teile des Kirchhofs hingeworfen; Ludwig Richter hingegen hatte einen Sonntagsmorgen im Vaterlande gezeichnet: eine Gruppe sächsischer Landleute mit ihren Kindern, welche auf einem Pfade durch hohes Korn einer fernen Dorfkirche zuwandern. Dieser „K o r n g a n g,“ wie die Freunde das Bild später nannten, erzielte große Anerkennung; es war ein Stoff, wie er damals überhaupt nicht, geschweige denn

in Rom an der Tagesordnung war. Öhme erbat sich von dem Freunde das Blatt und schenkte ihm dafür das seinige.

Ludwig Richter aber hatte hier im unbewußten Drange des Schaffens zum ersten Male ein Gebiet betreten, auf welchem er in späteren Jahren seine eigentliche Meisterschaft bekunden und durch dessen Pflege er des deutschen Volkes Liebling werden sollte. Was er in jenen Morgenstunden „seinen damaligen Bestrebungen und Theorien schnurstracks entgegen, gleichsam scherzweise und ohne Überlegen“ (wie er selbst sagt) hingeworfen hatte, war, ohne daß er es ahnte, der erste improvisierte Ausdruck des tiefen gemütvollen Zuges seines Herzens, welcher sich bald auch auf den anderen Gebieten seines Denkens und Fühlens offenbaren und ihn zu dem Höchsten und Schönsten hinführen sollte.

In den letzten Wochen des Aufenthalts in Tivoli waren noch Philipp Veit und von Rhoden in die Sibylle eingekehrt. Der drückenden Hitze in Rom entflohen, suchten sie sich im wasserreichen Tivoli zu erfrischen und strich von Rhoden nach seiner Gewohnheit viel mit der Flinte in den Bergen umher. Die Abende führten alle aber zusammen und boten viel Unterhaltung und Anregung. Veit trieb damals mit Eifer Spanisch und beschäftigte sich mit Cervantes und noch mehr mit dem „katholischen Dramatiker“ Calderon, während von Rhoden den Künstlerkreis durch seine abenteuerlichen Jägergeschichten erheiterte.

Da von Rhoden eine sehr lebhafte und derbe Natur war, wurde Richter aufs äußerste überrascht, denselben einmal um die Vesperzeit im Gemäuer des Sibyllentempels ganz vertieft in die Schriften der Karmeliterin Therese von Jesu zu finden. Richter erfuhr hierbei, daß von Rhoden die mit glühender Phantasie und hinreißender Beredsamkeit geschriebenen mystischen Schriften dieser heilig gesprochenen Castilianerin immer in einem alten Pergamentband bei sich trage und auf der Jagd in der Jagdtasche mit sich herumführe. v. Rhoden pries dem Kunstgenossen sogleich mit beredten Worten den Geist und Tiefsinn der frommen Nonne, fand indessen bei Richter weder Gegenliebe noch Verständnis; denn diesem war dies Gebiet ein völlig fremdes und er war nur erstaunt, bei einer so

kräftigen und lebenslustigen Persönlichkeit, wie es v. Rhoden war, Neigung zu solcher „sublimen Richtung“ zu entdecken.

Ende September verließ der kleine Freundeskreis das schöne Tivoli. Öhme ging mit den anderen nach Rom zurück, während Richter gemeinsam mit Wagner noch einen Abstecher nach Olevano machen wollte.

Da trotz der vorgerückten Jahreszeit die Tage noch heiß waren, beschlossen beide, eine Nachtwanderung zu unternehmen. Einem Eseltreiber wurde das Gepäck übergeben und auch zu diesem fand sich ein Genosse, der desselben Weges zog. So brachen denn die vier Männer mit den beiden Eselein in später Abendstunde von Tivoli auf, vor dessen Thoren sie sofort der alte Olivenhain in seinen Schatten aufnahm. Der Weg ging den Berg hinab; unten brannte noch ein Lämpchen vor einem einsamen Marienbilde. Es war ein rührender Anblick in dieser Abgeschiedenheit, im tiefen Schweigen der Nacht, das nur vom leisen Zirpen einer Grille unterbrochen wurde. Nun zog sich der Weg am Abhang des Gebirges hin; die Nacht war sehr schwarz und der Himmel bedeckt; schweigend zogen die Wanderer ihres Weges, ohne ein Haus oder einen Menschen anzutreffen. Aus dem Buschwerk eines Baches ertönte mitunter das Kreischen und Schreien der Reiher oder Rohrdommeln; zuweilen auch stimmte einer der Eseltreiber, die mit ihren Tieren und dem Gepäck ein gut Stück voraus waren, eins der kleinen aus dreizeiligen Strophen bestehenden Volkslieder (sogenanntes Ritornell) an, welches der andre in der gewohnten einförmigen Weise mit dem langgezogenen Tone am Schluß beantwortete.

Endlich graute der Morgen über die dunklen Berge von Subiaco herüber, wo in der „heiligen Höhle,“ in schauerlicher Felsenkluft St. Benediktus drei Jahre verlebte, „während der donnernde Strom ihm unten sein Kirchenlied sang.“ Aber die Wanderer mußten den weltberühmten Ort mehrere Stunden östlich liegen lassen, um nach dem mehr südlich gelegenen Palestrina zu gelangen, das sie auch am Morgen erreichten.

Einen Tag über rasteten sie hier, im ehemaligen Präneste, der Heimat des berühmten Reformators der Kirchenmusik Giovanni Pierluigi (mit dem Beinamen da Palestrina). Es wurde hier so viel herumgeklettert, als die Müdigkeit von der Nacht her

es gestattete, und manches in das Skizzenbuch gezeichnet. Insbesondere boten die alten „cyklopischen Mauern“ und der große Tempel der Fortuna Gelegenheit zu wesentlich neuen Motiven, und der Garten Barberini, welcher auf der zweiten Stufe dieses Riesentempels schwebt, gewährte weithin eine entzückende Aussicht über die Campagna und das Gebirge.

Am nächsten Tage gelangten die Wanderer nach Genazzano, indem sie den schluchtenreichen Monte Serrone, die eigentliche Heimat der Räuberbanden und Banditen, welche zu den unvertilgbaren Eigentümlichkeiten des „Kirchenstaates“ gehörten, zur linken Hand ließen, und stiegen dann durch Weingärten und Olivenwälder nach Olevano hinauf, dessen Felsenpyramide, mit den Trümmern einer Burg gekrönt, steil vor ihnen aufstieg.

Oberhalb des Städtchen liegt die „Casa Baldi,“ in welcher sie Wohnung nahmen und zu ihrer freudigen Überraschung den ihnen nahe befreundeten Maler Reinhold vorfanden, welcher durch seine hier gezeichneten Studien in weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Die Umgebung von Olevano, die sogenannte Serpentara, war damals eben erst für die Maler erschlossen worden. Koch insbesondre war durch die großartige Schönheit dieser Gegend angezogen worden und hatte andere nachgelockt, während zuvor weder Reisende noch Maler sich getraut hatten, in die wilde Gegend vorzudringen, in welcher die päbstlichen „Sbirren“*) gemütlich mit den Briganten fraternisierten. Eine halbe Stunde von Olevano erhebt sich ein mit Eichen bewachsener Hügel und zwischen seinen Klippen und zerstreut umherliegenden Steinblöcken winden sich zwischen Ginster, Wachholder und wilden Rosen die Fußwege auf und nieder.

Gab dies Terrain für die Gemälde reizenden Vordergrund, so bot die fernere Umgebung Blicke von überwältigender Schönheit. Nach Westen zu das Gebirge der alten Äquer mit den kühnen Felsennestern Monte Compatri und Rocca

*) Das sind die militärisch organisierten Polizei- und Gerichtsdiener des Kirchenstaates. Die päpstliche Regierung zahlte auch damals noch an hervorragende Banditenführer bestimmte Jahrgelder, um dadurch den Straßenraub zu „ermäßigen,“ den ganz zu verhindern sie außer stande war.

di Cavi, weiterhin der schöngeformte Monte Artemisio; im Süden das Gebirge der Volsker und im Osten der mächtige Serone. Schaut man aber durch die Stämme und Wipfel der Eichen nach Norden, so steigt wie eine versteinerte Sphinx mit fast unheimlichem Eindrucke die bleiche Steinmasse eines ganz kahlen und schroffen Felsrückens empor, auf dessen Spitze das armselige Civitella liegt, in welchem Ludwig Richter im folgenden Jahre (1825) vom Juli bis Oktober mit dem ihm später besonders lieb gewordenen von Maydell seinen Wohnsitz nahm.

Jetzt wurde der Aufenthalt nur auf wenige Tage ausgedehnt, aber von früh bis spät fleißig gezeichnet, zumal hier in noch nie von Richter gesehener Weise „durch verschiedene Beleuchtung und atmosphärische Zustände Effekte entstehen mußten, die Herz und Sinn aufjubeln oder auch ganz verstummen machten.“

Jedoch das Wetter war schon herbstlicher geworden und schwere Regenwolken zogen über das Gebirge, die hochgelegenen Orte den Blicken verdeckend. Der Sturmwind zauste und schüttelte die Eichen auf der Serpentana, deren abgebrochene Äste und Zweige von Kindern aufgelesen wurden und zwischen denen die Herden schwarzer Schweine ihre Eichelkost suchten.

Es wurde unwirtlich da draußen zum Zeichnen, und alles drängte, den Sommerfeldzug zu schließen und in der ewigen Stadt das Winterquartier zu beziehen. So wurde denn von Reinhold, welcher noch einige Tage bleiben wollte, Abschied genommen und Wagner nebst Richter kehrten nach Rom zurück, um dort den für Richters ganze innere und geistliche Entwicklung entscheidenden Winter in ernster Arbeit zu verleben.

Sechstes Kapitel.

So saß Ludwig Richter nun wieder im geliebten Rom in seinem alten Stübchen; aber das „alte Treiben" sollte nicht wieder beginnen. Er war sich bewußt geworden, daß es „anders, viel anders" werden müsse; der Mensch und der Künstler in ihm müsse mehr ausgebildet werden, „sich besser zeigen als bisher, mehr Kraft, mehr Ernst, mehr Bestimmtheit erlangen."

Er war mit sich recht von Herzen unzufrieden geworden. Alle die vielen sauberen Skizzen und Zeichnungen, die als Ausbeute des Sommers nun in Ruhe von ihm durchgemustert wurden, befriedigten ihn nicht. Die größern Kompositionen, die ihm vor Augen schwebten, wollten immer noch keine greifbare Gestalt gewinnen. Er dachte mit Schrecken daran, wie bald sein Aufenthalt in Italien zu Ende gehen würde, und wie er nun die noch kurze kostbare Zeit besser auskaufen müsse, um sich hinterher nicht Vorwürfe machen zu müssen, daß er das Zusammenleben mit so trefflichen Menschen in so schöner Natur und inmitten so herrlicher Werke der Kunst nicht besser benutzt habe.

Noch war es ihm unklar, wohin seine gesunde innere Entwickelung ihn drängte. Allein mit Vorliebe verweilte er jetzt bei Betrachtung religiöser Gemälde, besonders der trotz aller Mängel der Technik und vieler Geschmacklosigkeiten in Nebensachen mit der ganzen Empfindung eines tiefinnigen frommen Gemütes „hingezauberten" Bilder des Fra Giovanni Angelico da Fiesole,*) die ihn schon in Florenz entzückt hatten.

---

*) „Fra" d. h. Bruder = Mönch. Der Dominikanermönch Guido di Pietro in Fiesole (sprich Fjesole) führte den Mönchsnamen Giovanni (sprich Dschowanni) = Johannes, mit dem Zunamen „Angelico" = „der Engelhafte" und den Beinamen „von Fiesole" vom Dominikanerkloster

Auch Rafael's biblische Bilder fingen an, ihn immer mehr zu fesseln und tiefer zu beschäftigen, und unvergeßlich blieb ihm aus diesen Tagen des unverstandenen Sehnens ein Tag (Dienstag, 24. Oktober 1824), an welchem sein durstendes Gemüt in ungeahnter Weise Erquickung fand.

Er war am Vormittage wieder in die Betrachtung der „himmlischen Tempera-Bilder" von Fiesole versunken gewesen, und hatte nach Tisch Briefe aus der Heimat im Café Greco vorgefunden, dieselben unerbrochen zu sich gesteckt und war mit ihnen in den weiten Hof des Vatikan gegangen.*)

Es sind hier vier Reihen heiterer Loggien **) oder Laubengänge über einander, welche zu den inneren Gemächern führen. In den Loggien des ersten Stockwerks hat Giovanni da Udine seine köstlichen Lauben mit Blumen und Früchten ausgespannt; besonders herrlich sind die Decken, an denen man durch üppige Rosen und blühende Orangen, zwischen denen bunte Vögel und Schmetterlinge flattern, den blauen Himmel schaut. Dann kommen wieder Weinlauben mit reifen Früchten behangen, Granaten, Citronen, Äpfel und Feigen. Meerkätzchen, bunte Papageien, kleine Hummeln und viele fremde schöne Tiere kriechen und flattern darin umher, picken und naschen, locken und kosen miteinander. Alles ist so lebendig, daß man glaubt, es rauschen zu hören und sich bewegen zu sehen. Dabei ist man halb im Freien, hat die köstliche Aussicht über die Stadt und den Tiber und über alle die herrlichen und großartigen Bauwerke hinweg zu den Pinienwäldern in der Nähe und den blauen Gebirgen in der Ferne. Durch diese Loggien zu gehen ist wie ein Märchentraum aus der seligen Kinderzeit;

---

dieser Stadt, welchem er seit dem Jahre 1407 angehörte. Ludwig Richter nennt in seinen „Lebenserinnerungen" Seite 130 dies Fiesole den Geburtsort des berühmten Malers; Fachlexika geben dagegen an, derselbe sei 1387 zu Vicchio geboren worden.

*) Der Vatikan enthält im ganzen 22 Höfe, 200 Treppen und 4422 Zimmer und Säle. In jenen Tagen hätte nach der Berechnung eines Reisenden die gesamte damalige preußische Armee bequem innerhalb des Vatikans Aufstellung finden können.

**) Loggia (sprich Loddscha) bezeichnet eine halb offene Säulenhalle, einen Bogengang an der Seite eines Gebäudes.

heitere Lüfte heben die frohe Brust, man glaubt sich in einen Feenpalast, in eine Zauberwelt entrückt.

Im zweiten Stockwerke sind Rafael's biblische Bilder; alles atmet hier ein höheres Leben. Da ist zu sehen, wie der Geist Gottes über dem Wasser schwebt; wie Gott der Herr den Menschen schuf; wie er das lieblich verschämte Evchen dem glückselig darein schauenden Adam zuführt, und viele herrliche andre Bilder aus dem Alten und Neuen Testament. „Welche Götterlust“ — schreibt Ludwig Richter an diesem Tage — „in diesen geheiligten Hallen zu wandeln und dazu einen dicken Brief von dem fernen geliebten Mädchen noch ungelesen in der Tasche tragen und die Blicke wieder über das weite Rom und den sonnenhellen Äther schweifen lassen!“

Nachdem er noch lange mit immer neuem Entzücken vor dem Fischzug Rafael's verweilt und „die unbegreifliche Gotteskraft, welche den Beschauer durchdringt, wenn er still denkend und genießend vor dieser alten Tapete steht,“ voll und ganz hatte auf sich wirken lassen, eilte er endlich nach Hause. Im stillen Stübchen riß er die Briefe auf; „sie entzückten mich unendlich; herrlich und viel schrieb Auguste; es kamen Stellen vor, die mich wunderbar ergriffen.“

Wenn die gedrückte Stimmung, die ihn jetzt oft beherrschte, ihn veranlaßt hatte, die Abende, statt mit den Freunden in der Osteria, meist allein auf seinem Stübchen zuzubringen, so führten solche Eindrücke, wie die des eben geschilderten Tages, ihn immer mehr zur Selbstbetrachtung und Beschäftigung mit dem eignen Innern. Im ersten Winter hatte er es tief und schmerzlich empfunden, wie unvorbereitet für das Studium der Kunst er nach Rom gekommen sei und welche großen Lücken in seinem Wissen noch auszufüllen seien. Nun konnte er in diesem zweiten Winter sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß noch ein andres Gebiet des Geisteslebens in ihm ungepflegt sei. Bitter fühlte er jetzt die Verödung seines religiösen Lebens, „welches doch — nach Richters eigenen Worten — von Rechtswegen die Grundlage aller übrigen Vermögen sein muß, wenn sie sich gesund und einheitlich entfalten sollen.“

Wie unklar aber und verworren trotz all seines Suchens

und Sehnens damals sein religiöses Erkennen war, zeigt zum Beispiel folgende Eintragung in das Tagebuch am 25. Oktober:

„Ein jedes große Genie, ein Solon, Perikles, Dante, Giotto, Raphael, Shakespeare, Mozart hat mehr von der göttlichen Schöpferkraft, von dem inneren hohen Leben, dem zeugenden Geiste erhalten, als Millionen andere Menschen; sie wirken und schaffen für viele."

„Jesus ist der höchste und größte Genius und überstrahlt alle, wie die Sonne die Sterne. Er war von unermeßlicher Gotteskraft — Liebe — erfüllt. Aller Geist strebt zu seinem Ursprung, zu Gott zurück, und je mehr er geläutert ist, desto eher wird er sich der reinen Flamme vermählen. Aber wer kann so etwas in Worten aussprechen, nicht einmal recht denken! Ahnung davon ist das Beste, sie ist unser reinstes, wenn auch schwächstes Seelenvermögen."

In den vielen stillen Stunden, die er so verlebte, erwachte in ihm aber immer lebhafter die Sehnsucht, endlich etwas Festes zu gewinnen, worauf er sich verlassen könnte in allen Lagen seines Lebens, eine sichere Hand zu finden, welche ihm den rechten Weg zeigte aus seinen Zweifeln und Irrtümern. Er hatte „das Gefühl eines einsamen Schiffers auf dem Meere, der ohne Kompaß und Steuer von Wind und Wellen getrieben wird; am Himmel Nacht und keine leitenden Sterne."

„Alle diese jetzt öfters auftauchenden Stimmungen" — schreibt Richter hierüber in späteren Jahren — „waren eigentlich nichts anderes als die Frage nach Gott, die sich in meinem Innern mehr und mehr hervordrängte; nach einem lebendigen Gott, dessen ich nicht bloß durch einen abstrakten Begriff, sondern auf unmittelbare Weise gewiß würde."

„Wirkten vielleicht in der Tiefe der Seele die Worte des alten Steuermanns in Salzburg noch fort von dem treuen Reisegefährten und seinem Worte, oder waren es die Erinnerungen an jenen Regennachmittag in dem Wirtshaus im Pinzgau, wo ich ganz allein sitzend, durchnäßt und müde, zum ersten Male die Abschiedsreden Jesu aus dem Johannisevangelium las? Worte haben oftmals ein wunderbar zähes Leben; sie scheinen zu schlafen, aber regen und bewegen sich wie keimende Samenkörner, sobald die ersten Frühlingslüfte darüber wehen."

Solchen Gedanken nachhängend stand er am Nachmittage eines Oktobertages am offenen Fenster seiner Wohnung, als ein liebliches feines Kinderstimmchen seinen Namen: „Signor Gigi“*) rief. Er schaute auf und erblickte Veits Schwägerin, die hübsche Adelaide, welche die kleine schelmisch lachende Dorothea, Veits Kind, auf dem Arme trug. Das Kind hatte ihn seit dem Frühjahre nicht mehr am Fenster gesehen und freute sich nun, den alten Hausgenossen wieder zu erblicken, „wie sich Kinder freuen, wenn die Hausschwalbe im Frühjahr wieder aus dem alten Neste guckt.“

So oft die Kleine ihm mit ihren Patschhändchen winkte und ihr „Signor Gigi“ rief, war es ihm stets so wohl ums Herz geworden! Durch eine leicht verständliche Gedankenverbindung dachte er (wie er im Tagebuch am 27. Oktober einträgt) dann an seine Auguste und an eine schöne Zukunft an ihrer Seite. Freundlicher konnte er gar nicht aus seinen trüben Gedanken geweckt werden, und er beschloß, noch am selben Nachmittage bei dem bereits näher charakterisierten Historienmaler Philipp Veit einen Besuch zu machen.

Wie nahe hätte es für Ludwig Richter gelegen, diesem damals 41 Jahre alten Manne, für den er eine innige Verehrung hegte, dessen ganze Person durch hohe Geistesbildung, tief christlichen Sinn und herzlich schlichtes Wesen auf ihn ungemein wohlthuend wirkte, die Fragen vorzulegen, die damals sein Inneres so schwer beunruhigten. „Allein der einfältige Parcival fragte nicht, als er dem Gral so nahe war,“ und wir haben bereits oben erwähnt, wie sehr Ludwig Richter es später bereute, „infolge seiner abscheulichen Blödigkeit“ diesem trefflichen Manne nicht näher getreten zu sein.

Doch auch ohne daß Richter fragte, gab gar manches, was er bei Veit sah, wortlose und doch eindringliche Antwort.

In Veits einfachem Atelier stand ein von ihm vortrefflich gemaltes „Ecce homo.“**) Das bleiche Angesicht voll Blut und Wunden mit der Dornenkrone machte auf Richter einen ergreifenden Eindruck. Dann ein anderes kleines Bild-

*) Kindliche Aussprache statt: „Signor Luigi“ = „Herr Ludwig.“
**) Das heißt, ein Bild zu den Worten: „Sehet, welch ein Mensch!“ nach Evang. St. Johannis 19, 5.

cheu, dessen Gegenstand ihm ganz neu war und ihn lebhaft fesselte. Vor der Thür einer einsam gelegenen Hütte steht die schlichte Gestalt des pilgernden Jesus Christ und klopft an die Pforte (nach Offenbarung Johannis 3, 20). Das Bild hatte durch seine große Einfachheit etwas tief Rührendes. War es nicht das Bild seines Lebens? klopfte nicht auch bei ihm der Herr schon seit geraumer Zeit? warum eilte er nicht, ihm aufzumachen?

Sodann brachte Veit neben manchem anderen zwei große Bände herbei, welche die Holzschnitte und Kupferstiche Albrecht Dürer's enthielten

Ludwig Richter war grade auf diesem Gebiete Fachmann genug, um sich an der mangelnden Formenschönheit und Anmut in den Zeichnungen des großen deutschen Meisters nicht zu stoßen. Er wußte aus eigner Erfahrung, welche Mühe und Geduld erforderlich ist, mit dem schwer zu führenden Grabstichel nur eine Reihe gleichlaufender Striche langsam in das spröde Material einzugraben, und es war ihm wohlbekannt, daß die Technik auf diesem Gebiete grade durch Dürer die überraschendsten Fortschritte erhalten hatte. Vergleicht man Dürer's Arbeiten mit dem Besten, was vor ihm und gleichzeitig mit ihm geschaffen wurde, so sieht man, daß er es zu einer Vollendung in Führung des Grabstichels brachte, welche noch jetzt die größte Bewunderung der Kenner erregt, und es ist kaum begreiflich, wie ein mit so lebhafter Einbildungskraft begabter Künstler die heldenhafte Ausdauer besitzen konnte, um solche bis in das kleinste Detail mit mühevollem Fleiß in technischer Vollendung ausgeführte Platten herzustellen.

Der ernste kräftige und männliche Stil der Dürer'schen Bilder, sowie die tiefe Erfassung des Natur- und Menschenlebens in ihnen verfehlte nicht, auch auf Ludwig Richter seine „herzstärkende und erfrischende" Wirkung auszuüben.

Insbesondere waren es drei Blätter, welche ihm „tief in die Seele gingen, bei deren Betrachtung ihm vor Staunen fast der Atem stockte," nämlich die unter dem Namen „Melancholie," „Ritter, Tod und Teufel" und „Hieronymus im Gehäus" weithin bekannten Stiche. In der „Melancholie" fand Ludwig Richter in überwältigender Weise den Ausdruck des

Schmerzes dargestellt, daß alle Mittel und Werkzeuge nicht ausreichen, das Geheimnis des Lebens und der Natur zu erschließen. Wenn er freilich im „Ritter“ die naheliegende und von Dürer gewollte Beziehung auf die Reformation nicht verstand, so war ihm der Ritter doch das Bild des Christen, welcher in seiner Ritterschaft treu und beharrlich sich weder durch Tod noch Teufel vom rechten Wege abbringen läßt, und im „Hieronymus“ fand er das zum Frieden gekommene Gemüt, welches in höherer geistiger Thätigkeit sein Glück gefunden. *)

Vor solchen Bildern empfand Ludwig Richter noch mehr als Bewunderung. Ein Heimweh war es, das ihn überkam, ein Zug nach dem Vaterland und nach deutscher Kunst. Er schreibt unter solchen Eindrücken am 26. Oktober: „Es bleibt fest in mir, zum Sommer je eher je lieber zurückzukehren; ich werde in Deutschland leben, so will ich mich auch in und für Deutschland ausbilden; was mich Rom lehren konnte, habe ich, dünkt mir, bereits inne; eine sichere Richtung meiner Kunst war es, was ich suchte; ich habe den Weg gefunden, aber er weist mich eben nach dem Vaterlande, weil dort die Natur liegt, die mit mir, mit meinen innigsten Gefühlen, mit meinem Sein und Leben verwachsen ist, und durch welche ich auf meine Landsleute am mächtigsten wirken kann.“

Am 9. Dezember schreibt er von seiner Absicht, schon im Anfang Mai nach Deutschland zurückzureisen, und fügt hinzu: „Vivat Deutschland! Dort soll meine Kunst erst blühen; dort findet sie ihr Vaterland, hier ist sie auf fremden Boden.“ Und unter dem 17. Dezember: „Wird die deutsche Natur einfach und großartig aufgefaßt, so kann

---

*) Für diejenigen Leser, welchen größere Sammlungen von Kunstblättern nicht zugänglich sind, sei bemerkt, daß Dürer's „Melancholie“ und „Ritter“ sich auch auf Tafel 49, No. 6 und 7 der Volksausgabe der „Denkmäler der Kunst“ von Dr. W. Lübke (Stuttgart) finden. Die Erklärung der in technischer Hinsicht vollendeten Stiche befindet sich vorn in den Erläuterungen S. 42, ohne welche diese phantastischen Bilder kaum verständlich sind.

sie eben so edel wirken als die italienische, und ihr ernsterer, gemütvollerer Charakter, ihre Fülle und ihr Reichtum werden sie noch darüber stellen. Mit kurzen Worten ist mein Gedanke der: deutsche Natur zu einem Ideal, zu edler Größe zu erheben, damit sie nicht, wie bisher, den untergeordneten Rang der Idylle behält, sondern zum Epischen sich erhebt.“ In solchem Lichte verstehen wir dann auch seine scheinbar widerspruchsvolle Äußerung aus denselben Tagen (3. Dezember): „Es gefällt mir das Leben jetzt sehr in Rom; ich möchte immer in Rom leben, aber Rom dürfte nicht in Italien liegen.“

Neben Öhme war der Umgang mit Wagner in dieser Zeit ihm der liebste. Mit ihm wanderte er nach dem Essen gewöhnlich auf Trinità de Monti. Wenn sie dann nebeneinander auf der uralten Stadtmauer standen und hinaus schauten in die Ferne, schwoll ihr Herz vor Vaterlandssehnsucht. Mit den Glockentönen, die fast ununterbrochen von den zahllosen Türmen über die ewige Stadt hinschweben, sandten sie ihre Grüße hin zur Heimat, zu den fernen Lieben.

Wie ganz anders sah es jetzt dort aus, wo die ersten Novembertage alles in Dunkel und Nebel hüllten und des Herbstes hingeworfener Raub, die fahlen gelben Blätter, im Spiel des Windes umherflogen, oder von des Wanderers Fuß achtlos getreten wurden, als hier in Rom, wo mit dem beginnenden November die Gärten noch in vollem Laube standen und vieles so frisch emporsproßte, als sei ein zweiter Frühling im Anzuge. Wohl standen die vielen Mandelbäume dürr und blütenlos da; hingegen Gras und Blumen, Salat und Gartengewächse jeder Art waren frisch und grün; die Rosen glühten an den Brunnen, die Orangen reiften und die Citronen schmückten sich mit duftenden Silberblüten. Noch jubelte die Lerche; doch sobald die Sonne herniedersank und der Herbstwind durch die Büsche zog, merkte man doch, der Frühlingsschimmer, welcher tags über auf den Gärten lag, sei ein erlogener. In der Heimat dagegen war auch der Herbst echt mit seinen kahlen Bäumen, seinem Nebel und seinen Fröten, und nach Wahrheit und Klarheit verlangte Ludwig Richter jetzt mehr denn je. Er wollte vom Scheine und der Schale

nichts mehr wissen, er wollte zum Kern und auf den letzten Grund gelangen.

Mit solchen Empfindungen im Herzen bedarf man eines treuen, verständnisvollen Freundes, mit dem man alles, das Irdische wie das Ewige, besprechen kann, und einen solchen Freund hatte ihm Gott damals an seinem lieben Wagner gegeben. Wir erhalten ein anziehendes Bild von Richters Leben in diesen Tagen und seinem Verkehr mit diesem Freunde, wenn wir lesen, was er unter dem 28. Oktober 1824 (Sonnabend) in sein Tagebuch einträgt:

„Abends ging ich wieder einmal mit Freund Wagner vor die Porta Pia. Es war ein entzückendes Abendrot, alles so durchsichtig rot, dabei so klar und frisch. Wir setzten uns in die einsam gelegene Osteria im Winkel an den hölzernen Tisch, denn draußen unter den Ulmen am Ziehbrunnen wars fast zu kalt, es schnitt ein rechter Herbstwind von den Gebirgen herein. Wir saßen vertraulich in unserm dunklen Eckchen und tranken einen delikaten Wein und aßen ein Brot und jungen Broccoli-Salat mit Eiern dazu; dann kam ein hübsches junges Mädchen, brannte die Lampe an, welche inmitten der Küche von der schwarzen Decke herabhing, und putzte dann Kräuter am Herd, und der Liebste, ein närrischer Hanswurst, rührte Mehl und Fett im Tiegel, und nun wurde von den Wiesenkräutern ein Fritto gemacht. Es war immer Lust und Leben hier, mochte aber eine ziemlich liederliche Wirtschaft sein. Das Wohnhäuschen war im Hof beim Brunnen in alte Tempelmauern hineingeflickt. Wir gingen, da es Nacht war und der Mond vom kalten Himmel schien und der letzte Abendschein noch hinter den fernen schwarzen Häusern und Bäumen schimmerte, recht fidel nach Hause und sprachen unterwegs ernsthaft erst von Mädchen, dann vom Heiraten, von Hausfrauen, Bildung, zuletzt von den Sternen und der Ewigkeit."

Daß unter den Eindrücken der Gespräche dieses Abends über „Heiraten und Hausfrauen" die Stille des andern Morgens (Sonntag, 29. Oktober) zu einem Briefe an „Gustchen" benutzt wurde, war selbstverständlich. Dann holte er sich aus der Künstlerbibliothek, welcher Passavant vorstand, Stilling's

„Jugend- und Wanderjahre“ — ein Buch, welches für Richter bald der Wegweiser und Führer zu dem ihm als Katholiken damals noch ganz unbekannten „Buch der Bücher“ werden sollte.

Während so in ihm alles auf einen Wendepunkt seines inneren Lebens hinarbeitete und zur Entscheidung drängte, verlangte auch daneben doch die Jugend ihr Recht, und er konnte sich den gemeinsamen Freuden des Freundeskreises, in dem er lebte, nicht ganz entziehen.

So ging er denn am Nachmittage des selbigen Sonntags noch mit mehreren Kunstgenossen (darunter Koch, Wagner und Öhme) nach dem Monte Testaccio*) in der alten Garten- und Ruinenstadt Roms, um die römischen Oktoberfreuden anzuschauen und mit zu genießen.

Unter den alten Ulmen, welche den Hügel umgeben, und vor den geöffneten Kellern hatten sich bereits fröhliche Volksgruppen eingefunden, die sich den hier ausgeschenkten trefflichen und billigen Wein munden ließen, während Maler Koch beim Anblick eines modernen Anbaues an einem der alten Weinkeller in Zorn geriet und mit seiner Keule entrüstet über solch „ungebührliches Modernisieren des antiken Roms“ vor sich auf den Boden stampfte.

Immer lebendiger wurde es nun auf dem Platze: Wagen auf Wagen kamen herangefahren, oft überfüllt mit buntgeputzten Mädchen und Frauen nebst den zugehörigen Burschen und Ehemännern. Ein Wagen fesselte besonders Ludwig Richters Aufmerksamkeit, der als Künstler für jedwede Schönheit doch ein offenes Auge behalten mußte! In ihm saßen vier „wunderhübsche“ Mädchen aus dem Stadtteile Trastevere, welcher sich südlich von der Peterskirche am rechten Tiberufer hinzieht und dessen Bevölkerung als räuberisches Gesindel weithin berüchtigt und gefürchtet ist. Doch diese vier Trasteverinnen waren ungemein lieblich anzuschauen: ganz gleich gekleidet wie vier Schwestern, in weißem Rock und rosa Sametjäckchen, mit blauen Schuhen, deren große silberne Schnallen hell leuchteten,

---

*) Dieser 160 Fuß hohe sogenannte „Scherbenberg“ soll lediglich durch die Anhäufung alter Scherben aus der Riesenstadt sich gebildet haben.

auf dem Kopfe den schwarzen Filzhut mit Federn und Blumenkränzen geschmückt.

Mit südlicher lauter Lebhaftigkeit freuten sich alle hier ihres Lebens: das helle Lachen der fröhlichen Mädchen, das Zurufen, Singen und Deklamieren der Männer, das Klingen der Mandoline*) mit dem Pauken und Rasseln der Schellenbecken (Tambourin), welche den schnellen lebhaften Tanz (Saltarello) begleiteten, alles trug dazu bei, die Lustbarkeit zu erhöhen. Aber trotz Wein und Tanz, trotz des ungezwungensten Verkehrs der Burschen und Mädchen untereinander war von Roheit oder Unfeinheit nicht die mindeste Spur. „Gemeinheit wie Ziererei liegen dem Römer gleich fern.“

Die deutschen Künstler saßen bei trefflichem Frascati-Weine am Eingange eines Kellers und schauten dem fröhlichen Treiben zu. Doch Ludwig Richter wurde auch inmitten dieser ihn umgebenden Lust vom Wunsche ergriffen, allein zu sein. So stieg er denn allein hinauf auf den „Scherbenberg,“ auf welchem ein einfaches Holzkreuz steht, und sah zwischen den dunklen Wipfeln der Ulmen hinab auf das bunte Gewimmel da unten, das sich also seines Daseins freute, während nicht weit davon aus der alten Stadtmauer die Pyramide des Cestius herüberwinkte**) und daran mahnte, daß an ihrem Fuße soeben wieder zwei deutsche Kunstgenossen die letzte Ruhestätte gefunden hatten. Nicht weit von den weißen Kirchhofsmauern weidete ein einsamer Knabe einige Schafe und aus der Ferne grüßten in der klaren Herbstluft die schönen Sabinerberge herüber.

Gern hätte er das stimmungsvolle Bild skizziert; allein

---

*) Ein der Guitarre ähnliches Musikinstrument mit vier Doppelsaiten, in Quinten gestimmt.

**) Durch das St. Paulsthor (früher porta Ostiensis) gelangt man zu der damals grade (1823) abgebrannten, aber 1854 wieder eingeweihten herrlichen St. Paulskirche, welche etwa eine halbe Stunde vor der Stadt an derjenigen Stelle erbaut ist, an welcher der Apostel Paulus enthauptet worden sein soll. Westlich von dem genannten Thore liegt in der alten Stadtmauer die vierseitige, 125 Fuß hohe Grabpyramide des Cajus Cestius aus der Zeit des Kaiser Augustus, und bei ihr innerhalb der Mauer liegt der kleine Gottesacker für die Evangelischen in Rom.

es fehlte ihm der Zeichenapparat und die Freunde holten den Einsamen bald wieder in ihre Mitte und nahmen ihn mit zur „eisernen Krone," der nunmehrigen deutschen Künstlerkneipe, wo mit fröhlichem Geplauder und munteren Scherzen der übrige Teil des Abends verlebt wurde.

Noch ein andres heiteres Ereignis jener Tage trug dazu bei, Ludwig Richter von seinen „Träumereien" etwas abzulenken und ihn in Verbindung mit dem lustigen Kreise seiner Studiengenossen zu erhalten.

Der Maler Flor hatte im Anfang des Sommers Rom verlassen, um nach seiner Vaterstadt Hamburg heimzukehren. Da er wegen seiner geselligen Talente allgemein beliebt war und es verstanden hatte, die Schar der Künstler oft zu kleinen Festen zu vereinigen, welche sich für alle Teilnehmer höchst ergötzlich gestalteten, so fühlten sich viele ihm dankbar verpflichtet. Man hatte ihm deshalb einen feierlichen Abschiedsschmaus gegeben und ihn mit großer Rührung heimwärts entlassen.

Nun hieß es plötzlich zu aller Erstaunen: Flor sei wieder da! Und richtig; als dieser langsam reisend im Herbst bis zum Fuß der Alpen gekommen war, hatte er ein Grauen vor dem Hamburger Winter und ein Heimweh nach dem geliebten Rom verspürt. Kurz entschlossen wandte er wieder um und wanderte mit Sack und Pack südwärts gen Rom.

Als hier in den Künstlerkneipen die Nachricht dieser Wundermär mit Blitzesschnelle sich verbreitete, wurde sofort der Beschluß gefaßt, keiner dürfe ihn als Flor anerkennen, sondern müsse ihm gegenüber fremd thun.

Gesagt, gethan. Der erste von dem Bekanntenkreise, mit welchem Flor zusammentraf, war der Bildhauer Braun. Als Flor erfreut auf ihn zueilte und ihn vertraulich begrüßte, ersuchte ihn jener höflichst um Nennung seines Namens, da er sich durchaus nicht erinnern könne, die Ehre zu haben, mit ihm bekannt zu sein.

Überrascht nannte Flor nun seinen Namen, wurde aber nun von Braun dahin bedeutet, er sähe freilich einem gewissen Flor sehr ähnlich, einem sehr netten und liebenswürdigen, doch höchst unbeständigen Herrn; dieser habe jahrelang in

Rom gelebt, oft mit seiner Abreise gedroht, jedoch dieselbe immer wieder aufgegeben. Nun aber sei er wirklich abgereist und jedenfalls längst in seiner Heimat, wo er des ihm gegebenen brillanten Abschiedschmauses sicherlich dankbar gedenken werde.

So und ähnlich wurde Flor von allen früheren Bekannten abgefertigt; niemand wollte ihn anerkennen, und er irrte nun in Rom incognito umher, bis man beschloß, dem Spaß ein Ende zu machen. Hierzu sollte nach der Cervara, einem alten Steinbruche, über zwei Stunden von Rom in der Campagna gelegen, ein Zug veranstaltet, Flor dort wieder als der „alte echte“ angenommen und der Scherz mit einem fröhlichen Feste zum Abschluß gebracht werden.

So pilgerte denn an einem schönen Sonntagsmorgen (7. November) eine zahlreiche Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten jenem Steinbruche zu, gefolgt von vier mit Proviant und Wein beladenen Eseln nebst den zugehörigen Treibern.

Auf einem von felsigen Hügeln umgebenen Wiesenplane lagerte man sich zunächst zum Frühstück. Unzählige Grotten, von Buschwerk und Epheu malerisch überwachsen, wurden durchstöbert; viele von ihnen hatten menschliche Insassen aufzuweisen, denen man ungern allein begegnet wäre.

Nach dem Frühstück zerstreute sich die Gesellschaft. Dieser wollte zeichnen, jener Lerchen schießen, andere wälzten große Steine zu Sitzen in einem weiten Ring, in dessen Mitte auf einem großen Steinblocke das Faß mit Wein gelagert war. Andere (unter ihnen auch Ludwig Richter) rissen wilden Wein und Epheu zu Kränzen von den Felsen, wobei Richter von einem der Skorpione gestochen wurde, welche zu Hunderten in den feuchten Felsenritzen saßen. Der Stich rief indessen nur eine starke Beule an der Hand hervor, da er in der kalten Jahreszeit nicht viel schlimmer ist als ein Wespenstich. Andere endlich hatten ein gewaltiges Feuer angezündet und beschäftigten sich mit Zubereitung des Mittagsmahles.

In Erwartung des letzteren lagerte sich Richter mit seinem Genossen Thiele („eine feine Natur und ein lieber reiner Mensch, an welchen ich mich gern anschloß,“ sagt Richter von demselben) auf einer der nahen Höhen, wo sie dem Getümmel ein

wenig entrückt waren. Fern von der Stadt her trug die Luft ein summendes Getöne unzähliger Glocken und Glöcklein herüber, an den Tag des Herrn erinnernd. Aus dem Norden, der Richtung der Heimat, grüßte der einsame Berg Soracte, während fernher der blaue Gennaro und die schneebedeckte Lionessa in den zartesten Farben erglänzten; es war so still und feierlich dort oben.

Während Ludwig Richter das kleine Felsenthal skizzierte und Thiele neben ihm im Grase liegend Charaktere aus Goethe's „Wilhelm Meister" schilderte, waren die anderen am großen Feuer unten am Steinring auch nicht müßig gewesen. „Gleich Opfergerüchen ein lieblicher Duft" von gebratenem Fleisch und Würsten stieg hinauf zu den beiden Einsamen und deuchte ihnen lieblich. Eilend stiegen sie hinab und kamen mitten hinein in ein lustiges Treiben. Man ordnete sich eben zu einem feierlichen Umzuge, welchen Flor, im altrömischen Senatorenkostüm auf einem der Esel reitend, anführen sollte. Dann hielt er vom hohen Stein eine scherzhafte Ansprache, in welcher er um seine Anerkennung und Aufnahme im Künstlerkreis bat und ein gutes Regiment versprach. Nun wurde ihm der „Schlüssel Roms" (ein großer Hausschlüssel) und das „Schwert der Gerechtigkeit" (ein derbes Brotmesser) überreicht, und nach vielen drolligen und sehr lebhaften Umhalsungen des wieder angenommenen Freundes zogen alle in den schön geschmückten Steinring; in dem Rasen um das Weinfaß gelagert, schmauste und trank hier ein jeder nach Herzenslust von dem Mitgebrachten.

Unter Jubeln und Scherzen verfloß der Nachmittag. Die Sänger ließen ihre schönsten Lieder erklingen, Brüderschaften wurden getrunken, die lustigsten Scenen drängten sich und steigerten die Heiterkeit, bis viel zu früh die sinkende Sonne zur Rückkehr mahnte.

Etliche „stille Gemüter," welche den Tag über wenig vom Weinfasse fortgekommen waren, mußten auf die Esel gesetzt werden, von denen sie auf dem langen Heimwege oftmals herunterfielen, bis sie endlich daheim in weniger gefährlicher Weise auf ihr Lager sinken konnten.

Flor war nun von allen anerkannt wieder der „echte Flor" und erwiderte das Fest vom Steinbruch schon am nächsten

Sonntag (14. November) durch einen von ihm gegebenen Schmaus auf dem Monte Mario.

Am Vormittag dieses Sonntages besuchte Ludwig Richter mit einigen Freunden die Sixtinische Kapelle des Vatikan, um dort zum ersten Male die großartigen Decken- und Wandgemälde des als Bildhauer, Maler und Baumeister gleich bewunderungswürdigen Michelangelo Buonarotti anzustaunen. Besonders hingenommen war er von der ihn überwältigenden Darstellung des „jüngsten Gerichtes," welche er hier sah. „In meiner Brust leben ewig jene Göttergestalten und die erhabenen Phantasien des großen Geistes" — schreibt er von diesen Stunden.

Und doch, welche wesentlich andern Genüsse sollte ebenderselbe Sonntag dem jungen Künstler am Nachmittag und Abende bringen!

Er speiste zu Mittag mit jenen Freunden in einer niedlichen kleinen Kneipe mit Gärtchen, in welchem Rafael oft von seiner Arbeit ausruhte. Das Essen war delikat, „und ein stupendes Weinchen dazu (schreibt er); ich will den Schmaus nicht vergessen, denn wir waren herzlich lustig. Nach Tische zogen wir auf den Monte Mario. Die anderen waren schon alle beisammen, aßen und tranken tapfer, und wir thaten auch nach Kräften. Es war einer der fröhlichsten Tage, die ich verlebt habe. An dem Ziehbrunnen stand ein Tisch, zwei Fässer Wein darauf und Brot, Wurst, Schinken und gebratene Hühner in Menge. Um dies grüne lustige Plätzchen standen die schönen dunklen Cypressen, durch welche man eine reizende Aussicht nach Rom und dem Latinergebirge hatte, besonders schön machte sich der St. Peter mit dem Vatikan. Doch wir bekümmerten uns wenig um die Aussicht, denn wir waren zu lustig und Scherz und Kurzweil nahmen kein Ende. Hoff, Flor und Stirnbrand sangen lustige Lieder; gegen Abend fingen wir auch an zu walzen und mit einbrechender Nacht wurde bei Fackelschein noch ein wilder Cotillon getanzt und ich mit Stirnbrand tanzten vor. Dann wurde gespielt. Braun las ein recht hübsches Gedicht auf Flor und zuletzt traten wieder die Sänger zusammen und aufs neue erklangen wunderschöne Melodien in die tiefe Sternennacht hinaus. Die Cypressen waren rot von

der Fackelglut erleuchtet und oben funkelten die Sterne blau herein; in der Stadt schimmerten einzelne Lichtchen, alles war so still und feierlich, nur ein dumpfes Rauschen, wie vom Winde, strömte durch die Nacht. Ich lag an einer Cypresse und war recht selig, fühlte ganz das Glück dieser schönen Stunde. Nachts zogen wir herein. Auf der Straße vor dem Engelsthore tanzten ein paar Winzer noch ein Saltarello und ein dritter klimperte auf der Zither dazu. Thiele toll und wild sprang mit dazu und tummelte sich wie ein Bacchant."

So beschloß der Jüngling diesen Sonntag, an dessen Morgen er voll religiöser Entzückung vor dem „jüngsten Gericht" Michelangelo's gestanden, und an dessen Vorabend er in sein Tagebuch den schon früher gegen seine Freunde oft geäußerten Wunsch verzeichnet hatte, in einem Kloster abgesondert von der Welt in einer herrlichen Natur leben zu können, um sich „ganz G o t t und der N a t u r und der K u n st zu weihen."

Es ist kein Wunder, daß die einen seiner Kunstgenossen ihn „kindisch, charakterlos" nannten, andre aber („und zwar die guten," sagt Richter), welche tiefer in sein Leben schauen konnten, ihn für einen „unverdorbenen Menschen mit kindlichem Gemüt" hielten. „Ich habe einen doppelten Geist" — so schreibt er selbst am 13. November, den Abend vor jenem Sonntagsvergnügen auf dem Monte Mario, in sein Tagebuch, nachdem er sich diesen Tag über wieder mit Stilling beschäftigt und sich einiges aus diesem Buche abgeschrieben hatte.

Wie es in ihm gärte, unklar und doch zum Licht hin strebend, zeigen die folgenden Eintragungen vom selben Sonnabende:

„Die Gedanken und Vorsätze, welche meine Seele beschäftigen, sind in der Kürze ungefähr diese: Immer nach a l t e r d e u t s c h e r Weise s t r e n g r e c h t s c h a f f e n zu leben und r e i n z u b l e i b e n im Handel und Wandel; dabei f r o m m, ein Christ, wie er sein soll nach dem Sinne Jesu; denn Religion, Glaube und Liebe allein führen zur Wahrheit und G l ü c k s e l i g k e i t; nicht der äußeren, die kann doch nicht beständig und echt sein; aber zur innern, diese ist S e e l e n f r i e d e. Glaube und Liebe können alles bewirken, können Wunder thun, denn sie sind überirdische Gotteskräfte. Der

Glaube kann Berge versetzen, sagt Christus; ich meine, man kann das fast buchstäblich nehmen. Die Wunder, welche Jesus und die Apostel wirkten, geschahen sie nicht aus der Kraft und Macht des Glaubens? Von einfältigen, aber weisen und frommen Menschen hat man oft schon wunderbare Dinge gesehen und gehört. Bei solchen Menschen ist auch der Glaube fest wie Felsen. Kluge Leute sind zu klug, um recht zu glauben, recht zu lieben; das zeigt ja oft die Erfahrung. Alle Worte Jesu sind unendlich tief, ewig wahr, und enthüllen die menschliche Natur und die Kraft Gottes am herrlichsten; darauf ist festes Bauen, daran trügt keine Silbe; Er ist die ewige Wahrheit selbst; ich habe eine unbändige Sehnsucht, die Bibel zu lesen, kann sie aber nicht sogleich bekommen."

Daß in der Stadt Leos XII., dem Feinde und Verflucher der Bibelgesellschaften, es für den jungen deutschen Katholiken nicht leicht war, eine Bibel zu erlangen, ist erklärlich. Aber war er einmal so weit gegangen, scheute er auch den nächsten folgenschweren Schritt nicht. Schon nach acht Tagen (Sonntag, 21. November) schreibt er voll Freude in sein Tagebuch: „Ich habe Luthers Bibelübersetzung mir angeschafft und las die Bibel zum ersten Male. Ich kann nicht sagen, was sie mir für Wonne gewährte, und welche tiefe, göttliche Wahrheit ich in den Worten Jesu finde."

Die heilige Schrift wurde nun sein Begleiter durch das Leben und das tägliche Brot seiner Seele.

„Ich blieb" — schreibt er Donnerstag, 25. November — „heute abend wieder wie gestern zu Hause und es ist mir recht wohl in dem heimlichen kleinen Stübchen*); ich schreibe, sinne oder lese in dem herrlichen Nibelungenlied oder in der göttlichen Bibel, und das ist mir nützlicher, als das unausstehlich fade Geschwätz oder rohe Getümmel in der Kneipe."

Bei solcher Gemütsstimmung fühlte er sich immer wieder zu Philipp Veit hingezogen. „Welch ein Mann ist das!" schreibt er

*) Am 22. November hatte er seine alte Wohnung bei der Maruccia verlassen und die von Gützlaff bis dahin bewohnte Stube Via Isidoro Nr. 20 gemietet.

„Ein Christ, ein Deutscher, ein Künstler und zwar in der ganzen Fülle des Wortes.“ Allein seine eigne Blödigkeit und eine gewisse reservierte Vornehmheit in dem ganzen Auftreten des trefflichen Mannes, zu dem er als zu einem Ideal aufschaute, ließen es auch jetzt noch nicht zu näheren innerlichen Beziehungen kommen. Leichter war dies bei Koch der Fall, mit welchem er außer Öhme, Reinhold und von Rhoden jetzt am meisten verkehrte.

Die Art der Hausfrau trug hierzu viel bei. Frau Koch war eine einfache, aber ehrenwerte und brave Frau. Wie schön standen ihr die grauen Locken! welche Ordnung und Sauberkeit herrschte im ganzen Haushalte! wie vortrefflich erzog sie ihre Kinder! „Ob Auguste so ist? ich glaube es!“ schreibt er am 3. Dezember.

Hatte Koch kurz zuvor zu Richters großem Ärger diesem im Beisein eines Dritten in seine Landschaft hineingezeichnet und ihm allerlei gute Ratschläge über die Anordnungen des Bildes erteilt, so konnte Richter dem „Alten“ (wie er trotz seiner nur 56 Lebensjahre bereits allgemein genannt wurde) dies in seiner Weise vergelten. Koch malte damals nach der unbedeutenden Aquarelle eines jungen Schweizers die Scheidegg, die er so wenig wie sonst einen Teil der Schweiz je gesehen hatte, und Richter malte ihm dabei, weil er es wünschte, den Vordergrund. „Ich kann die Pflänzle nit male,“ sagte er, „hab eine verdammt plumpe Pfote und hier muß was Leichtes, Zierliches hin.“

So malte denn der junge Dresdener dem alten Tiroler Maler die „Alpenpflänzle,“ und dabei erzählte ihm Koch seine Jugendgeschichte. Er hatte daheim hoch oben im Gebirge die Geisen gehütet und mit der Kohle, die er von seinem Hirtenfeuerchen genommen, große Geschichten und Landschaften, besonders Scenen aus der Offenbarung St. Johannis, an die glatten Felswände gezeichnet. Der Sinn für das Große, Gewaltige und Phantastische hatte schon im Hirtenbüblein gesteckt. Jetzt hatte auch er sich den „Nazarenern“ angeschlossen, die neue Richtung aber in eigentümlicher Weise verarbeitet.

Sein ganzes Leben hindurch hatte er sich schwer plagen und viel entbehren müssen, und auch jetzt noch ging es ihm

höchst kümmerlich. „Ich wäre recht glücklich,“ sagte er einmal im Kreise von Bekannten, „wenn ich nur mehr Verdienst hätte. Mich hätte das Geld nicht schlechter, sondern gewiß besser gemacht, als ich bin. Dann hätte ich früher geheiratet und die Schnurrpfeifereien wären unterblieben.“ — „Ist das wirklich wahr?“ schrie einer der Freunde dazwischen. „Ja, ganz gewiß,“ versetzte der lustige Alte mit der ernsthaftesten Miene.

Er verkaufte damals nur sehr selten ein Bild, und es wäre nimmer gegangen, wenn er nicht eine so überaus anspruchslose und wirtschaftliche Frau gehabt hätte. Und dennoch war es unbegreiflich, wie es ihm möglich wurde, die Kosten seines überaus einfachen Haushaltes zu bestreiten und dabei trotz aller täglichen Sorgen immer bei guter, meist übersprudelnder Laune und frischen fröhlichen Mutes zu bleiben. In seinen engen, dürftigen Verhältnissen war er glücklich und lebte ganz ausschließlich seiner Kunst, der er sich mit unglaublichem Fleiße vom frühen Morgen bis späten Abend widmete.

Durch das Beispiel dieses Mannes wurde Ludwig Richter zu manchen guten Gedanken angeregt. „Ich will künftig immer arm und einfach leben, ich mag müssen oder nicht,“ schreibt er am 13. November; „soviel werde ich durch Malen, Zeichnen und Radieren bei anhaltendem Fleiß und Geschicklichkeit immer verdienen, um leben zu können. In der Natur und meiner Kunst will ich meine höchsten Freuden suchen und werde sie da finden; denn sie stammen von Gott, sind unergründlich reich, ewig wechselnd und doch immer dieselben, treu und wahr, wie alle Werke Gottes.“

Wesentlich anders war der Einfluß des schon öfter erwähnten Herrn von Rhoden aus Kassel, welcher im Sibyllen-Tempelchen von Tivoli es vergeblich versucht hatte, den jungen Landsmann und Kunstgenossen in die süßen Geheimnisse der spanischen Mystik einzuführen. Trotz seines Übertrittes zur römischen Kirche um seiner Verheiratung mit einer Römerin willen war er innerlich nicht konvertiert; er disputierte und philosophierte gern mit Richter auf den vielen gemeinsamen Spaziergängen, war aber meist trübe gestimmt, verzagt und wenig zum Arbeiten aufgelegt.

Er war ein „braver und verständiger Mann,“ aber auch in ihm herrschte noch unausgeglichen ein großer Zwiespalt, freilich mehr auf ethischem und künstlerischem Gebiete. „Er kann (sagt Ludwig Richter von ihm im Tagebuche am 4. Dezember) seine Lebensansichten nicht mit seiner Kunst vereinigen, drum geht letztere unter. Durch diesen Zwiespalt seines Innern ist auch sein Leben tot und trübe und er hat keine innige Lust. Giebt Gott mir rechte Glaubens- und Liebeskraft, so habe ich alles und mein Leben ist schön bei allen Leiden und Trübsalen, die es bringen wird.“

Diese letzten Worte zeigen, wie grade der Umgang mit dem „zwiespältigen“ Herrn von Rhoden ihn auf das Eine hinwies, das ihm not that und ihm bald von einer Seite nahe gebracht werden sollte, von welcher er es am wenigsten erwarten konnte.

Er war in dieser Zeit beim Lesen von Jung Stillings Leben bis zu der Erzählung gekommen, wo Stilling, eine Stelle suchend, die „Vetterstraße“ zieht und bei dieser Gelegenheit von irgend einem Pastor etliche vortreffliche sittliche Grundsätze mit auf den Weg erhält. Doch bei seiner nächsten Einkehr beim Vetter und Pastor Goldmann sagt ihm dieser: „Lieber Vetter, all unser Moralisieren ist nicht einen Pfifferling wert, und ich will Euch eine größere Wahrheit sagen: wenn der Mensch nicht dahin gelangt, daß er Gott mit einer starken Leidenschaft liebt, so hilft ihm alles Moralisieren nichts und er kommt nicht weiter.“

Dieser Ausdruck machte auf Ludwig Richters Herz einen tiefen Eindruck.*) Es ging ihm wie ein Licht die Erkenntnis auf, daß der Gottesglaube nicht ein totes Fürwahrhalten,

*) Für diejenigen, welche Jung Stillings Leben kennen, sei bemerkt, daß Richter als Greis über dies Buch natürlich wesentlich anders urteilte als in seinen Jünglingsjahren. Er schreibt 42 Jahre später (am 1. Januar 1867): „Ich hatte die Absicht, Stillings Jugend- und Wanderjahre zu illustrieren und herauszugeben, finde aber bei genauem Durchlesen bei so großen poetischen Schönheiten viel Verzopftes, bei gesundem Menschenverstand recht viel Phantasterei und Schwärmerei, bei so viel Einfalt des Herzens eine gute Dosis Eitelkeit und Großmannsfieber.“

sondern ein lebensvoll wirkendes Verhältnis sei, und daß aus einem solchen ein sittliches Leben wie von selbst ganz natürlich folgen müsse.

Das Gelesene beschäftigte ihn sehr; aber immer wieder fragte er sich: Kann sich der Mensch denn solche Liebe zu Gott g e b e n? wie kann i ch denn zu solcher Liebe gelangen? —

Die Weihnachtszeit nahte heran. Die Gedanken wandten sich mehr als sonst den Lieben in der fernen Vaterstadt zu, und das Heimweh wurde stärker denn je. Am Christtage war im Café Greco ein großer Stoß Briefe abgelagert worden; allein der bestimmt und sehnlichst erwartete von „Gustchen" war nicht dabei. Der Postenlauf war damals freilich ein langsamer und ungeregelter; ein Brief von Dresden bis Rom brauchte acht bis zwölf Tage. Dazu beförderte stets Richters Vater auch die Briefe von Auguste, und da er selbst kein Freund des Briefschreibens war, blieben sie oft lange bei ihm liegen.

Enttäuscht ging Ludwig Richter auf kurze Zeit zu Öhme, welchen gleiche Gefühle bewegten; dann machte er allein einen Spaziergang, um seinen Gedanken nachhängen zu können. Aber ein kalter Nordwind trieb ihn bald heim. und im Arbeiten suchte er das Heimweh zu überwinden. Als dann am Abende auf den Straßen draußen schon großer Festeslärm war und alle Glocken läuteten, „aß er in der Kneipe sein schmales Abendbrot," mußte indessen noch vor sieben Uhr wieder in sein kleines Stübchen zurück, da zu dieser Zeit am heiligen Abende alle öffentlichen Lokale in Rom geschlossen werden mußten.

Da saß er denn den Christabend über einsam und sehr wehmütig gestimmt, voll Heimweh und ohne den rechten Weihnachtsfrieden. „O hätte ich doch ein kleines Stündchen in Dresden sein können" — schreibt er in sein Tagebuch —, „um unerkannt durch die nächtlichen Gassen zu laufen und die erleuchteten Fenster zu sehen! Dann wäre ich auch zu dem Dohna'ischen Schlage hinausgerannt und hätte dort gelauscht, was wohl der Geliebten beschert wird."

Am ersten Weihnachtsfeiertage war ein heller klarer Tag; es wehte ein frischer kalter Wind und die Berge lagen voll

Schnee. Ludwig Richter blieb den Tag über zu Haus, fleißig arbeitend und dabei seinen sehnsuchtsvollen Gedanken an die Heimat nachhängend. Es war ihm ein süßer Gedanke, mit jedem Pinselstrich der Vollendung des Bildes und damit auch dem Tage der Abreise, der Rückkehr nach dem teuren Vaterlande näher zu kommen, in welchem er die schönen Feste unter lieben Freunden oder an der Seite der Geliebten freudvoll begehen könnte. „O die schönen süßen Zeiten! Nein, so hohe Reize auch das hiesige Leben haben mag, es hat nichts für den Verlust unserer alten herrlichen heiligen Gebräuche zu bieten. Und überhaupt schon die Entbehrung deutscher Sitten und Gebräuche muß den Deutschen kalt und endlich schlecht machen; ich fühle recht, wie alle fremden Sitten schädlich wirken. Jedes Volk muß Sitte, Gebrauch und Gesetz aus sich selbst entstehen lassen, es wird immer das Passendste und Beste sein.“

So saß er philosophierend und moralisierend noch in der Dämmerung vor seinem Bilde, nachdem er längst den Pinsel aus der Hand gelegt hatte, labte sich in schönen Erinnerungen selig verlebter Zeiten, schwärmte in Zukunftsträumen, sang und pfiff allerhand durcheinander, wie es die sehnsüchtige Stimmung gab, und schürte dabei die Glut in dem Kohlenbehälter, welcher vor ihm auf dem Stuhle stand. Der kalte Abendhimmel mit seinem Sternengefunkel schien so hehr und feierlich zum kleinen Fenster hinein und dem jungen einsamen Maler wurde so unbeschreiblich wohl und warm ums Herz. „Mich durchströmte“ (schreibt er von dieser Weihestunde seines Lebens) „plötzlich eine seltsame, aber recht glückliche friedensvolle Empfindung. Es war, als wenn ein Engel durch's Stübchen gegangen wäre und einen Hauch seiner Seligkeit darin zurückgelassen hätte. Mir kam plötzlich mein Leben wie in einem großen freundlichen Zuge vor die Augen und ich glaubte die unsichtbare Hand zu erkennen, die mich bisher so freundlich geleitet, die mich über all mein Erwarten mit Gütern erfüllt hatte, die mir eine Verheißung für die Zukunft waren. Zum ersten Male vielleicht seit Jahren konnte ich dankbar und innig freudig die Hände falten im Gebet, konnte beten so

recht wahrhaft aus innerstem Antrieb, wie ich es vorher nie gekonnt."

Am zweiten Weihnachtsfeiertage hörte er, daß Öhme plötzlich erkrankt sei, und da dessen Wirtsleute sich nicht genug um ihn kümmerten, ging Richter täglich mehrere Male hin, nach dem kranken Freunde zu sehen. Bei diesem traf er außer mit dem Landschaftsmaler Thomas und dem Kupferstecher Hoff aus Frankfurt am Main auch mit dem Maler Ludwig von Maydell zusammen.

Mit letzterem war Ludwig Richter bis dahin in keine näheren Beziehungen gekommen, obwohl er sich grade von seiner Persönlichkeit sehr angezogen gefühlt hatte. Eine vielseitige Bildung, reiche Lebenserfahrung und bedeutendes Talent, verbunden mit ebenso schlichtem als männlichem Wesen machten ihn allgemein beliebt, obwohl er nur mit sehr wenigen aus dem Künstlerkreise (z. B. mit dem späteren Baurat und Professor Stier in Berlin) in mehr freundschaftlichem Verkehre stand. Seine äußere Erscheinung hatte etwas halb studentisches, halb militärisches; seine kräftige Gestalt mit dem geistvollen scharfgeschnittenen Gesicht, den blauen Augen und dem straffen blonden Haare deuteten auf seine nordische Abkunft; seine Familie stammte ursprünglich aus Schweden, doch war er aus Dorpat gebürtig. Er hatte als Ingenieur-Offizier im russischen Heere gedient und als solcher den Feldzug nach Frankreich gegen Napoleon I. mitgemacht, hatte aber erst etwa zwei Jahre vor der Zeit, als Ludwig Richter nach Rom kam, seiner alten Neigung zur Kunst ganz folgen und ihr zuliebe die militärische Laufbahn aufgeben können. Nun verfolgte er mit eisernem Fleiße seine Studien. Da er seine Zeit auskaufen und seine Geldmittel zusammen halten mußte, sah man ihn nur sehr selten bei den abendlichen Zusammenkünften und fast nur des Mittags bei Tische. Bis spät in die Nacht arbeitete er unermüdlich, was nur eine so feste Gesundheit, wie die seinige, auf die Dauer ohne Schaden aushalten konnte.

Hingegen zur Erfüllung christlicher Liebespflichten hatte er Zeit übrig, und so wechselte er sich mit Ludwig Richter in den Nachtwachen ab, welche die Krankheit Öhmes not-

wendig machte. Am Sylvesterabende, welchen die Künstler durch ein Fest zu feiern beschlossen hatten, war die Reihe des Nachtwachens an Richter. Als derselbe zu diesem Zweck im Stübchen des Kranken sich einstellte, fand er noch Herrn von Maydell dort vor; da fühlte Öhme sich so bedeutend besser, daß er die Nachtwache als unnötig bestimmt ablehnte.

Richter bestand gleichwohl darauf, wenigstens bis zehn Uhr bei ihm zu bleiben, und nun schlug von Maydell vor, falls Richter dann nicht etwa vorzöge, noch das Künstlerfest zu besuchen, solle er den Anbruch des neuen Jahres in seiner Wohnung abwarten, wo er Hoff und Thomas ebenfalls treffen und einen guten Thee vorfinden würde. Dann verabschiedete er sich, nachdem er noch das Haus, in welchem er wohnte (das Eckhaus von der Via Porta Pinciana zum Kapuzinergäßchen hinein), genau beschrieben hatte.

Als Öhme gegen zehn Uhr eingeschlummert war, entfernte sich Richter leise und suchte in dem ihm bezeichneten Gäßchen nach Herrn von Maydell's Wohnung. Bald stand er vor einem schmalen baufälligen Hause, dem einzigen, in welchem hoch oben noch Licht zu sehen war; denn im ganzen Gäßchen war es sonst schon still und dunkel, und die Bewohner desselben schienen im tiefsten Schlafe zu liegen. Im Hause selbst herrschte die undurchdringlichste Finsternis, und vorsichtig mit Händen und Füßen vorwärts tappend kam er die drei Treppen hinauf, konnte aber trotz allen Umhertastens dort oben keine Stubenthüre finden. Er mußte deshalb annehmen, daß er irre gegangen sei, und trat enttäuscht den ebenso beschwerlichen Rückweg an.

Nachdem er glücklich wieder unten angelangt war, stand er in dem stillen dunklen Gäßchen und überlegte, was zu thun sei. All sein Rufen und Klatschen wurde oben nicht gehört und er empfand wenig Neigung, nochmals in die Finsternis hineinzutauchen und den gefährlichen Aufstieg auf den alten steilen Treppen dieses baufälligen Hauses zu wagen. So lenkte er denn langsam die Schritte der nächsten Straße zu, in welcher die deutschen Künstler ihr Fest feierten, und hörte bald ihren fröhlichen Gesang und das Jubilieren aus den Fenstern des hell erleuchteten Festsaales.

Wieder blieb er stehen und sah zurück. Die beiden Fenster unter dem Dache winkten so bescheiden und traulich von ihrer Höhe, als wollten sie an sein gegebenes Wort den Jüngling erinnern, der ohne es zu ahnen in dieser Stunde an dem bedeutungsvollen Scheidepunkte seines Lebens stand: links leicht erreichbar die laute Lust der frohen weltlichen Genossen, rechts die drei ernsten, doch wie es schien, fast unerreichbaren Freunde.

Es war ein starker Zug, der ihn zurückzog zu den drei lieben Männern, welche in den letzten Tagen am Krankenbette des Freundes seinem Herzen so nahe getreten waren, und die nun dort oben saßen und zu ihm das Vertrauen hatten, daß er zu ihnen kommen werde. So machte er denn entschlossen kehrt, wagte noch einmal den bedenklichen Versuch zu unternehmen.

Und diesmal war er glücklicher. Er hatte beim ersten Hinaufgehen nur einen Winkel verfehlt, von welchem aus man auf eine Holzgalerie gelangte, welche an der Rückseite des Hauses hinlief und von dieser zu Herrn von Maydell's Thür führte. Als er auf sie hinaustrat, bemerkte er diesen sofort durch das Küchenfenster, und sah, wie derselbe den versprochenen Thee bereitete. Erfreut über sein Kommen und lachend über seine Irrfahrt führte er ihn zu den beiden anderen in die Stube.

Da saßen diese vier nun bald im traulichen Gespräch, rauchend und Thee trinkend, von Maydell's neuere Kompositionen betrachtend und kritisierend, unter welchen sich auch mehrere biblische Gegenstände befanden, welche in einem ernsten großen Stil gehalten waren.

Hierauf wurde von Maydell gebeten, aus Meyer's „Blättern für höhere Wahrheit," welche er der Künstlerbibliothek entlehnt hatte, einen kurzen Aufsatz über den achten Psalm vorzulesen.

Es war in demselben die Vermutung ausgesprochen, daß dieser Psalm wohl ein Nachtgesang sein möge, welchen David, seine Herde bewachend, beim Anblick des Sternenhimmels gedichtet habe:

„Schaue ich Deine Himmel,
Deiner Finger Werk,

Mond und Sterne,
  Welche Du hingestellt —
Was ist ein Sterblicher,
  Daß Du sein gedenkst,
Und ein Menschenkind
  Daß Du auf ihn siehst." *)

Was im einzelnen dazu gesprochen wurde, ist Richters Gedächtnis später entschwunden. Es war der Gesamteindruck, welchen er hier gewann, die für ihn überwältigende Erkenntnis, daß diese Männer in ihrem Glauben an Gott und Christum als Heiland der Welt den Mittelpunkt ihres Lebens gefunden hatten und von hier aus alle Dinge ansahen und beurteilten.

Still und im Innersten bewegt hörte er den Reden der Freunde zu, die er nun also nennen durfte. Der Keim war herausgelockt, der so lange Jahre wie in winterlichem Erdboden in seinem Herzen geschlummert hatte. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden" — so war ihm schon einmal zu Mute gewesen, als Papa Arnold ihm die Mittel zur Romreise versprach. In viel anderem, höherem Sinne wiederholte sich an diesem Abende dasselbe Gefühl: er war erlöst von Banden, welche ihn noch schwerer drückten und fesselten als die heimischen ärmlichen Verhältnisse, welche bis dahin die Entfaltung seiner künstlerischen Kraft gehemmt hatten.

Das Geläut aller Glocken der ewigen Stadt verkündete das Scheiden des alten, den Anbruch eines neuen Gnadenjahres. Thomas erhob sich und forderte die anderen auf anzustimmen: „Nun danket alle Gott."

Mit vollem bewegten freudigen Herzen stimmte auch Ludwig Richter ein.

Die Erkrankung Öhme's war der äußere Anlaß gewesen, welcher diese vier Männer zusammengeführt hatte. Eine gemeinsame Geistesrichtung, welche aus dem tiefsten Bedürfnis christlich gerichteter Herzen kam, war in jenen Abendstunden

---

*) Wir geben die Stelle hier genauer nach der hebräischen Urschrift.

hervorgebrochen und hat sie alle von dieser Stunde an in inniger Liebe verbunden erhalten bis an das Ende ihrer Lebenstage. Und als die anderen zum Frieden heimgegangen waren und auch der jüngste von ihnen, Ludwig Richter, an der Pforte der Ewigkeit stand, dachte dieser noch mit Dank zurück an diese Stunden, und segnete auch als Greis diesen für ihn so hochbedeutsamen Sylvesterabend.

Siebentes Kapitel.

Der erste Strahl, den die Sonne am Neujahrsmorgen 1825 in das kleine Stübchen der Via Isidoro sandte, und das helle Glöckchen des heiligen Isidorus, dessen Kirchlein über die Gärten herüber schaute, weckten Ludwig Richter aus tiefem gesunden Schlafe.

Er erwachte plötzlich mit dem Gefühle eines so unaussprechlichen Glückes, das ihm geworden, „daß er sich wie neugeboren fühlte und die ganze Welt hätte mögen an sein Herz drücken." Wie ein Blitz durchdrang ihn das Bewußtsein: „Ich habe Gott, ich habe meinen Heiland gefunden; nun ist alles gut, nun ist mir ewig wohl." Bisher hatte er gelitten unter Anwandlungen von Schwermut und hatte auch bei dem lustigen Treiben der Genossen einen peinlichen Druck in seinem Innern, das Gefühl von Einsamkeit und Ausgeschlossenheit nicht überwinden können. „Das Herz war mir leer" — schreibt er im Jahre 1869 über diese Zeit —, „mir fehlte alles, oder ein etwas, was ich nicht zu nennen wußte, ein Herz, eine Brust, an die ich mich für Zeit und Ewigkeit getrost legen konnte, wo ich geborgen und getröstet war für immer. Das Gefühl eignen Unvermögens wuchs mit der Sehnsucht nach Hülfe, die mir aber auf keine Weise denkbar war, weshalb ich tief und tiefer einen höchst peinlichen Zustand in Rom verlebte. Da, in dem Eckhause von der Via Porta Pinciana in das Kapuzinergäßchen hinein, wo mein alter lieber Maydell wohnte, dort ward mir in der Neujahrsnacht 1824—25 was mir fehlte, und nie werde ich den folgenden Morgen vergessen, wo ich alles und überschwenglich mehr gefunden, als ich je gehofft hatte. Die Nacht war vergangen, der Tag herbeigekommen. Der ganz Arme, Verlassene, einer ewigen höheren Liebe Be-

dürftige hatte einen immer nahen Freund gefunden, zu dessen Füßen, an dessen Brust er mit demütigster Freude geborgen, Freud und Leid getrost erwarten konnte. Die Welt war neu, denn das Herz war neu, war ein anderes geworden! — Was können aber Worte sagen von solchen Dingen! Wer ähnliches erfahren hat, der glaubt es."

„Hatte ich es früher in den besten Monaten" — schreibt er noch am Abend seines Lebens beim Rückblick auf sein Leben in Rom — „doch nur bis zur Ahnung eines höchsten Wesens bringen können und in Stunden der Begeisterung zu dem gehobenen Gefühle: „überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen," so war es jetzt geschehen, daß nicht nur fern über den Sternen, sondern im eignen Herzen und Gewissen die Stimme des Vaters zu mir gesprochen hatte: „Ich bin der Herr, Dein Gott! wandle vor mir und sei fromm," und die Stimme des Menschensohnes: „Wer mich siehet, der siehet den Vater! komm und folge mir nach!" Wie anders als jene Ahnung war nun die zuversichtliche Glaubensgewißheit, die nicht nur in einzelnen Momenten sich kundgiebt, sondern als ein lebendiger Born, aus dem ewigen Leben und in dasselbige quellend, die Seele gesund erhält und alle Morgen neu ist."

In solcher Weise reflektierte nicht nur der Greis in späten Jahren, sondern so empfand auch der Jüngling in jenen Tagen. Am Neujahrstage 1825 schrieb er in sein Tagebuch: „Mit Gott habe ich nun den ersten Tag begonnen. Der Allmächtige möge mich leiten nach seiner Weisheit; denn was kann und ist der Mensch ohne ihn! Mir ist um Mitternacht ein neu Gestirn aufgegangen; es leuchtet und wärmt zum Leben und ich fange nun erst an zu leben, nämlich im Glauben und in der Wahrheit. Heiliger Gott, gieb mir Kraft, daß ich das Ziel erlange. — Ich habe noch kein Jahr mit diesem Ernst angefangen; es soll auch kräftiger fortgesetzt werden; mit unablässigem Fleiß will ich nach der Wahrheit streben, ernst, gediegen, kräftig."

Gegen Mittag ging Ludwig Richter zu Öhme, welchen er bedeutend besser und bereits aus dem Bette fand. Er berichtete ihm seine Nachtfahrt zu von Maydell's Wohnung und erzählte ihm von dem, was er im Kreise der drei Freunde

gefunden hatte. Es war zwischen ihnen verabredet worden, jeden Sonnabend in gleicher Weise zusammen zu kommen, und Öhme war sehr froh, daß seine fortschreitende Genesung ihm erlaubte, schon an dem nächsten Beisammensein sich beteiligen zu können. Auch in ihm war seit geraumer Zeit ein Verlangen nach etwas Höherem, Bleibendem erwacht und er trug ein großes Verlangen, durch Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses größere Klarheit und Bestimmtheit für sein inneres Leben zu gewinnen.

Diese Sonnabendabend-Versammlungen waren nun bald in regelmäßigem Gang und wurden den Teilnehmern so lieb, daß sich alle die ganze Woche darauf freuten und keiner sich je vom Besuch derselben abhalten ließ. Heitere und ernste Gespräche über Kunst und Litteratur wie über Gegenstände des christlichen Glaubens wechselten mit einander und vermochten so zu fesseln, daß die kleine Gesellschaft nie vor Mitternacht aus einander ging.

„Mein einziges Buch ist jetzt die Bibel und ich glaube, sie zu verstehen. Seitdem mir *die heilige Schrift und feuriges Beten* den Glauben erweckt haben, bin ich recht glücklich. Ich lebe jetzt erst, da ich nun den festen, einzig wahren Weg des Lebens gefunden habe.“ So schreibt er am 5. Januar, klagt aber daneben, daß das anhaltende Arbeiten und Studieren ihm zuletzt keine Lust zum Schreiben mehr lasse.

In Rom war ein unfreundlicher Winter eingekehrt; Schnee und Regen fielen vom finstern Himmel, und das Wetter verfehlte nicht, Körper und Geist niederzudrücken. Wohl vertrieb Ludwig Richter sich die Zeit, da es zum Malen daheim zu dunkel und zum Zeichnen im Freien zu windig und naßkalt war, durch andere gute Lektüre neben der heiligen Schrift. So erfreuten ihn in diesen Tagen sehr die alten deutschen Lieder in dem (1806 durch Clemens Brentano und von Arnim herausgegebenen) „Wunderhorn.“ Doch klagt er daneben am 9. Januar: „*Oft bin ich sehr unwohl und kann fast nichts mehr essen.*“

Da der Nachmittag des 10. Januar endlich klares und helles Wetter brachte, wurde dasselbe deshalb sogleich von ihm zu einem weiteren Spaziergang mit Wagner zusammen

hinaus in die Campagna benutzt. Dort genossen beide einen unbeschreiblich schönen Abend. Die Gebirge lagen bis tief in die Ebene hinab voll glänzenden Schnees, die sonst so braunen öden Felsenberge waren wie mit Zuckerguß weiß gesäumt, und als die Sonne unterging, überzog sich alles mit wunderzarter rosiger Färbung. Die Schatten leuchteten grün wie Türkis auf den Schneefeldern und der Himmel über jenen Bergen erschien in der wasserhellen Reinheit und Durchsichtigkeit eines glänzenden blauen Edelsteins. „Wer mag das malen?!“ rief Richter voll Entzücken aus. Ihm kehrte beim Anblicke solcher Naturschönheit immer wieder die Frische des Geistes und der alte freudige Schaffenstrieb zurück.

Am 12. Januar, als Öhme wieder völlig genesen war, wanderte er mit ihm eines Nachmittags nach der Villa Massimi, in welcher Schnorr von Carolsfeld damals an seinen Bildern zu den Heldenliedern des Lodovico Ariosto malte.

Den jüngeren deutschen Malern gewährte es damals einen Hochgenuß, von Zeit zu Zeit nach der Casa Bartoldi*) oder nach der Villa Massimi zu gehen, um in diesen „Frühlingsgärten der neueren deutschen Kunst“ die begonnenen Arbeiten zu studieren und zu bewundern. Zu dem Hause des preußischen Diplomaten lockte die Darstellung der Geschichte Josephs, von dem damals schon (seit 1820) als Direktor der Akademie nach Düsseldorf berufenen Peter Cornelius begonnen, von Philipp Veit und dem (1814 in Rom zur römisch-katholischen Kirche übergetretenen) Johann Friedrich Overbeck fortgesetzt. In der Villa Massimi waren es die Bilder zu den drei großen Dichtern Italiens, Dante, Ariosto und Tasso, an welchen damals Schnorr von Carolsfeld mit Veit und Overbeck zusammen arbeitete.

---

*) Der durch seine Mitarbeit an dem Werke des Kanzlers von Hardenberg zur Wiedergeburt Preußens und als Verfasser des Landsturmedikts vom 21. April 1813 in Preußen wohlbekannte Diplomat Jakob Salomo Bartholdy (jüdischer Herkunft, im Jahre 1805 zum Christentum übergetreten) wirkte seit 1815 als preußischer Generalkonsul in Rom. Dort erbaute er das nach ihm genannte Haus (Casa Bartoldi), welches im Jahre 1888 niedergerissen worden ist. Er starb in Rom am 27. Juli 1825; seine wertvollen Kunstsammlungen befinden sich jetzt im Museum zu Berlin.

Richter und Öhme trafen bei diesem ihrem Besuche Schnorr von Carolsfeld noch auf dem Gerüste, fleißig bei seiner Arbeit beschäftigt. Er malte soeben in einem der Zwickelbilder an der Decke den Krieger, welcher sich bei der Erstürmung von Biserta*) auf die Mauerzinne schwingt. Die Sicherheit seiner Pinselführung erregte allgemeine Bewunderung und die Leichtigkeit seines Schaffens erhielt ihm selbst die nötige Frische und Fröhlichkeit bei der Arbeit.

So hatte er in nur zehn Tagen das vorhergehende, noch nicht ganz aufgetrocknete Bild fertig gestellt, das durch die Lebendigkeit in der Gruppierung der zahlreichen Figuren auf Richter großen Eindruck machte. Es stellte den Rinaldo dar, welcher am Abend mit seinen Reitern über das Blachfeld stürmend, die geschlagenen Heiden vor sich hertreibt. Der mit Wolkenstreifen zart bedeckte Abendhimmel und die dunkel von ihm sich abhebenden ritterlichen Gestalten standen noch ein halb Jahrhundert später, als er seine Lebenserinnerungen schrieb, lebendig vor Ludwig Richter's Augen.

Vor allem aber war es die Anmut und Lieblichkeit der weiblichen Gestalten in den Schnorr'schen Bildern, welche den jungen Maler fesselten und die Bewunderung aller waren, welche sie sahen.

Da Schnorr von Carolsfeld mit seinem Arbeitspensum bald fertig war, bat er die beiden Landsleute, noch etwas zu verweilen und ihn dann nach Hause zu begleiten. So hatten dieselben Zeit, auch die beiden anderen Säle in Ruhe zu betrachten.

Im Dante-Saal war erst die Decke fertig, das Paradies, von Philipp Veit gemalt. Mit Entzücken betrachtete Richter die „himmlischen Figuren in demselben, und besonders ergreifend erschien ihm der Ausdruck im Antlitz der Beatrice, der vor Dante als Führerin schwebenden schönen Gestalt. Es lag in demselben etwas, das vielleicht durch die Harmonie der Töne, aber nicht durch Worte ausgedrückt zu werden vermag, und Richter gedachte noch in späten Jahren

---

*) Stadt in Tunis mit (jetzt versandetem) Hafen am mittelländischen Meere.

dieses „himmlisch aufleuchtenden Blickes,“ wenn er die Stelle in Dante's Paradies (Gesang 23) las, in welcher Beatrice zum Dichter spricht:

„Öffne die Augen und sieh mich, wie ich bin;
Du hast geschaut Dinge, daß Du stark geworden bist
Zu ertragen mein Lächeln.“

Im Tasso-Zimmer befand sich Richter's Lieblingsbild, die Taufe Clorindens. Am Waldrand ausgestreckt liegt die Sterbende; der Helm ist abgenommen, und das lange blonde Haar umwallt ihr schönes, jetzt todbleiches Gesicht. Vor ihr kniet in schwarzem Eisenpanzer Fürst Tancred, die geliebte Freundin aus seinem Helme mit dem Wasser der heiligen Taufe benetzend. Bei aller Einfachheit hatte diese Gruppe etwas ernst Feierliches tief Rührendes:

„Als nun der Taufe heil'ge Sprüch erklangen,
Sah sie von Lust verwandelt himmelwärts
Wie neubelebt, als spräche sie zufrieden:
Der Himmel öffnet sich, ich geh' in Frieden.
Das schöne Blaß im weißen Angesichte
Gleicht Veilchen, unter Lilien ausgestreut;
Und wie ihr Blick hängt an des Himmels Lichte,
Blickt er auf sie herab voll Huld und Leid.
Zum Pfand, daß sie auf jeden Groll verzichte,
Hebt sie die nackte kalte Hand und beut
Sie statt der Wort' ihm dar. So geht zum Hafen
Der Ruh' die Heldin ein und scheint zu schlafen.“

Inzwischen hatte Schnorr von Carolsfeld sein Pensum beendet, legte Pinsel und Palette beiseite und ging nun in lebhaftem Geplauder mit den beiden Kunstgenossen den weiten Weg bis zum Kapitol. Herr von Bunsen hatte ihm im oberen Stockwerke des der preußischen Gesandtschaft gehörigen Palazzo Caffarelli ein großes Zimmer eingeräumt, von dem aus man die herrlichste Aussicht genoß, welche Rom bieten konnte. Man übersah das ganze Campo Vaccino mit dem Kolosseum bis zum Lateran und den aus der Ferne blau herüberleuchtenden Sabinerbergen.

Außer einem „unendlich schön“ gemalten Bilde Schnorr's: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ fühlten Öhme und Richter sich besonders von zwei seiner Zeichnungen gefesselt.

Für Schnorr von Carolsfeld war vom damaligen Kronprinzen von Baiern die Aussicht eröffnet worden, im neuerbauten Residenzschlosse zu München einige Säle mit Bildern aus der Odyssee zu schmücken und hierzu hatte jener versuchsweise zwei Bilder komponiert: Odysseus und Nausikaa. Das erste Bild stellte die Scene dar, wie die erschrockenen Mädchen am Meeresstrande vor dem fremden Manne fliehen; das zweite, wie die freundliche Königstochter, vom Wagen die Maultiere lenkend, mit ihren Jungfrauen heimkehrt und Odysseus auf ihr Geheiß ihr in einiger Entfernung folgt. Der Weg führte durch ein Wäldchen zur Königsburg, und die anmutige Scene, von heiterem naiven Charakter, welche durch den ehrerbietig folgenden Fremdling ein spannendes Interesse erhält, erfüllte die das Bild betrachtenden Freunde mit hohem Entzücken.

Doch der Palast Caffarelli sollte dem jungen deutschen Maler bald noch Höheres und Besseres bieten.

Am 16. Januar vormittags hatte er zum ersten Male die evangelische Kapelle im preußischen Gesandtschaftspalast besucht, in welcher der hochbegabte damalige Gesandschaftsprediger Richard Rothe*) eine „überaus herrliche“ Predigt über Römer 12, 7—16 („hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben gemäß“) vor der kleinen Gemeinde hielt. Unter die „Weissager“ rechnete Prediger Rothe auch die Künstler, deren Beruf es sei, mit dem Geist und für den Geist zu streiten gegen das Fleisch. Aber ihre Kunst müsse sich auf den Glauben gründen, denn dieser sei das Höchste, für das man gern und leicht mit allen Kräften kämpfen möge, und es sei wahrlich

*) Richard Rothe, einer der edelsten und geistvollsten Theologen dieses Jahrhunderts, welchem es vergönnt wurde, der erste Führer zum Verständnis der heil. Schrift für den Wahrheit suchenden jungen katholischen Maler zu werden, war am 28. Januar 1799 zu Posen geboren und im Jahre 1823 durch Herrn von Bunsens Empfehlung Prediger der preußischen Gesandtschaft in Rom geworden. Im Jahre 1828 wurde er Professor am Predigerseminar in Wittenberg, 1832 zweiter Direktor desselben, 1837 ordentlicher Professor der Theologie und Direktor des Predigerseminars in Heidelberg, 1849 Professor der Theologie in Bonn, seit 1854 Professor und Geheimer Kirchenrat wieder in Heidelberg, woselbst der Tod am 20. August 1867 dies reichgesegnete, in mannigfacher häuslicher Trübsal geläuterte und bewährte Leben endete.

auch der höchste Zweck der Kunst, geistige Streiterin Gottes zu sein, Kämpferin für die höchste Sache der Menschheit, für den Glauben und den Geist.

Als Ludwig Richter mit von Maydell und Schnorr von Carolsfeld nach dem Gottesdienste die Kapelle verließ, traf er am Kapitol mit Prediger Rothe zusammen und wurde ihm von den Freunden vorgestellt. Rothe lud ihn ein, wenn er Interesse dafür habe, an den kirchengeschichtlichen Vorträgen*) teil zu nehmen, welche er an jedem Dienstag abend in seiner Wohnung hielt. Da die anderen Freunde dieselben ebenfalls besuchten und Richter sich herzlich freute, einen neuen Vereinigungspunkt und ein neues Band zu finden, das den kleinen Kreis immer fester und inniger zusammenschloß, so versäumte er natürlich nicht, vom nächsten Dienstag an Rothe's Vorlesungen zu besuchen und auch Öhme dazu aufzufordern und mitzunehmen.

Vermochte er zwar durch Schuld seiner mangelnden Vorbildung auf diesem Gebiete den geistvollen Vorträgen Rothe's nicht immer zu folgen, so wurde er reichlich dafür entschädigt durch die freie Unterhaltung, welche die mit Rothe näher befreundeten Künstler nach Beendigung des Vortrags um den Theetisch vereint erhielt, wobei Rothe mitunter vorlas, z. B. aus den Richter noch völlig unbekannten Schriften Hamann's. Ludwig Richter empfand es als ein großes Glück, bald zu diesem „engeren Kreise" sich rechnen zu dürfen. Denn hier waltete die jugendliche freundliche Hausfrau und bot den Gästen den Frieden einer einfachen deutschen Häuslichkeit, welche den des Wirtshauslebens müden Jüngling überaus wohlthuend berührte.

Richard Rothe hatte im Januar grade sein sechsundzwanzigstes Lebensjahr vollendet. „Schlicht, anspruchslos in seiner Erscheinung" — sagt Ludwig Richter von ihm —, „atmete sein ganzes Wesen eine Liebe und Demut, eine Wahrhaftigkeit und Treue, die von ihrem lauteren Ursprunge damit

*) Diese Vorlesungen bilden die Grundlage von Rothe's Werken: „Die Anfänge der christlichen Kirche" (1837) und „Vorlesungen über Kirchengeschichte" (2 Bd., herausgegeben von Prof. Dr. Weingarten 1875 und 1876).

zeugten, daß sie fern von jedem äußeren Schein und frei von aller Manier waren. Erkannten wie die Tiefe und den Gehalt seines reichen Geistes in seinen Predigten, so gewann er die Herzen je länger je mehr durch sein einfaches, herzliches Wesen. Kurz, alles in ihm war die Frucht seines mit Gott in Christo verborgenen Lebens."

Trotz des weiten Weges von seiner Wohnung bis zum Kapitol und ungeachtet des ihm darüber offen kundgegebenen Unwillens seitens mancher seiner römisch-katholischen Glaubensgenossen versäumte Ludwig Richter von nun an natürlich keine der Predigten Rothe's mehr. Dieselben waren frei von aller Phrase und rednerischen Kunst, voll Einfachheit und Herzensmilde, gedankenvoll und in die Tiefen der Erkenntnis des göttlichen Wortes einführend. Allein sie dauerten leider öfters länger als ihm selbst lieb war; denn manchmal währten sie bis zur Mittagsstunde, wo dann bei den Zuhörern der Magen, als ein Teil des natürlichen Menschen, seine heidnische Stimmung durch lautes Knurren zu erkennen gab.

Die kleine evangelische Gemeinde, deren regelmäßiger gern gesehener Gast der junge Katholik auf diese Weise wurde, war eine stets wechselnde. Außer den Familien des preußischen, hannoverschen und holländischen Gesandten waren es Gelehrte, Künstler und andre den Winter über in Rom lebende Deutsche, welche sich in der preußischen Gesandtschaftskapelle zum Gottesdienst einfanden. Die Kapelle selbst war („wie ihr Urbild in Bethlehem" — bemerkt Richter in seinen Erinnerungen) früher ein Stall gewesen und befand sich im Erdgeschosse des Palastes Caffarelli. Vier weißgetünchte Wände, der Altar mit Kruzifix und zwei Leuchtern, einige Reihen Stühle und die kleine Orgel (welche von dem im Jahre 1869 als Oberorganist an St. Elisabeth in Breslau gestorbenen talent- und humorvollen Organisten Freudenberg in zu langem zeisiggrünen Fracke und zu kurzen gelben Nankingbeinkleidern gespielt wurde) bildeten die gesamte Ausstattung, und dieser nüchterne Raum stand dadurch in grellem Kontrast zu der überladenen Pracht der römischen Kirchen und ihrer prunkenden Gottesdienste. In Bezug auf das Äußere schien dem jungen Katholiken die kleine evangelische Gesandtschaftskapelle zu der benachbarten

römischen Kirche Ara Coeli, welche auf den Fundamenten des Jupitertempels erbaut ist, in demselben Verhältnis zu stehen, wie 1800 Jahre zuvor die versteckten ärmlichen Erbauungsstätten der ersten Christen zu jenem Tempel des Jupiter capitolinus.

Bald hören wir dann weiter, daß Ludwig Richter über das Lesen der Bibel hinausgehend sich zu Dr. Martin Luthers Schriften wendet und an ihnen sich ebenso erfreut als stärkt. Ja, er schreibt am 21. April jenes Jahres in sein Tagebuch über Dr. Luther: „Welche überaus gewaltige Sprache führt doch dieser Glaubensheld! Bei ihm ist die Sprache lebendig, echt aus dem Volke, keine studierte Büchersprache. Er studierte sie auf dem Markt und da, wo das Volk sich austummelte, und nicht in gelehrten Brocken auf der hohen Schule. Von der Tiefe, dem Leben, dem Umfang seiner Sprache will ich gar nicht reden."

Trotzdem Ludwig Richter dieser im päpstlichen Rom gewonnenen Stellung zur heiligen Schrift, zu Martin Luther und der evangelischen Kirche bis zu seinem Tode treu blieb und als Mann und Greis ein regelmäßiger Besucher der evangelischen Kirchen Dresdens war und sich insbesondere an den Predigten des dortigen lutherischen Superintendenten*) Meier erbaute, hat er doch die äußerliche Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Kirche bis zu seinem Tode festgehalten.

Daß die römische Kirche ihn nicht von sich stieß, ist leicht verständlich. In jenen Tagen, als der Jüngling in der evangelischen Kirche das Glück seines Lebens und den Frieden seines Herzens fand, achtete man nicht allzusehr auf konfessionelle Unterschiede. Römische Priester und lutherische Pastoren rauchten damals in großer Gemütlichkeit in öffentlichen Lokalen wie am Tisch der Frau Pastorin die Friedenspfeife zusammen und ein jeder schonte oder achtete des andern „berechtigte Eigentümlichkeiten." Und als etliche Jahrzehnte später die durch evangelischer Könige Gunst und Geld gekräftigte römisch-katholische Kirche die Streitaxt wieder ausgrub, war Ludwig Richter schon in einer angesehenen Stellung und eine sehr volkstüm-

*) Jetzigen Oberhofpredigers.

licher Mann geworden. An ihren großen Söhnen aber, wenn sie nur nicht öffentlich und in Schriften herausfordernd auftraten, hat die römische Kirche stets viel zu ertragen vermocht, selbst offenkundige lutherische Ketzerei. Professor Ludwig Richter hingegen war trotz derselben ein sehr friedfertiger Mann geblieben.

Weniger verständlich erscheint es manchem, daß Ludwig Richter nicht selbst den Übertritt zur evangelischen Kirche vollzog, da er dieser innerlich doch ganz und voll angehörte und ihr allein verdankte, was er an religiöser Erkenntnis überhaupt besaß. Aber man legte in der für seine innere Umwandlung entscheidenden Zeit keinerlei Wert auf die Unterscheidungszeichen „kirchlicher Uniform," und Ludwig Richter gewöhnte sich daran, im weiten Hause der römischen Kirche mit seiner biblisch-evangelischen Gesinnung mindestens ebensogut als heimatsberechtigt zu sein als der eigne Vater mit seinem ausgesprochenen und frivolen Unglauben.

Wie ernst er über diese Frage nachdachte, zeigen seine eigenen Äußerungen hierüber aus den verschiedensten Lebensjahren.

So schreibt er über seine Beziehungen zu Prediger Rothe und den Besuch der evangelischen Kapelle in Rom:

„Sonderbar kann es wohl erscheinen, daß ich als Katholik so unbefangen und ausschließlich mich protestantischen Kreisen und Gottesdiensten anschloß, ohne das leiseste Bedenken dagegen zu spüren. Allein wenn ich daran erinnere, daß ich protestantisch getauft, aber nach damaligem Landesgesetz in der Religion des Vaters, also katholisch, wie meine Schwester nach der Konfession der Mutter lutherisch, erzogen worden war und später in vollständigem Indifferentismus dahinlebte, so wird dies weniger befremden. Nicht die Frage nach der Kirche war es, die mich seit langer Zeit bedrängt hatte, sondern die Frage nach einer festen göttlichen Wahrheit, nach dem lebendigen Gott selbst. Da ich die Lösung dieser Frage nur bei meinen protestantischen Freunden gefunden hatte, trachtete ich danach, mit ihnen gemeinsam weiter zu pflegen, was das Glück meines Lebens geworden war."

„Es macht doch oft einen recht betrübenden Eindruck"

— sagt er in demselben Zusammenhange — „wenn man überall innerhalb der Christenheit so viel Zwiespalt und Trennung erblickt in den höchsten und teuersten Überzeugungen. Aber kommt es denn nicht daher, daß so viele den Glauben, der eine Kraft Gottes zur Seligkeit ist und dessen Wahrhaftigkeit sich in Beweisung des Geistes und der Kraft dokumentieren soll, der begrifflichen Formulierung der Glaubenslehren nachsetzen? Und ist denn nicht gerade die Formulierung in Begriffe das Menschliche am Christenglauben, das Göttliche aber die Kraft, die uns selig macht? Aber Gott sei Dank, zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es solche gegeben, die sich in Einigkeit des Geistes verbunden gefühlt haben in ihrem Oberhaupte Christus, die den goldnen Spruch St. Augustins sich zur Regel machten: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe.“ Diese sind es, welche die zu allen Zeiten gleiche „unsichtbare Kirche“ bildeten, welche die wahrhaft katholische, die allgemeine, eine und wahre ist, diejenige, von welcher das apostolische Glaubensbekenntnis redet: Eine heilige allgemeine Kirche und Gemeinschaft der Heiligen, hier und dort oben.“

Über seine kirchliche Stellung zehn Jahre später, als er Lehrer an der Zeichenschule in Meißen war (1835), schreibt er: „Für die äußere Kirche hatte ich wenig Interesse. Zur Osterzeit ging ich in Dresden in die katholische Kirche zum Empfang des heiligen Abendmahles,*) und in Meißen hörte ich zuweilen eine protestantische Predigt im Dom oder in St. Afra, bei welcher ich aber selten die Erbauung fand, die ich suchte.“ . . . „Überhaupt hatten sich die konfessionellen Gegensätze noch gar nicht so zugespitzt, wie es bald darauf der Fall wurde; vielmehr lebte man in einer Strömung, wo alle innerlich lebendigen Christen, Katholiken wie Protestanten, sich über den aufgerichteten Zaun hinüber freundschaftlich die Hände reichten und zwar nicht sowohl aus kühler Toleranz, sondern aus dem Gefühle des innigen Einsseins mit dem Einen, dem Heiland und Erlöser aller. Man brauchte in

*) Später beschränkte er, wie sein Tagebuch zeigt (z. B. 23. November 1856), die Teilnahme an der Kommunion indessen nicht bloß auf die österliche Zeit.

dieser Beziehung oft das Bild oder Gleichnis eines Herrn, dessen Truppen, obwohl einer Fahne folgend, doch verschiedene Uniformen tragen. Für mich gab es nur jene eine unsichtbare Kirche, von der es im Liede heißt:

Die Seelen all, die Er erneut,
Sind, was wir heilge Kirche nennen."

Ähnlich heißt es einige Jahre später (25. August 1839) aus Dresden in einem Briefe an Wilhelm von Kügelgen in Ballenstedt, als die Frage der Mischehen die konfessionell veranlagten Gemüter zu erhitzen begonnen hatte: „Der Umgang mit manchem lieben christlichen Bruder, dem ich gern die Hand reichen möchte, ist gestört durch den unseligen Konfessionsstreit. Hier bleibt mir nur der Umgang mit dem lieben Peschel und auch mit Öhme. Beruf, überzutreten, fühle ich nicht. Ist denn nicht jede christliche Kirche ein Gefäß, gefüllt mit der einen köstlichen Salbe zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen, und ist nicht jedes Gefäß besudelt, hat nicht die Salbe überall den übeln Beigeschmack (die Schweizer sprechen auch statt riechen: schmecken) — den Beigeschmack menschlicher Zuthat. Sobald man mich nicht zwingt, die Zuthat als das Echte anzuerkennen, so bleibe ich, wohin mich Gott gesetzt hat."

Diesen Grundsätzen ist er treu geblieben bis an sein Lebensende. Noch am 13. August 1871 schrieb er in sein Tagebuch:

„Die christliche Wahrheit ist's, die ich suche, die ich in mir auszubilden, die ich darzuleben trachte, und was mir Wahrheit geworden ist, will ich bekennen, wenn ich darum befragt werde; aber aus einer Kirche in die andre überzuspringen, weil eine andre etwas mehr meiner Überzeugung entspricht, dazu fühle ich mich bis jetzt nicht gedrungen. Wenn alle den Geist Christi lebendig in sich hätten, so wäre die Einigung bald hergestellt. Jetzt gehöre ich jener unsichtbaren Gemeinde an, die überall in allen christlichen Konfessionen und Sekten zerstreut ist, in Gemeinschaft mit allen, die den rechtschaffenen Willen haben, an das Evangelium zu glauben und Christo nachzufolgen. Ich hoffe zu Gott, diese unsichtbare Gemeinde wird wachsen und — wenn die Zeit erfüllt ist, wird sich auch die äußer-

liche Einigkeit und Ausgestaltung machen. Ein Hirt und eine Herde!" —

Kehren wir nun nach dieser Darlegung der kirchlichen Stellung Ludwig Richters in jene Tage zurück, aus welchen das Erwachen seines religiösen Lebens herstammte, das unter den dort gegebenen Verhältnissen ihn in eine solche gleichsam außerkirchliche Stellung hineindrängen mußte, wenn er nicht einen Wechsel der Konfession vollziehen wollte.

Durch Prediger Rothe war Ludwig Richter auch in erneute und nähere Beziehungen zu Herrn von Bunsen gekommen, dem wir schon früher in diesem Lebensbilde begegnet sind, und erhielt von demselben öftere Einladungen zu den glänzenden Abendgesellschaften in der preußischen Gesandtschaft. Hier trafen sich nicht nur die durch Rang oder Geist bedeutendsten Persönlichkeiten, welche in jenem Winter zu Rom verweilten, besonders Deutsche, Engländer und Franzosen, zu regem geistigen Verkehr, sondern es bot sich den Gästen in diesen gastlichen Räumen auch der seltene Genuß klassischer Musik durch die nahen Beziehungen, welche Herr von Bunsen mit dem Kapellmeister der Sixtinischen Kapelle, Giuseppe Baini, unterhielt. Dieser eifrige Verehrer und Biograph Palestrina's, welcher seit 1814 der päpstlichen Kapelle vorstand (geboren 1775 in Rom, gestorben daselbst 21. Mai 1844), hatte sich damals um die Erneuerung altitalienischer Kirchenmusik große Verdienste erworben und war dem Herrn von Bunsen bei dessen liturgischen Studien vielfach behülflich.

Hier machte Ludwig Richter auch zuerst die Bekanntschaft des Komponisten Karl Gottlieb Reissiger, welcher ihm später in Dresden freundschaftlich näher trat. Seit 1827 im Alter von nur neunundzwanzig Jahren als königlicher Kapellmeister dorthin berufen, komponierte derselbe dort Messen, die ein tief religiöses Gemüt erkennen lassen und an denen sich Ludwig Richter in der katholischen Hofkirche noch als Greis oft erbaute, nachdem der hochbegabte Freund längst (7. November 1859) zur ewigen Ruhe eingegangen war.

Der damals siebenundzwanzigjährige humorvolle Melodiendichter (welcher auch das „Noahlied" komponiert hat) wohnte der Richter'schen Wohnung gegenüber in der Casa Putti und

sang dort mit gewaltiger Stimme seine neuen Kompositionen für sich allein ab, sodaß es weithin über die Straße scholl. —

Doch nun nahte die Zeit, wo entschieden werden mußte, ob Ludwig Richter die mit Wagner geplante Heimkehr wirklich ausführen oder ob er Schritte thun wollte, seinen Aufenthalt in Rom zu verlängern. Auf drei Jahre hatte Papa Arnold ihm die nötige Unterstützung von jährlich vierhundert Thalern zugesagt und Richter fühlte, daß er dem Zuge nach den Lieben in der Heimat jetzt nicht nachgeben dürfe. Er sagte sich, daß das, was er in letzter Zeit gewonnen und begonnen hatte, nur in Rom seine weitere Entwickelung finden könne und daß ein vorschnelles Abbrechen derselben den ganzen geistigen Erwerb gefährden müsse.

Besonders drängte in ihn Schnorr von Carolsfeld, der ihn seit dem 31. Januar durch das brüderliche „Du" geehrt hatte, daß er alles mögliche aufbieten müsse, um den Aufenthalt in Rom zu verlängern; das dort Gepflanzte müsse tiefer wurzeln, wachsen und erstarken, wenn es dauernd nützen solle.

So folgte Ludwig Richter denn nicht der Stimme der Sehnsucht, welche nach der Heimat rief, sondern den Gründen der Vernunft, welche zum Bleiben rieten, und schrieb an Papa Arnold wegen der dazu erforderlichen Mittel, ohne sich jedoch entschließen zu können, den Brief sofort abzusenden.

In dieser Zeit des Schwankens und der Unentschlossenheit erwies sich ihm Schnorr von Carolsfeld auch im Irdischen als brüderlich helfender Freund. Er führte ihm einen Landsmann, Dr. Hänel aus Leipzig, zu, und empfahl diesem den Ankauf des von Richter begonnenen Bildes für die Sammlung seines Schwagers, des Barons von Sternberg. Bald kam von letzterm die Zustimmung und die Bestellung wurde fest verabredet. Gleichzeitig wurde der hoch erfreute junge Maler durch ein Schreiben des Grafen Vitzthum von Eckstädt überrascht, unter dessen Leitung die Dresdener Kunstakademie stand, welches ihm mitteilte, daß ihm infolge der Ausstellung seines Bildes „Der Watzmann" zunächst für das laufende Jahr ein Staatsstipendium von hundert Thalern erteilt worden sei.

Inzwischen war der Karneval mit seinen oben geschilderten Lustbarkeiten wieder einmal vorüber gezogen, und die „fünf

Verbündeten" (Hoff, Öhme, von Maydell, Thomas und Richter) saßen eines Abends in ihrer Trattoria bei einfacher Mahlzeit. Unter dem Eindrucke der eben von ihm gelesenen Erzählungen des Livius über die Gründung Roms brachte Ludwig Richter das Gespräch auf diese alten schönen Sagen, in welchen Wahrheit und Dichtung für uns nicht mehr zu unterscheiden ist. Bei dieser Unterhaltung machte einer der Freunde den Vorschlag, in den nächsten Tagen eine Reise von drei oder vier Tagen nach dem Küstenstrich des alten sagenumwobenen Latium zu unternehmen. Der Sommer brächte doch wieder alle auseinander, und in vorgerückter Jahreszeit sei der Ausflug dorthin wegen der Mückenschwärme und des zahllosen Ungeziefers jeder Art unausführbar.

Der Gedanke fand Beifall. Noch am selbigen Abend wurden die Lebensmittel eingekauft, und am andern Morgen, einem kalten und windigen Februartage, zogen die Freunde, jeder einen Stab mit Eisenspitze in der Hand und ein Päcklein auf dem Rücken, zum St. Paulsthore hinaus.

Ein Tornister enthielt die nötige Wäsche für die fünf Genossen und sollte abwechselnd getragen werden. Die Lebensmittel (Brote, Salami, Rum, ein in Blasen gefüllter runder Büffelkäse, u. a. m.) waren in fünf möglichst gleichschwere Päckchen verteilt und durchs Los den einzelnen zum Tragen zugewiesen worden. Hierbei fügte es des Zufalls neckische Laune, daß Öhme den Büffelkäse zu tragen erhielt, gegen dessen Ankauf er auf das energischste protestiert hatte. So schritt er denn mit etwas verdrießlicher Miene in den kalten Februarmorgen hinaus, während der an einen Bindfaden gebundene große Käse ihm gleich einem tückischen Kobolde auf dem Rücken saß und bei jedem Schritte eine hüpfende Bewegung machte.

Abenteuer zu suchen waren die fünf nicht ausgezogen, und doch sollten sie derselben genug erleben.

In der Nähe von Ostia, der vom König Ancus Marcius gegründeten Hafenstadt des alten Latiums (welche jetzt einen Kilometer vom Meer liegt), führte die Straße auf einem gemauerten Damme mitten durch einen großen Sumpf. Rechts und links war trübes Gewässer mit Schlamm und vereinzelten Weidenbüschen bedeckt. In den letzteren lagen oder standen

hier und da Büffel („scheußliche Bestien“ — nennt sie Richter), das schwarze zottige Haar mit Schlamm bedeckt und aus den rotglühenden tückischen Augen die Wanderer anstarrend.

Ihre riesenhafte Stärke war den letzteren bekannt und ebenso wußten sie, daß die Büffel „gereizt oder bei übeler Laune, zumal im Frühjahr die liebenswürdige Manier haben, ihren Feind in schnellem Anlauf niederzurennen und mit ihren dicken Beinen tot zu trampeln.“

Ein solcher Fall hatte sich erst eine Woche zuvor in derselben Gegend zugetragen und ohne große Freude sahen die fünf Künstler nun in einiger Entfernung sechs dieser schwarzen schmutzigen Burschen die ganze Breite des Dammes einnehmen, die Köpfe den Wanderern zugestreckt, als ob sie dieselben hier erwarten und büffelmäßig empfangen wollten.

Einige Augenblicke blieben die Genossen beratend stehen. Dann folgten sie dem Rate von Maydell's, dem sie die meiste Erfahrung im Verkehr mit Rindvieh zutrauten, und marschierten, mit vorgehaltenen Stöcken die ganze Breite des Weges einnehmend, schnell auf die Büffel los.

Mit festem Schritt in geschlossener Reihe wurde der Angriff ausgeführt, bei welchem statt der Trommeln die Bündel mit Brot und Wurst samt dem Büffelkäse den Takt auf dem Rücken der Sturmkolonne schlugen. Und das Manöver gelang. In einer Entfernung von kaum zwanzig Schritt sprangen zwei der vordersten Ungetüme vom Damme herab in den Sumpf und sofort folgten die anderen. Gehobenen Mutes marschierten die siegesfrohen Künstler weiter, behielten indessen klüglicherweise den Sturmschritt so lange bei, bis sie die gefährliche Stelle weit hinter sich im Rücken hatten.

Im kleinen Ostia *) wurde das Mittagsmahl einge-

---

*) Die Angaben der neuesten Reisehandbücher und geographischen Werke schwanken zwischen 260 und 650 Einwohnern. Der Ort ist durch die Malaria (das Sumpffieber) ganz verödet. Im heißen Sommer ziehen fast alle Bewohner fort, sodaß in dem Orte mit der großen bischöflichen Kathedrale dann oft kaum 20 Menschen wohnen. Der Bischof von Ostia ist dem Range nach der erste aller römischen Bischöfe (weil dies Bistum als das erste und älteste von den Aposteln selbst gegründet sein soll), wohnt aber nicht in Ostia.

nommen, das heißt: in der elenden Schenke des kleinen Ortes wurde ein Glas matten sauren Weines getrunken, dazu hartes Brot gegessen, überdies zur Würze des Mahles der bewußte Büffelkäse angeschnitten. Er erwies sich als eine zähe lederartige Masse von geradezu widerwärtigem Geschmack, auf dessen Genuß alle verzichteten. Nur von Maydell, der auf dem Ankauf bestanden hatte, übte die Kunst heldenhafter Selbstverleugnung und fand den Käse „gar nicht übel.“

Nach dieser Mahlzeit wurden einige Skizzen in der Umgebung von Ostia aufgenommen und dann munter am Meeresufer weiter marschiert. Gegen Sonnenuntergang war der Leuchtturm am Fiumiccino, dem nördlichen Ausfluß des Tiber in das Toskanische Meer, erreicht. Der Februarabend war kalt und der Wind hatte sich zum Sturm gesteigert; das schwarzblaue erregte Meer warf seine Wellen donnernd gegen den Strand, und die fünf müden Wanderer vermochten kaum noch gegen den Wind anzukämpfen. So wandten sie sich denn zu der größten der Fischerhütten, welche nicht weit vom Leuchtturme an dem öden Meeresstrande lagen, um dort Unterkunft und Nachtlager zu suchen.

Diese Hütten waren von außergewöhnlich einfacher Bauart: ein Balkengerüst, von oben bis unten mit Schilf und Gestrüpp bedeckt, ohne Schornstein und Fenster. In dem rauchigen und finstern Innern fanden die Freunde eine Gruppe von Seeleuten und einige Weiber um das Herdfeuer versammelt, über welchem der große Fischkessel hing. Das erbetene Nachtquartier wurde bewilligt; ein in der Hütte stehendes großes Bot, welches zur Aufbewahrung von Netzen und Segeltuch diente, wurde zur Schlafstätte angewiesen, und der hinter demselben gelegene kleinere Raum, in welchem ein Tisch und etliche Stühle standen, ihnen inzwischen zum Aufenthalt eingeräumt.

Soeben brachten einige Fischer den Ertrag ihres letzten Fischzuges herein und die „Verbündeten“ erhandelten von ihnen einen mächtig großen Cefalo,*) welchen die Wirtin zubereiten sollte. Das eröffnete erfreuliche Aussichten auf ein leckeres Abendbrot nach den schweren Anstrengungen des Tages.

*) Ein schmackhafter, in Rom mit Vorliebe gegessener Seefisch.

Lange dauerte es, bis das Weib mit dem Sieden des Fisches fertig wurde, doch endlich erschien die Schüssel und auf ihr fünf ziemlich schmale Schnitten des großen Fisches.

„Soll denn dies der ganze Fisch sein?“ fragten erstaunt die hungrigen Künstler.

„Ach ja, meine Herren, ja, ja, ja, es ist der ganze Cefalo,“ lautete die unverschämte Antwort.

Da der im Sprechen des Italienischen am meisten gewandte von Maydell dies sehr bestimmt bestritt, entstand sofort ein Höllenspektakel, indem sich alle Anwesenden mit großer Leidenschaftlichkeit in den Streit mischten. Doch mit großer Seelenruhe lieferte von Maydell den augenscheinlichen Beweis für die vorgenommene Verkürzung. Er legte die auf der Schüssel sich findenden fünf Fischstücke zusammen und siehe da — aus dem langen Cefalo war ein kurzes rundes Ding geworden, das lächerlich anzuschauen war. Kopf und Schwanz waren in guter Ordnung, das Mittelstück, das beste am Fisch, war verschwunden.

Mit einem Male verstummte nun der Lärm. Alle schauten verblüfft darein, zogen die Augenbrauen hoch und die Schultern bis an die Ohren; Arme und Finger spreizten sie auseinander, wie schreckensstarr über diese wunderbare unheimliche Erscheinung auf der Fischschüssel, und man hörte nur abgerissen: „Aha! das begreife ich nicht!“

Was war diesen Spitzbubengesichtern gegenüber zu thun, welche so kindliche Unschuld und Einfalt heuchelten? Der Cefale wurde nicht größer und der Magen bei diesem verkürzten Mahle nicht überladen. Aber es war ja das „heilige Jahr,“ und Leo XII. hatte geboten, die Fastenzeit diesmal ganz besonders strenge zu feiern.

Spät erst kamen die Wanderer zur Ruhe. Das Lager im Bot auf groben geteerten Segeln erinnerte auch einigermaßen an das Kasteien und stimmte mit der kargen Mahlzeit recht wohl zur Fastenzeit. Doch noch größer als die Unbequemlichkeit dieses Lagers war die Müdigkeit der Freunde, und so lagen sie denn bei dem Geheul des Windes und dem Donnern des brandenden Meeres bald in festem erquicklichem Schlafe.

Am andern Morgen wurde die Reise südwärts am Meeresstrand entlang angetreten. Zuerst ging der Weg über die Isola sacra (d. h. „heilige Insel"), dem waldigen und sumpfigen Delta zwischen dem Meere und den beiden Ausflüssen des Tiber. Dann wurde die Fiumara, der südliche, seichte und versandete Ausfluß des Tiber überschritten: es war ein bitterkalter Februarmorgen und die Pfützen am Wege mit einer leichten Eiskruste überzogen, welche unter dem plumpen Schritt der hier in großen Scharen weidenden Büffelherden zusammenbrachen. Doch ohne neue Abenteuer mit diesen Tieren wurde der Weg durch die öde unwirtliche Gegend zurückgelegt.

Bald stieg die Sonne höher und unter ihren erwärmen-Strahlen wurde der Marsch am Meeresufer entlang überaus angenehm. Es war ein fröhliches Wandern bei dem Wogengebrause des schönen blauen Meeres in der erfrischenden Seeluft, hin über die glattgespülte feuchte Sandfläche, über welche oft die letzten Ausläufer der Wellen schossen, bunte Muscheln und Schneckengehäuse zu den Füßen der rüstig vorwärts Schreitenden rollend.

Längs der ganzen Küste zogen sich große Waldungen wild und knorrig verwachsener Korkeichen hin, zwischen ihnen viel altes Mauerwerk, Säulentrümmer, auch wohl einmal ein großer gepflasterter Platz — Reste und Zeugen der vor mehr als zwei Jahrtausenden hier herrschenden Kultur.

Gegen Abend war Pratica erreicht, vom vielgeprüften Helden Äneas einst Lavinium genannt zum Gedächtnis seiner Gattin Lavinia, welche dem flüchtigen Manne Heimat und Reich im fremden Lande als Mitgift zubrachte. Versunken, wenn auch noch nicht vergessen, war die alte Herrlichkeit dieses klassischen Bodens; eine elende Kneipe öffnete den müden Wanderern ihre schmutzige Thür zum kümmerlichen, unbehaglichen Nachtlager nach dem anstrengenden Marsche durch die menschenleere einsame Gegend, in welcher dieselben nur einmal bei Paterno (dem alten Lauretum) Menschen angetroffen hatten, welche in jämmerlichen Hütten um die alten Wachttürme wohnten, die hier einst zum Schutz gegen die Seeräuber errichtet worden waren.

Daß die Zeit der Räuber und Banditen aber im schönen

Italien, zumal unter dem Regiment der „heiligen Väter" auf St. Peters Stuhl, noch nicht vorüber sei, sollten die Reisenden bald inne werden.

Sie hatten ihren Mundvorrat bereits ziemlich aufgezehrt und saßen nun dort in der Stadt der lieblichen latinischen Königstochter bei einem Glase schlechten Weines, bei trockenem Brot und in Öl gesottenem Stockfisch, der schon durch seinen Geruch ihnen als eine höchst widerwärtige Speise erschien. Nur von Maydell's kriegerisch abgehärteter Magen ließ sich „ohne Grauen" die wenig anmutende Fastenspeise munden.

Da gesellte sich zu ihnen ein einäugiger Kerl, auf dessen grundhäßlichem Gesicht der Mörder und Bandit mit abschreckenden Zügen eingezeichnet war. Mit dem sauren Weine der Künstler freigebig traktiert erschloß er ihnen in unbefangen redseliger Geschwätzigkeit bald sein Herz. Er erzählte von dem lustigen, ruhmvollen Räuberleben, das er in früheren Jahren als Glied einer berüchtigten Bande geführt hatte. Die mannigfachen Abenteuer, Einbrüche, Totschläge, blutigen Kämpfe mit den Polizeisoldaten waren ihm höchst ergötzliche Erinnerungen, die er mit grinsendem Gesicht und grausamer Gleichgiltigkeit zum besten gab. Als den sich freiwillig stellenden Räubern von der päpstlichen Regierung außer vollständiger Verzeihung aller todwürdigen Verbrechen noch eine lebenslängliche Pension angeboten wurde, hatte er nicht allein von dieser profitablen Sache Gebrauch gemacht, sondern sich als „pensionierter Räuber" von der Regierung Sr. Heiligkeit dadurch eine Extra-Belohnung verschafft, daß er die Schlupfwinkel etlicher ihrem „Handwerk" treu bleibenden ehemaligen Genossen verraten hatte. Dafür hatte er eine Anstellung als Gefängniswärter in Pratica erhalten, und als ein solch wohlangestellter päpstlicher Beamter saß er nun dort in der Kneipe, den deutschen Künstlern zu ihrem kargen widerwärtigen Mahle seine noch mehr widrigen Räubergeschichten auftischend.

Im Schlafgemach, in das endlich die dicke Wirtin die ermüdeten Wanderer führte, stand nur ein einziges Bett von bedenklicher Färbung des einst weiß gewesenen Leinenzeuges. Die erstaunte Frage, wie die fünf Reisenden sich in dieses Bett teilen sollten, wußte die Wirtin kurz und einfach genug zu lösen.

„O," sagte sie sehr ruhig, „drei Herren legen sich von oben nach unten, und zwei unten hin mit den Beinen nach oben; dann geht's ganz gut."

Anders jedoch wurde es im Rat der „Verbündeten" beschlossen. Sofa oder ein zweites Bettgestell war nicht aufzutreiben, so kamen denn zwei Glückliche ins Bett, die drei andern daneben auf die Erde. Unter den letzteren, welche das Los bestimmt hatte, befand sich auch Ludwig Richter, welchem bei dem harten Fasten und dem noch härteren Lager auf den kalten Steinen der ungedielten Schlafstube die aus dem Livius mitgebrachte Begeisterung für das alte Latium längst abhanden gekommen war.

Nur Freund Hoff, gleichfalls vom unerbittlichen Lose auf die Steine verwiesen, blieb guten Mutes; er tröstete und erheiterte die Leidensgenossen mit der Geschichte eines preußischen Husaren, der im Quartier weder Bett noch Decke zum Nachtlager findend in die Worte ausbrach: „Ick weiß mir in solchem Falle janz jut zu helfen; ick lege mir auf den Rücken und decke mir mit dem Bauche zu."*)

Am andern Morgen erreichten die Freunde das malerisch auf einem mit schönem Gebüsch bewachsenen Felsenhügel liegende „armselige Nest" Ardea. An die Belagerung dieses Städtchens knüpft sich die Geschichte von der keuschen Lucrezia und der Vertreibung der Könige aus Rom. Als Knabe hatte Ludwig Richter die ihn sehr rührende Geschichte der schönen und edlen Römerin für irgend einen Kalendermann in Kupfer radiert, und nun saß er mit Bleistift und Papier vor dem Städtchen, es in sein Skizzenbuch „abzureißen," wie 2300 Jahre zuvor König Tarquinius der Übermütige mit seiner Heeresmacht davor gelegen hatte, um es niederzureißen.

Nach gethaner Arbeit wurde zum kleinen Flecken hinaufgestiegen, um dort in einer Kaffeeschenke sich zu erlaben. Doch eitler Wahn, vergebnes Hoffen. Solchen Luxus kannte man in der Stadt der alten Rutuler auch damals noch nicht und so mußten die Freunde sich gedulden, bis sie am Abend Porto d'Anzo erreichten und in der dortigen Locanda Aufnahme fanden.

---

*) So wörtlich zu lesen in Ludwig Richters Lebenserinnerungen.

Freilich der Fastenzeit wegen gab es auch hier nur den bösen Stockfisch, üblen Angedenkens von Pratica her. Allein im übrigen war die Herberge erträglich und der Ort bot gar manches künstlerisch und geschichtlich Bedeutungsvolle. Dies war die alte Hauptstadt der Volsker, Antium genannt, einst als mächtige Seestadt Nebenbuhlerin des weltbeherrschenden Rom und durch des Coriolanus tragisches Geschick hochberühmt. Unter seinen großartigen Ruinen, besonders von Neros Kaiserpalast herrührend, wurden im Jahre 1495 der Apollo von Belvedere (jetzt im Vatikan), der borghesische Fechter (jetzt in Paris) und viele andere der herrlichsten Kunstwerke des römischen Altertums aufgefunden und ausgegraben.

Aber bei den fünf Wanderern machte sich bereits eine große körperliche Ermüdung und geistige Abspannung bemerkbar. Schon drei Tage lang hatten sie den meist öden Landstrich durchzogen und die wenigen unterwegs angetroffenen landschaftlichen Schönheiten standen in keinem Verhältnis zu den harten Entbehrungen der Reise. Arme Fischer am Strande mit armseligen kleinen Boten, altes Gemäuer mit Ginster, Brombeeren und Dornen überwuchert, und in den Wohnungen der Menschen die größte Armut und Verkommenheit — das war die Summe aller Reiseeindrücke dieser Tage.

So fand denn die Parole: „Rückwärts, rückwärts“ lebhaften Beifall, und es wurde beschlossen, am nächsten Tage den ganzen Heimweg von Porto d'Anzo nach Rom zurückzulegen.

Doch dieser reichlich sieben Meilen betragende Tagesmarsch wurde sehr erschwert durch einen schneidend scharfen Nordwind, welcher den Heimkehrenden grade entgegenpfiff und das Vorwärtskommen hemmte. Dazu war auf der ganz öden Fläche kein Haus, kein Mensch zu sehen. Jeder der fünf Wanderer stemmte sich, so gut er konnte, gegen den Wind, ohne sich um den andern zu kümmern, sodaß die Genossen bald von einander getrennt wurden und nach einander überdies alle höchst ermattet und hungrig gegen Mittag in der Osteria anlangten, welche an der Straße nach Rom am Fuße der Albanerberge liegt.

Hier fand sich zunächst ein recht trinkbarer Wein, und bald

stand dazu eine Schüssel mit einem mächtigen Haufen Maccaroni vor den hungrigen Künstlern, welche beim Anblicke dieses wahren Gebirges der in Italien so beliebten Röhrnudeln hell auflachen mußten. Aber überraschend schnell verschwand dieser Berg unter der Arbeit von fünf fleißigen Gabeln und auch nicht ein Maccaronifaden blieb auf der Schüssel liegen — so richtig hatte die kluge Wirtin den Hunger ihrer Gäste zu schätzen gewußt.

Darauf wurde den müden Füßen noch eine einstündige Ruhe gegönnt und dann wieder hinausgezogen auf die öde Straße, wo der Wind sich zum rasenden Sturme gesteigert hatte, vor welchem die Wanderer die Hüte auf dem Kopfe festbinden und dieselben trotzdem noch mit den Händen festhalten mußten.

Vereinzelt erreichten sie endlich mit anbrechender Nacht das St. Johannisthor (Porta San Giovanni) von Rom, wo sie sich sammeln und endlich zu Worte kommen konnten. Es war schon dunkle Nacht, als Ludwig Richter in seiner Wohnung anlangte; er fühlte sich aufs äußerste erschöpft und die Brustschmerzen, welche er in den letzten Monaten schon öfter empfunden, stellten sich in erhöhtem Grade ein.

Wenn auch die befürchtete Lungenentzündung ausblieb, so machte sich von da an doch öfter eine Schwäche der Atmungsorgane bei ihm bemerkbar und beunruhigte die Freunde wegen seines Befindens.

Die Absendung des oben erwähnten Briefes an Papa Arnold, welcher die Entscheidung über einen längeren Aufenthalt in Rom bringen sollte, war aber immer noch hinausgeschoben worden und erst am 3. März erfolgt. Von da an erwartete Ludwig Richter mit fieberhafter Ungeduld die Antwort, sodaß die innere Unruhe ihn (wie er im Tagebuche öfters klagt) am Arbeiten hinderte und erneute Kopf- und Brustschmerzen sich einstellten. Doch zogen in dem nun angebrochenen schönen Frühlinge mitunter auch schöne und heitere Bilder in seine Seele ein und seine sich immer mehr vertiefende Frömmigkeit ließ ihn auch in dieser Zeit Frieden und Freude draußen in der Natur wie drinnen im eigenen Herzen finden.

Am 15. Februar schrieb er in sein Tagebuch: „Früh erweckte mich wieder das lustige Gezwitscher der Vöglein, welche den Frühling ahnen und ihre wunderbaren Melodien anstimmen. Ach, wie ich mich da innerlich so bewegt fühle! Ich bete zu Gott mit fröhlichem Herzen, atme die frische Morgenluft am Fenster und freue mich recht, wie die schönen Frühlingswolken am Himmel hinziehen. Wie herrlich ist jetzt mein Leben! Welche unbeschreibliche Seligkeit giebt doch der Glaube an Jesum! O könnte ich doch mein Glück recht vielen andern Menschen mitteilen, könnte ich in Liedern und Bildern ausströmen, was mein Herz so überschwenglich erfüllt, so glücklich macht. O würde ich immer erfüllter von einer heiligen Liebe! Das ganze Leben sei Liebe!"

Auf solchem Grund gegründet konnte er trotz aller durch sein körperliches Leiden hervorgerufenen Unruhe und Schwankungen bezüglich seines Bleibens oder seiner Heimkehr schreiben (25. März): „Mir ist beides recht; wie es kommt, so will ich es als das beste, von Gott Bestimmte ansehen und mich nicht dagegen sträuben," wenn er auch wieder einmal (sein geheimstes Wünschen verratend) am 10. April schreibt: „Auch ich habe oft rechte Lust heimzuziehen, und gleichwohl würde ich sehr erschrecken, wenn ich nach Hause sollte."

Nun kamen die Tage, da einer der Genossen nach dem anderen sich zur Heimkehr rüstete. Im April Wagner, im Juni Thomas, Öhme und Flor, und außer diesen viele andere mehr oder weniger bekannt und befreundet Gewordene.

Besonders weh that Richter der Abschied von denjenigen treuen Freunden, denen er so viel für sein inneres Leben verdankte, in deren Gemeinschaft er Glück und Frieden gefunden hatte. Allein er konnte bei dem Abschiede von Thomas (am 20. Juni)*) in sein Tagebuch schreiben: „Das war der

---

*) Zwischen den Angaben in Richters Tagebuch und in seinen Lebens-Erinnerungen finden sich auch für diese Zeit unlösbare Widersprüche. Nach den „Erinnerungen" war Richter vom Mai bis 24. Juni mit von Maydell und andern auf der Reise nach Neapel und zurück durch die Abruzzen von Rom abwesend, nach dem „Tagebuche" jedoch am 19., 20., 21. Juni in Rom mit Thomas zusammen.

erste (Abschied), der mich sehr schmerzte. Aber wie anders verläßt man einen Freund, von dem man weiß, er hat seinen Gott zum Reisegefährten, als einen andern, der Ihn nicht hat, weil er Ihn nicht kennt. Wie ein Schiff ohne Steuer, ohne Kompaß und Segel übergiebt man ihn den unsicheren Wellen und Willen."

Bevor diese schmerzensreichen Trennungsstunden schlugen, unternahm Ludwig Richter im Mai mit noch vier Genossen, Hoff, von Maydell, Schilbach und dem kleinen lustigen Landschaftsmaler Harder aus Dänemark noch einen Ausflug ins Albanergebirge.

Um die Mittagszeit gelangten sie nach Ariccia, das uns aus dem vorjährigen Aufenthalt Richters in Albano und Ariccia bereits bekannt ist. Sie weilten hier einige Stunden, um Zeugen eines Volksfestes zu sein, welches auf dem Platze vor dem Schlosse der Chigi abgehalten wurde.

Zwischen zwei Pfählen war ein großer mit Wasser gefüllter Bottich aufgestellt, an dessen Boden zwischen einer hölzernen Klammer ein Ring eingefügt war, welcher mit einer Lanze von dem darunter hindurchreitenden Preisbewerber herausgestoßen werden mußte. Die Ängstlichen stießen absichtlich vorbei in die Luft, denn es gehörte eine sichere Hand dazu, den Ring zu treffen. Wessen Lanze nämlich ungeschickterweise an die Klammer traf, über den kippte im Nu der große mit Wasser gefüllte Bottich, ihn mit einem Hören und Sehen raubenden Sturzbade überschüttend.

Dies Unglück widerfuhr nun einem alten dürren Manne, welcher als ein leibhaftiges Genrebild schon vorher die Aufmerksamkeit der Maler auf sich gezogen hatte, als er noch mit den andern Reitern in Reih und Glied auf seinem Esel saß und die grimmig-

Nach dem „Tagebuch" ist Thomas bereits am 20. Juni nach schmerzlichem Abschiede von Richter nach Deutschland heimgekehrt, während derselbe Thomas nach den „Erinnerungen" am 24. Juni mit dem aus den Abruzzen heimkehrenden Richter beim Blumenfeste in Genzano zusammentrifft. Wie wir schon einmal bei Gelegenheit der Reise Richters von Florenz nach Rom bemerkten, finden sich in seinen eigenen Angaben bezüglich der Daten nicht selten Widersprüche, auf welche näher einzugehen hier nicht nötig erscheint; doch glauben wir, daß den Angaben des Tagebuches durchweg größere Genauigkeit zuzuerkennen ist.

sten Blicke auf die lachenden Zuschauer herabschoß. Denn zur Vorsicht hatte er sich für alle Fälle den gelben Überzug seines wachstuchnen Regenschirms wie eine Halskrause umgeknüpft, damit ihm das Wasser nicht in den Hals hineinlaufen könne. Als die Reihe an ihn kam, ritt er wie der „Ritter von der traurigen Gestalt“ mit eingelegter Lanze auf den Bottich zu, traf die Klammer, und die ganze Flut ergoß sich über Reiter und Esel.

Der letztere blieb höchst überrascht wie festgebannt unter der Traufe stehen, und alles Stoßen des Reiters mit Beinen und Lanze brachte ihn nicht von dannen bis er die letzten Tropfen des Gusses aus seinen langen Ohren herausgeschüttelt hatte. Dann umkreiste er in vergnügtem Trabe den ganzen Kreis, um sich endlich wieder mit seinem Reiter in Reih und Glied aufzustellen.

Schallendes Gelächter erfüllte den ganzen Platz, aus allen Fenstern lachte Alt und Jung in vollem Chor. Und als beim zweiten Rennen den nun noch viel grimmiger von seinem Grauchen dareinblickenden Alten dasselbe Mißgeschick traf, wollte der schadenfrohe Jubel kein Ende nehmen.

Die Wanderer warteten das Ende des Spaßes nicht ab. Bald umfing sie die Pracht des maigrünen Waldes und gegen Abend war das schon früher erwähnte weinreiche Velletri, die Heimat des Kaiser Augustus, erreicht.

Hier wurde mit einem Fuhrmanne verhandelt, welcher die kleine Gesellschaft während der Nacht durch die pontinischen Sümpfe bringen sollte. Den Wagen erwartend, saßen die durch ein gutes Abendessen gestärkten Künstler auf einer Bank am Markt vor dem Wirtshause.

Da ertönte das Ave-Maria-Glöckchen einer benachbarten Kirche; ein lieblicher Gesang wurde vernehmbar und ein langer Zug von Mädchen, alle in weißen Kleidern und mit langen wallenden Schleiern, bewegte sich aus der Kirche. Jede hatte eine brennende Kerze in der Hand und vier von ihnen trugen auf den Schultern das mit Seidenstoffen und Blumen geschmückte Standbild der Maria mit dem Jesuskinde; Geistlichkeit und Volk nahmen teil an dieser Prozession zu Ehren der „Mai-Maria.“ In der bereits hereingebrochenen Dämmerung bot

der Zug der weißgekleideten schönen Jungfrauen mit den brennenden Kerzen einen Anblick, der jedes Malerherz entzücken mußte.

Inzwischen kam der Wagen; der Mond stieg hell über dem Volskergebirge herauf und bei hereinbrechender Nacht fuhren die Freunde den Berg hinab, bis sie an die etwa fünf und eine halbe Meile lange schnurgrade Straße kamen, welche die Sümpfe durchschneidend nach Terracina führt.

Sie hatten unter einander verabredet, daß während der Nachtfahrt nicht geschlafen werden dürfe, weil nur Wachbleiben vor dem Fieber schützen könnte. So blieb man denn munter in lebhafter Unterhaltung und in Betrachtung der im Mondesglanz daliegenden übelberüchtigten Landschaft, deren erster Eindruck ein durchaus nicht unangenehmer war. Sanft rollte der Wagen in der mondhellen Maiennacht auf einem trefflichen Steinwege durch eine vielfache Allee hochstämmiger Bäume; zu beiden Seiten zogen sich Kanäle hin, rechts floß langsam der uralte römische, vom unglücklichen Papst Pius VI. mit ungeheurem Kostenaufwand wiederhergestellte Hauptkanal. So weit der Blick nach allen Seiten reichte, schaute man in eine freundliche Ebene hinaus, welche im Farbenschmucke einer prächtigen Pflanzenwelt prangte, im Hintergrund nach Süden und Osten von hochgelegenen Wäldern umkränzt. Trümmer alter Gräber deuteten auf eine zahlreiche ehemalige Bevölkerung dieser nun öden Ebene hin, in welcher nur Büffelherden grasten. Aber dieses etwa dreißig Quadratmeilen umfassende Sumpfgebiet enthielt bis Terracina außer einigen Wirtshäusern, welche zugleich päpstliche Postablagen sind, keinerlei bewohnte Gebäude, und in diesen wenigen Häusern erblickten die Reisenden Menschengestalten, welche aus den Gräbern erstanden zu sein schienen, um bald wieder hinein zu sinken. Totenfarbe und geschwollener Leib sind die unausbleiblichen Folgen des Aufenthaltes in dieser Gegend, in welcher nur wenige ihr Leben länger als fünf Jahre zu fristen vermögen.

Um Mitternacht wurde in einem solchen Wirtshause, den ehemaligen Tres Tabernae (d. h. Drei Schenken), dem jetzigen Cisterna, Halt gemacht. Es hat dieser Ort eine Berühmtheit aus der Geschichte des Apostel Paulus erhalten, welcher auf

diesem Wege als Gefangener nach Rom geführt wurde, um sich dort infolge eingelegter Berufung vor dem Kaiser Nero zu verantworten. Es heißt in der Apostelgeschichte 28, 15: „Und von dort (Rom) kamen die Brüder, welche von unserem Ergehen gehört hatten, uns bis Forum Appii und Tres tabernae entgegen. Da Paulus dieselben sah, dankte er Gott und ward ermutigt.“ *)

Als Ludwig Richter mit seinen Gefährten dort anhielt, um den müden Pferden die notwendige Rast zu gönnen, brannte bei den wenigen daselbst befindlichen Hütten ein großes Feuer, um die Fieberluft und die Mücken zu vertreiben. Die Bewohner derselben schlichen matt und fieberbleich um das Feuer herum.

Gegen Morgen war Terracina erreicht, wo zuerst der gewaltsam unterdrückte Schlaf nachgeholt und sodann umhergestiegen und gezeichnet wurde.

Terracina liegt auf dem Rücken eines rötlichen Felsens, dessen Fuß vom Meer bespült wird, einst unter dem Namen Anxur eine uralte pelasgische Stadt, später von deu Volskern besetzt, um das Jahr 150 nach Christo ein bedeutender Seehafen. So dürftig und trümmerhaft der Anblick der kaum siebentausend Seelen zählenden Bischofsstadt auch war, so wurde Ludwig Richter doch gradezu überwältigt durch die Pracht, welche das reiche Füllhorn der Natur rings um sie her ausgegossen hatte. Breitblättrige Feigen, dunkelgrüne Citronenbäume, Granaten mit brennendroter Blüte, indische Kaktusranken, amerikanische Agaven und afrikanische Palmen bildeten einen dichten schattigen Hain, oberhalb dessen von Myrten- und Olivenwaldungen umgeben die eigentliche Altstadt lag, in welcher zwischen uralten Mauern, Türmen und Klosterzinnen eine den Nordländer entzückende südländische Herrlichkeit sich

---

*) In Luther's Übersetzung stehen statt der lateinischen Ortsnamen die seltsamen Verdeutschungen „Appifer und Tretabern.“ Das hier genannte Forum Appii liegt zwischen Tres Tabernä und Terracina, also südöstlicher, einstmals ein kleiner Marktflecken, bekannt aus Horaz, da der Dichter hier auf seiner Reise nach Brundisium durch die bösen Mücken, das Gequacke der Frösche und Gezänk der Fischer einen sehr unerquicklichen nächtlichen Aufenthalt hatte (Satiren Buch I, Sat. 5, V. 1—20).

entfaltete. Unten am Felsen lag die Neustadt, durch welche sich die Straße nach Neapel zog, dessen Gebiet man gleich hinter der Stadt betrat. Hoch oben auf dem Berge lagen die Trümmer eines Palastes, welchen einst der große Gotenkönig Theodorich bewohnte.

Leider waren Tag und Stunde zu genau eingeteilt für die Reise, und schon am folgenden Morgen mußte dieses herrliche Stück Gotteserde wieder verlassen werden. Allein es ging nun ja auf das noch schönere Neapel zu, und zwar zu Fuß in paradiesisch schöner Gegend an einem unbeschreiblich herrlichen Maienmorgen!

Der Weg bog sich um einen Strandsee nach der ersten Stadt des (damaligen) Königreiches Neapel, Fondi. Der armselige Ort, dessen Mauern auf cyklopischen Grundlagen ruhen, lag in lieblichem, von Citronen- und Orangenwäldern bedeckten und durchdufteten Thale. Dann ging es wieder in die Höhe zu dem von Oliven umgebenen Itri, dann wieder herunter zum Meeresufer, vorbei an der Stätte wo einst Formiä lag, in dessen Nähe der berühmte dreiundsechzigjährige Redner und Staatsmann Cicero auf der Flucht vor dem Hasse des schändlichen Antonius und der nichtswürdigen Fulvia den Tod und schmachvolle Verstümmelung erlitt.

Nicht weit davon liegt Mola di Gaëta, wo die Reisenden ihr erstes Nachtlager im Gebiete des einstmaligen Königreiches Neapel aufschlugen. Der Ort selbst ist ein elendes Nest, aber Lage und Aussicht waren „himmlisch.“ Zur Rechten trat in mäßiger Entfernung ein abgerissenes Vorgebirge weit in das Meer hinein, das nur durch einen schmalen Strich Erde mit dem Festland zusammenhängt. Auf diesem Vorgebirge liegt die angeblich von Äneas begründete und nach seiner Amme benannte Stadt Cajeta, jetzt Gaëta, und die gleichnamige überaus starke Festung Gaëta, welche aus der Meeresflut aufzusteigen schienen. Den ganzen Raum zwischen dem nach uralter Sage in der Todesstunde Christi durch ein Erdbeben von oben bis unten zersprengten und in zwei Teile getrennten Felsenberge Gaëta und dem kleinen Örtchen Mola di Gaëta nahmen die Vorstädte ein, welche aus lauter weißen freundlichen Häusern bestanden. Abwechselnd mit diesen Häusern

zierten schöne Gärten voll Orangen-, Mandel- und anderen Fruchtbäumen den Meeresstrand, während die Berge mit mannigfaltigem Gebüsch und vielen Olivenwäldern besetzt waren.

So war das ganze Gestade in einer Strecke von zwei Stunden bewohnt und bebaut und mit allem Zauber bekleidet, welchen eine südliche Vegetation, ein leuchtend blauer Himmel und die grünblau schimmernde Meeresflut zu verleihen vermag.

Zur Linken sah man im Süden die erhabene Kette des Apennin bis jenseits Neapel, und dazwischen erhob hier und da ein Schneeberg sein glänzendes Haupt. Hinter dem misenischen Vorgebirge tritt der Vesuv mit seinen beiden deutlich sichtbaren Spitzen hervor, und in weiter Ferne begrenzten die Gebirge von Sorento die Aussicht. Gradeaus aber wogte die Flut des weiten Mittelmeeres, auch welchem man im Süden noch die schönen Bergspitzen von Ischia und darüber hinaus das felsige Capri aufragen sah.

Mitten durch all diese Herrlichkeit schlenderten die Freunde nach gehaltener Abendmahlzeit und gelangten endlich an ein Pulcinell-Theater,*) welches in einer Scheune eingerichtet war. Nicht um des Schauspieles willen, sondern um die Zuschauer zu betrachten (Mütter mit Kindern, schöne Mädchen und rotmützige Schiffsleute), erlegten sie das Eintrittsgeld von drei Pfennigen.

„Wer seid ihr?" wurde der Spaßmacher nebst Frau in diesem Stück gefragt.

„Ich bin der Sohn meines Vaters, und diese ist die Tochter ihrer Mutter" — lautete die Antwort, welche als ein brillanter Witz die größte Heiterkeit im gesamten Publikum hervorrief.

In diesem Tone ging es für besagte drei Pfennige etwa eine Viertelstunde lang fort, während die draußen harrenden Gassenjungen, welche sich das Dreipfennigvergnügen nicht leisten konnten, das morsche Scheunenthor unausgesetzt mit großen Steinen bombardierten.

Endlich waren die drei Pfennig abgesessen und mit der bunten Schar gelangten die Künstler durch das sich nun öffnende

*) Pulcinella, französisch Polichinel, ist die stehende Figur in den süditalienischen Volkstheatern (unserm „Hans Wurst" entsprechend) und hat den letzteren diesen Namen gegeben.

Scheunenthor heraus aus der Zwiebel- und Tabaksluft in die zaubervolle Maiennacht.

Die Silberstrahlen des Mondes zitterten über den Wellen des nahen Meeres, an dessen Ufer die Freunde in den dunklen Gängen eines großen Orangengartens auf und ab wandelten, mit Wonne den köstlichen Duft einatmend, welcher den tausenden leuchtend weißer Blüten entströmte, während die reife goldige Frucht daneben aus der dunklen Blätterpracht hervorleuchtete. —

Vom Mola di Gaëta aus ging die Straße über den Fluß Garigliano in die Nähe der Trümmer des alten Miturnä, in dessen Sümpfen sich einst der Held Cajus Marius verborgen hielt. Dann wendete sich der Weg von dem Meeresstrande ab und führte über Sessa auf Capua zu.

In einem kleinen Örtchen vor Capua hielten die Wanderer ihr drittes Nachtquartier. Es war die Zeit, da König Ferdinand von Neapel und Sicilien unter Zustimmung des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland durch österreichische Soldaten die gegen die bourbonische Mißwirtschaft gerichtete revolutionäre Bewegung seines Volkes und seiner Armee unterdrückt hatte. Trotz der trefflichen Führung Wilhelm Pepe's war das neapolitanische Heer nach der ersten Niederlage auseinander gestoben; ohne Flintenschuß hatten die Österreicher Gaëta, Capua und Neapel besetzt, und König Ferdinand war „unter den Freudenbezeugungen seines treuen Volkes“ wieder in alle seine „angeerbten Rechte“ eingesetzt worden.

Trotz der nun eingetretenen Kirchhofsruhe hatte das heißblütige Volk es nicht vergessen, wie schmachvoll der Bourbone das bei seinem Regierungsantritt in der Proklamation vom 1. Mai 1815 gegebene königliche Wort: „Le peuple sera souverain et le prince sera le dépositaire des lois“ *) gebrochen hatte. Drum mußten ihm die österreichischen Soldaten seine getreuen Unterthanen noch etliche Jahre bewachen, und aus diesem Grunde war auch die Gegend um Capua noch von den ersteren besetzt, als Ludwig Richter mit seinen Freunden dort vorüberzog.

---

*) „Das Volk wird unumschränkt und der Fürst der Hüter der Gesetze sein.“

In dem kleinen Orte, in welchem sie nächtigten, lag eine Abteilung dieser österreichischen Exekutionstruppen, welche sich, als sie die deutschen Maler in ihrer Muttersprache sich unterhalten hörten, an sie herandrängten.

Im Wirtshause gerieten die Freunde in Unterhaltung mit dem noch sehr jungen österreichischen Unterlieutenant und mit einem alten graubärtigen Feldwebel. Der letztere war ganz erbittert über die Feigheit der neapolitanischen Soldaten. „Es ist kein Ehr', mit diesen Truppen zu fechten," schnauzte er grimmig, „die Lausbuben laufen ja alle davon, noch ehe sie angegriffen werden." Dem Kommandanten der überaus starken Festung Gaëta, welche für eins der stärksten militärischen Bollwerke Europas und neben Gibraltar als uneinnehmbare Felsenfestung galt, hatten seine eigenen Truppen gedroht, ihn zum Fenster hinaus zu stürzen, weil er nicht sofort bei der ersten Aufforderung die Übergabe der Festung unterzeichnet, sondern sich eine kurze Bedenkzeit ausgebeten habe.

„Sie haben kein Ehr'," räsonnierte der Alte, „da stehen sie in den Gassen und auf der Landstraß' herum und spielen mit Kugeln ihr Botscherle; sie rufen mir auch zu, mit ihnen zu spielen, aber i denk' das ist kei Schicksal*) für einen Mann, der einem Monarchen dient" — und dabei strich er stolz seinen Schnauzbart.

Am nächsten Tage war Neapel erreicht, „ein Stück Himmel, auf die Erde gefallen" **) nennt es ein neapolitanischer Dichter. Noch manch anderes Sprichwort ist von Neapel verbreitet: „Siehe Neapel und stirb," ***) und das stolze Wort, das selbst ein Goethe glaubte bestätigen zu müssen: „Keiner, der Neapel sah, kann je ganz unglücklich werden." Aber wenn der Bewohner des nördlichen Italiens von seinen in Unwissenheit, krassem Aberglauben und sittlicher Verkommenheit den geistigen Todesschlaf schlafenden südlichen Volksgenossen redet, kennt er noch ein Sprichwort, das wesentlich anders lautet: „Das neapolitanische Reich ist ein Paradies, aber von Teufeln bewohnt." †)

*) = „das schickt sich nicht."
**) Un pezzo di cielo, caduto in terra.
***) Vedi Napoli e muori!
†) Il regno di Napoli è un paradiso, mà habitato da Diavoli.

Für Ludwig Richter, welcher alle diese Schönheiten mit dem Auge des Landschaftsmalers anzuschauen, zu würdigen und zu verwerten wußte, schloß sich hier (nach seinem eignen Wort) „eine Zauberwelt auf.“ Und doch sehnte er sich dabei im stillen zurück nach dem großartigen Ernst, der erhabenen Ruhe und Einsamkeit der römischen Natur und des römischen Lebens. Die ernstere Geistesrichtung, der er sich zugewendet, und der krankhafte körperliche Zustand, welcher seit einem Jahre auf ihn drückte und auch späterhin den ganzen Sommer hindurch wie eine Last auf seinem Gemüte lag, ließen ihn nicht zu völlig ungestörtem Genießen der hier auf ihn einströmenden heiteren Lebensfreude kommen.

Doch wurde nichts versäumt, was Anregung und Abwechselung bringen konnte. Die Wohnung war in Santa Lucia genommen, diente indessen kaum zu etwas mehr als zur Schlafstelle. Denn wer jemals in Neapel wohnte, hat sich stets beeilt, die engen wirren Straßen zu verlassen, welche wie ein Hohn auf die umgebende Natur erscheinen, und zum Molo*) hinauszueilen, an welchem das eigentliche Leben Neapels pulsiert, und auf dem auch Ludwig Richter mit seinen Freunden die Abende zubrachte.

Der Fernblick von hier war unbeschreiblich schön; aber das Leben und Treiben vor und auf dem Molo spottete ebenfalls aller Beschreibung. Alles, was bei uns in den Häusern, in Küchen und Kammern geschieht, verrichtet der Sohn Neapels ausnahmslos auf offener Straße. Essen und trinken, kämmen, Kopf waschen und rasieren; Kinder baden und ankleiden; Schusterarbeit, Schneiderei, Tischlerei, Schmiedearbeit, und was sonst an Handwerk stiller oder lärmender Art betrieben werden kann, hat sich auf den Straßen und am Golf eingerichtet. Alles jedoch, was ein Neapolitaner thut, ist von lautem, betäubendem Geschrei begleitet und das friedliche Gespräch zweier guter Freunde klingt dem Fremden wie der wütende Streit von

---

*) Dies italienische Wort bezeichnet einen meist mit Leuchtturm gekrönten Damm von schweren Steinquadern, welcher vom Lande oft weit hinaus in die See geschüttet ist, um den Hafen vor Versandung und starkem Wellenschlag zu schützen und so den Schiffen einen stets sicheren Ankergrund zu gewähren.

solchen, die sich sogleich bei den Köpfen kriegen wollen. Neben dem Getümmel am Molo in Neapel trägt das Treiben auf dem Korso in Rom noch das Gepräge eines harmlosen kleinstädtischen Jahrmarktes!

Was gab es übrigens nicht auch für die erstaunten deutschen Künstler auf der Straße zum Molo zu schauen! Hier rühmten ein Fleckenreiniger und ein Schuhwichser die Wunderkraft ihrer Ware; dort ließ ein Tierbändiger ein zahmes Mäuschen und unschädlich gemachte Nattern Kunststücke aufführen; hier brannte ein Feuerwerker Pulvermännchen ab; dort lud ein Pulcinell die „verehrten Herren“ Lazzaroni *) in sein Theater, die Eroberung Koriniths und Sprengung seiner Citadelle durch „Se. Excellenz den Herrn Konsul Mummius“ anzuschauen; hier lockte eine in Samet und Seide und Silberflitter glänzende Puppe mit niedlichem Gesicht und Kopfnicken zum Ballet ihrer Puppenschwestern in eine Bude ein; dort ertönte betäubende Janitscharen-Musik, hier lautes Deklamieren eines Improvisators. Daneben ließ ein in weißes Lammfell gehüllter Mann aus den Abruzzen seinen Pudel exerzieren; sein dankbares Publikum bestand in zwei Soldaten, zwei Betteljungen und einem Maler, welcher die Scene skizzierte. Neben ihm hielt ein Kerl ein altes zerfetztes Beinkleid hoch und pries es zum Verkauf an „als ebenso modern und fein wie dasjenige Seiner Majestät des Königs Fernando.“ Weiterhin sang ein alter Bänkelsänger vor einem großen Wachstuch mit vielen Bildern das Leben des heiligen Januarius, des Schutzpatrons Neapels, ab und sein Enkelkind im bloßen Hemde begleitete auf einer jämmlichen Geige des Alten krähende Töne. **)

Auf dem Molo selbst standen inmitten dicht gedrängter Kreise von Zuschauern Taschenspieler und ließen ihre oft gradezu verblüffenden Kunststückchen schauen; dicht daneben ein Wahr-

---

*) d. h. die umherlungernden Eckensteher, Müßiggänger, Lastträger, Dienstleute Neapels, deren es 70—80000 in der jetzt etwa 463000 Seelen zählenden Stadt geben soll.

**) Als Goethe zum ersten Male die Straße von Toledo (jetzt Via Roma genannt) und die Straße zum Molo betrat und in dieses sinnenbetäubende Gewirr hineingeriet, faßte er sich erstaunt an den Kopf und fragte sich, ob e r oder ob seine Umgebung toll geworden sei.

sager vor seinem mit astronomischen Zeichen und allerlei Wunderbüchern belegten wurmstichigen Tischchen. Weiterhin hatte ein Erzähler einen großen Kreis von Seeleuten, Lastträgern und Lazzaroni um sich gesammelt, denen er aufregende Seeabenteuer und Räubergeschichten auftischte; daneben lagen nackte Knaben an und auf der Hafenmauer, Orangenschalen kauend und sich zur Abwechselung zankend oder prügelnd. „Wehe euch, wenn ihr nichts kauft," rief von seiner hohen Bühne ein „Charlatan,"*) stolz und verächtlich auf das dumme Volk herniederschauend. Neben ihm aufgehängt die seltsamsten Apparate seiner vermeintlichen Wissenschaft; auf den Tischen Pflaster, Pulver, Essenzen und Mixturen um einen grinsenden Totenkopf gruppiert, welchem das Geld für die entnommenen Wundermittel zwischen die Zähne geschoben werden mußte.

Natürlich war auch an zahllosen Stellen für des Leibes Nahrung und Erquickung gesorgt; neben Kaffeehäusern und Konditoreien wurden in den fliegenden Küchen die Maccaroni bereitet, und der Lazzarone ließ behaglich die wohlschmeckenden „Puppenärmel" durch den weit geöffneten Mund hinabgleiten, nachdem er die appetitliche Speise einstweilen in seiner recht unsauberen Kappe untergebracht hatte.

Die Freunde empfanden bald das Bedürfnis, aus solchem Gewirr und Gewühl heraus zu anderen mehr erhebenden Genüssen zu eilen, und so wurde denn für einen der nächsten Tage in Gesellschaft von Götzlaff und noch einiger schweizer Maler die für jeden Besucher Neapels fast unvermeidliche Besteigung des Vesuv unternommen.

Von dem etwas über eine Meile südlich von Neapel gelegenen Städtchen Resina aus, unter dessen Straßen 80 bis 100 Fuß tief in Asche und Lava begraben das alte Herculanum ruht, zog sich der Weg durch die üppigsten Weingärten, welche den Berg bis zur Hälfte seiner Höhe bekleiden und, durch die Natur des Lavabodens begünstigt, den berühmten „Likörwein" mit Namen Lacrymae Christi (d. h. „Christusthränen") geben. Zwischen den lachenden Weingärten schnitten sich tiefe schwarze

*) d. i. „Marktschreier," vom italienischen ciarlare (sprich scharlare) = schwatzen.

Schluchten ein, in denen in grauser Wildnis Lava in zackigen Felsen aufgehäuft lag, gleich einem Meere, dessen finstre Wogen plötzlich erstarrt waren.

Dann zog sich der Weg an Kastanienbäumen hin und nach zweistündigem Steigen war das 1853 Fuß über dem Meere liegende Plateau des Emeriten erreicht, von welchem sich eine prachtvolle Aussicht über den Golf von Neapel bot.*)

Unter Ulmen stand hier eine ärmliche Einsiedelei, in welcher Ludwig Richter mit seinen Reisegenossen übernachtete. Bei einem einfachen Abendessen von Brot und Zwiebeln wurde der prachtvolle Sonnenuntergang genossen, und trotz des saueren Weines (über welchen Richter auch hier klagt, während sonst von den Reisenden dem Wein des Eremiten viel Lob gespendet zu werden pflegt) war die Gesellschaft sehr lustig und sang allerlei Studentenlieder zur Freude des die Melodie mitträllernden Kuttenmannes.

Am anderen Morgen wurde früh um zwei Uhr aus der Eremitenklause aufgebrochen. Die einen zu Fuß, die anderen auf Eseln reitend zog die Künstlerschar beim Schein von brennenden Reisigbündeln durch die schwarzen Lavaspalten auf der sanft ansteigenden Fläche bis zum Atrio del cavallo (d. i. „Pferdehof,“ Ort, wo die Reittiere zurückgelassen werden müssen), etwa 650 Fuß höher als das Plateau des Eremiten gelegen. Hier hörte alle Vegetation auf und die Genossen mußten nun sämtlich zu Fuß die runde, sehr steile, aus vulkanischem Sande bestehende und mit einer dünnen Lavaschicht bedeckte Höhe erklimmen. Der fünfundvierzig Minuten dauernde Aufstieg fiel den meisten sehr schwer, da man in Asche und Sand waten mußte und der Abhang einen Winkel von etwa fünfundvierzig Grad bildet.**) Die Schuhsohlen waren verkohlt, die Stöcke zog man nach wenigen Sekunden rauchend aus der Asche, doch war noch vor Sonnenaufgang das Ziel,

---

*) In den Jahren 1841—1847 ist auf dieser Fläche eine meteorologische Beobachtungsstation erbaut, welche alle bedrohlichen Änderungen in den Auswürfen des gefährlichen Berges telegraphisch nach den untenliegenden Ortschaften meldet.

**) Seit dem Jahre 1880 befördert eine Drahtseilbahn die Vesuvsteiger mühelos bis zur Bergspitze.

der Rand des Kraters, erreicht. Es dampfte aus demselben an vielen Stellen; aber so herrlich auch der Blick von dieser Höhe hinweg über Land und Meer war und so lebhaftes Interesse auch der etwa zweitausendachthundert Fuß weite Schlund des feuerspeienden Bergungeheuers erweckte — Schwefeldampf und Kälte trieben die Künstler schnell hinab, und vor den Augen der zu Thal Eilenden lag nun in schönstem Sonnenglanz der herrliche Golf ausgebreitet mit all der unvergleichlich schönen Gottespracht, die an seinen Ufern ausgestreut ist.

Auch nach dem Golfe von Salerno wurde ein Ausflug gemacht, diesmal jedoch die Fahrt in einer Barke quer über den Golf von Neapel hinweg, um das Vorgebirge (Punta) Campanella herum, vorgezogen. Nach vielen Stunden Segelns, vorüber an Li Galli, den Inseln der Sirenen, welche einst den vielgewanderten Odysseus durch ihren Gesang bethörten, war endlich das in enger Felsenkluft eingekeilte Amalfi erreicht. Die trümmerreiche Stadt, welche noch im zwölften Jahrhundert über 50 000 Einwohner zählte und allen Handelsstädten des Mittelmeeres Gesetze gab, im Jahre 1825 dagegen kaum 3000 Seelen hatte, bot mit ihrem schönen Felsengestade, den alten malerischen Warttürmen und den vielen mittelalterlichen Bauten auf Klippen und Meeresfelsen Gelegenheit zu neuen eigenartigen Skizzen, welche von Ludwig Richter hier mit großer Sorgfalt entworfen wurden.

Dann ging es weiter landeinwärts gen Süden nach Eboli.

Die deutschen Maler hatten auf einem Hügel vor diesem Orte soeben ihre Schirme und Feldstühle aufgepflanzt, um noch am Abende die von der untergehenden Sonne schön beleuchtete Gebirgskette zu zeichnen, als ein altes Weib keifend und schimpfend eilig den Hügel hinauf stieg, Schirme und Stühle umwarf und drohend ausrief, sie werde es nimmer dulden, daß man hier Zauberei und Teufelskünste treibe; hier wohnten gute Christenmenschen; die fremden Männer sollten hingehen, woher sie gekommen seien!

Während ihres Schimpfens versammelte sich noch eine Menge Volks, Weiber und Kinder, und die liebe Jugend griff alsbald zu Steinen, um die Maler heimwärts zu bombardieren. Zum Glück für diese kam außer einigen Männern

des Dorfes auch ein geistlicher Herr zu der erregten Menge. Diesem erklärten die Maler ihr Vorhaben, sich durch ihre Skizzenbücher legitimierend, worauf derselbe sogleich den tobenden Haufen zur Ruhe brachte. Mit lebhaftem Anteil betrachteten nun die Männer die früher aufgenommenen Skizzen und gaben den Malern gern Auskunft über ein gutes Gasthaus in Eboli, von welchem am nächsten Morgen der letzte Marsch südwärts angetreten wurde, um das etwa fünf Meilen entfernte Pästum zu erreichen.

Wenn in Amalfi ein Stück Mittelalter zu sehen war, so gab es hier auf der entgegengesetzten Seite des Golfes von Salerno, etwa eine halbe Stunde vom Meeresgestade entfernt, ein Stück des grauen Altertums zu schauen, das erst im Jahre 1750 entdeckt und 1755 ganz erschlossen wurde. Die alte Stadt, einst Poseidonia zu Ehren des meerbeherrschenden Gottes genannt, war eine Kolonie der durch ihre maßlose Schwelgerei berüchtigten Stadt Sybaris. Die römischen Dichter Virgil und Ovid rühmen ihre zweimal blühenden Rosen. Im zehnten Jahrhundert wurde der Ort von Saracenen, hundert Jahre später von Normannen verwüstet. Seit jener Zeit liegt das Ufer öde da, von schädlicher Luft durchdünstet; aber in der Einsamkeit finden sich neben Resten der Stadtmauer und den Trümmern einer großen christlichen Kirche die großartigsten Bauten, welche in Italien aus dem Altertum erhalten geblieben sind, von einer Schönheit, Erhabenheit und Einfachheit, gegen welche die edelsten Gebäude des alten Roms kleinlich erscheinen.

Vor einem Kranze schönbewaldeter Berge, mit freiem Ausblick auf das Meer im Westen, erheben sich die drei großen Tempel der alten Poseidonia, deren mittelster dem Meeresgotte selbst geweiht ist. Von Berg und Wald und Meer umschlossen machten sie auch auf Ludwig Richter in dieser schönen Einsamkeit einen erhebenden Eindruck. Er hatte sich vor der brennenden Sonne geflüchtet und im kühlen Schatten ein Plätzchen gesucht, um von dort die Landschaft zu zeichnen, fühlte indes bald das Unzulängliche seines Bemühens und gab es auf.

Eine Hirtenfamilie mit ihrer Ziegenherde belebte die stille

Gegend, und ein hübscher, etwa vierzehn Jahre alter Junge hatte sich malerisch auf einige Quadersteine gelagert und betrachtete unverwandt mit seinen großen schwarzen Augen den zeichnenden Maler, als ob dieser für ihn eine Erscheinung aus einer Welt sei, von welcher der Knabe keine Vorstellung hatte. „Mit solchen ratenden, fremden und fragenden Augen“ (bemerkt Ludwig Richter hierzu in seinen Lebenserinnerungen) „sehen uns zuweilen edlere Haustiere an, und das hat für mich immer etwas Rührendes gehabt.“

Der nur mit einem Lumpen um die Hüfte und einem Lammfell auf dem Rücken bedeckte, sonst völlig nackte Bursche war ein so „edel geformtes schönes Menschengewächs,“ sagt Richter, „wie wir es etwa in griechischen Bronzen bewundern und die Farbe seines Körpers erinnerte auch an dieses Material.“

Natürlich wurde der junge Kalabreserhirt dem Skizzenbuch einverleibt — wetteiferte er doch in seiner natürlichen Formvollendung mit der Schönheit und Feinheit jener Blüte einer hohen Kultur, welche in dem mehr als zweitausend Jahre alten Neptunstempel den deutschen Maler zu immer neuen Ausbrüchen der Bewunderung hinriß.

Pästum war der südlichste Punkt, bis zu welchem die Reise ausgedehnt wurde. Für eine Reise nach Sicilien war die Jahreszeit (Mitte Juni) der Hitze wegen zu ungünstig, und Ludwig Richter hätte für dieselbe deshalb keinen Begleiter gefunden; eine Reise allein dorthin zu unternehmen, verspürte er nicht die mindeste Neigung. So wurde denn wieder nordwärts gewandert und bald war Salerno erreicht.

Salerno rühmt sich eines hohen Alters: kein anderer als Sem, des Noah Sohn, soll ihr Gründer gewesen sein, lehrt uns die Tradition der jedenfalls sehr alten, aber dadurch heruntergekommenen Stadt, daß der Mangel eines sicheren Hafens für große Seeschiffe sie nicht den Wettbewerb mit Neapel aus halten ließ. „Wenn Salerno einen Hafen hätte, wäre es mit Neapel ganz aus“*) — sagt das Volk von Salerno und tröstet sich mit dem einstigen Ruhme dieser Stadt,

*) Si Salerno avrebbe un porto, Napoli sarebbe morto.

welche die Gebeine des großen Papstes Gregor VII. in ihrem Dome birgt und deren Universität im Mittelalter als höchste Autorität für Heilkunde galt.

Von hier segelten die Freunde wieder nach Amalfi und verlebten in dem Geburtsort Tasso's, Sorrento, einige schöne Tage. Der köstliche, frühreifende Wein, welcher hier wächst, die großen Citronen, welche man mit zwei Händen nicht umspannen kann, die süßen duftenden Apfelsinen boten ihnen billige und wohlschmeckende Erquickung, und nur ungern trennte sich die kleine Reisegesellschaft von der herrlichen Gegend, welche gleichsam ein großer Orangeriegarten ist. Capri, wo Kaiser Tiberius sieben Jahre lang wütete und schwelgte, wurde auf der Heimreise besucht; doch war das „märchenhafte Meerwunder,“ die sogenannte blaue Grotte, damals noch nicht bekannt.*) Auch dem vulkanischen Felseninselchen Ischia**) wurde ein kurzer Besuch abgestattet. Seit dem Jahre 1312 waren keine unterirdischen Ausbrüche mehr erfolgt, und in sorgloser Sicherheit lebten die etwa 20000 Inselbewohner unter ihren Weinstöcken und Feigen, Citronen und Aprikosen, Pfirsichen und Orangen, Apfelbäumen, Kirschen, Johannisbrot und Granaten, welche auf dem warmen Boden zwischen den fünfunddreißig heißen Mineralquellen in unvergleichlicher Güte heranreifen. Als die Reisenden die über diese kleine Insel ausgestreute Pracht zwischen den wild und chaotisch über einander geworfenen Steinmassen, den Tuff- und Basaltfelsen, mit entzücktem Auge bewunderten, hätte kein Mensch es für möglich gehalten, daß das furchtbare Erdbeben vom 28. Juli 1883 einen großen Teil dieser Schönheit und viele kostbare Menschenleben innerhalb weniger Minuten vernichten würde.

Endlich war Neapel wieder erreicht und die Rückreise nach Rom mußte angetreten werden. Da von Maydell nicht gern auf demselben Wege, auf welchem sie von Norden gekommen waren, zurückreisen mochte, schlug er den Gefährten die sehr interessante, wenn auch beschwerliche und gefährliche Fußtour durch die Abruzzen vor. Die Freunde jedoch zeigten

---

*) Der preußische Maler und Dichter August Kopisch entdeckte dieselbe erst im folgenden Jahre (1826) zufällig beim Baden.

**) Sprich: Iskia.

wenig Lust zur Fußwanderung überhaupt, da die Sonnenglut in der zweiten Hälfte des Juni eine fast erdrückende war; noch viel weniger aber begehrten sie das damals von den Fremden vorsichtig gemiedene wilde Gebirge kennen zu lernen, aus welchem in jenen Wochen täglich Berichte über neue „Heldenthaten“ des berüchtigten Räuberhauptmanns Fra Diavolo*) in Neapel einliefen.

Trotz alledem entschlossen sich Ludwig Richter und von Maydell zur Fußwanderung. Sie übergaben den größten Teil ihrer Barschaft den mit einem Vetturino nach Rom zurückfahrenden Freunden, und behielten nur so viel bei sich, als sie für eine Woche zu brauchen gedachten. Auch im Falle des Ausgeplündertwerdens durch die Räuber war dann der Verlust nicht groß. Sie hofften jedoch, bei ihrem nach sechswöchentlichem Wandern sehr reduzierten Anzuge, der vom Strohhut bis zu den abgelaufenen Schuhen hinab von weitem schon den „armen Reisenden“ verriet, vor ernstlicher Bekanntschaft mit den Banditen verschont zu bleiben. So zogen sie denn wohlgemut den bedenklichen Weg hinauf in das Gebirge.

Bald sahen sie sich von einer völlig neuen Welt eingeschlossen. Statt des lärmenden Treibens in der reichen Stadt umfing sie die Einsamkeit eines Naturlebens in seinen einfachsten Urzuständen; auf den Bergweiden überall hin zerstreute, zahllose Schafherden, die Dörfer und alleinstehenden Hütten stets von Hürden umgeben. Dazu ein unaufhörliches Geklingel auf allen Seiten von den Glöckchen der Ziegen, welche an den Abhängen und Gipfeln der Berge weideten.

Auf ihrer Wanderung trafen sie keine anderen Menschen

*) Der hier von Richter in seinen Erinnerungen erwähnte „Fra Diavolo“ (d. h. Bruder Teufel) hieß eigentlich Gasparone und ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, durch Auber's Oper weltbekannten früheren Fra Diavolo (eigentlich Pazza), welcher als Räuberhauptmann in den Abruzzen den Aufstand gegen die Franzosen im Jahre 1799 leiten half und, deshalb begnadigt, in der königlichen Armee den Rang eines Oberst erhielt, durch Verrat aber den Franzosen in die Hände fiel und von denselben im November 1806 in Neapel gehängt wurde, obwohl ihm die Engländer wegen seines militärischen Ranges die „Ehre des Erschossenwerdens“ verschaffen wollten. Diese Ehre ist ihm wenigstens in der genannten Oper noch nachträglich zu teil geworden.

als Schäfer in ihren Jacken von Schaffellen, mit schafledernen Halbstiefeln, den weißen langhaarigen Schafhund hinter sich. Die schönen, gutmütigen und gastfreien Leute lieben die Musik außerordentlich; ihr Lieblingsinstrument, die Zampogna,*) ist jedoch kaum vom Dudelsack der Bewohner der schottischen Hochgebirge verschieden, wie denn Reisende gar viele Ähnlichkeiten zwischen den Bergschotten und den Abruzzenhirten herausgefunden haben.

Die große Hitze auf der schattenlosen Straße machte das Wandern den beiden Freunden fast unerträglich, und Ludwig Richter war herzlich froh, als endlich San Germano erreicht war. Der Ort ist jetzt Station der Eisenbahn von Rom nach Neapel, etwa fünf Meilen nordöstlich von Gaëta, befand sich damals indes noch in friedvoller Ferne von der großen Welt. Kaum hatten nämlich die beiden aufs äußerste erschöpften Wanderer sich in ihrem Zimmer ein wenig ausgestreckt, als eine ältere Frau in der malerisch altertümlichen Tracht der Gebirgsweiber mit Kupferbecken und Linnentüchern eintrat, vor Ludwig Richter hinkniete, seine müden Füße stillschweigend in lauem Wasser wusch, dieselben ebenso still abtrocknete und sodann dieselbe Fußwaschung an von Maydell vollzog.

Es war das erste Mal, daß beiden diese alte patriarchalische Sitte vorkam, welche sich in der Abgelegenheit des Ortes erhalten hatte und die beiden bibelkundigen Freunde lebhaft an die frommen Sitten des „heiligen Landes“ erinnern mußte.**)

San Germano gehörte dem Kloster des heiligen Benedikt, und wer hätte in diese Gegend kommen können, ohne zu der festungsähnlichen, auf steilem Berge liegenden Benediktinerabtei von Monte Cassino emporzusteigen, die hier in den Trümmern eines Apollotempels Benedikt von Nursia im Jahre 528 gründete? Mit ihrer Ordensregel ist sie die Grundlage des ganzen Mönchslebens und Ordenswesens im Abendlande ge-

*) Sprich: „Zamponja,“ ein aus dem griechischen Symphonia verdorbenes Wort, welches Wohlklang bedeutet.

**) 1. Mose 18, 4. 19, 2; Luk. 7, 44; Joh. 13, 5 ff. und viele andre Stellen.

worden. Die Schätze der Bibliothek, insbesondere die alten Pergamente aus der Goten- und Langobardenzeit mit den seltsam gemalten Anfangsbuchstaben wurden ebenso bewundert als die weite Aussicht aus den Fenstern auf das wilde Gebirge, und sodann der Marsch nach dem fast sechs Meilen nördlich gelegenen Städchen Sora angetreten.

Unterwegs begegneten ihnen zahlreiche Gruppen von Landleuten, welche zu irgend einem Markte oder Feste zogen und die beiden Freunde mit kindlich neugierigen Fragen umringten. „Woher? wohin?“ fragte es von dort. „Unsere Heimat ist weit von hier, noch über Venezia hinaus, und nach Rom wollen wir,“ antwortete es diesseits. Die guten Leute wollten aber nicht recht glauben, daß wirkliche Christenmenschen noch jenseits des für ihre Begriffe in unsagbarer Ferne liegenden Venedig wohnen sollten und schüttelten ungläubig den Kopf.

„Mein Gott,“ sagten die Weiber, „so weit habt ihr guten Kinder, um nach Rom zu kommen! Nach der Ernte gehen wir auch hin; es ist ja das heilige Jahr. Wenn ihr an St. Peter's Grabe betet, so gedenket auch unser. Gott sei mit euch, gute Kinder! glückliche Reise!“

Als die „guten Kinder“ nun endlich nach dem Schmerzenswege des Tages wohlgemut bei ihrem gebratenen Böckchen und der Weinflasche inmitten vieler einheimischer Gäste in der Gaststube saßen, stürzte atemlos mit lautem Geschrei und wilden Gebärden ein junger Hirt herein. Fra Diavolo, so meldete er, sei soeben mit seiner Bande in ihren Meierhof eingebrochen und habe den Besitzer und eins der Mädchen nebst vielen Ziegen als Beute in die Berge geschleppt.

Alles sprang von den Sitzen, und es entstand ein so leidenschaftliches wirres Durcheinander, wie es eben nur bei den heißblütigen Süditalienern in solchem Falle möglich ist. Ein großer Teil der Gäste begleitete den Hirten zum Statthalter, um Anzeige zu erstatten, während Ludwig Richter und von Maydell müde ihr Lager aufsuchten.

Während der erstere sich glücklich fühlte, endlich die müden Beine im Bett ausstrecken zu können, und für den nächsten Tag mehr die mit Sicherheit zu erwartenden Fußschmerzen befürchtete, als das immerhin doch noch sehr zwei-

felhafte Erscheinen des „Bruder Teufel“ und seiner Gesellen, war von Maydell doch etwas bedenklich geworden. Man war also der Höhle des Löwen bedenklich nahe, und morgen mußte sein Jagdrevier passiert werden — eine lange öde Bergschlucht, welche nicht mehr umgangen werden konnte, wenn nicht das ganze Reiseziel geändert werden sollte.

So wurde denn am folgenden Morgen noch einiges in das Skizzenbuch eingetragen und dann der Marsch nach Avezzano angetreten.

Dieser Weg durch ein enges felsiges Thal, von hohen Bergen eingeschlossen, mit struppigem Gebüsch bedeckt und von dem steinigen Bette eines ausgetrockneten Baches durchzogen, war ebenso beschwerlich als langweilig. Glühend brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel und jeder Schritt, den Ludwig Richter that, verursachte ihm solche Schmerzen, daß er die Zähne zusammenbeißen mußte, um keinen Wehlaut hören zu lassen.

In sehr niedergedrückter Stimmung neben seinem in unverwüstlicher Kraft mit elastischem Schritte munter vorwärts schreitenden Freunde einhergehend gelangte Ludwig Richter endlich um die Mittagszeit in eine Mühle, welche schweigend an dem wasserlosen Bache lag. Ohne viel Umstände öffnete von Maydell eine Stubenthür, fuhr aber stutzend zurück, und an ihm vorbei erblickte nun auch Richter in dem rauchigen, von einem kleinen Fenster nur schwach erleuchteten Gemach fünf bewaffnete Kerls in der bekannten Tracht der Banditen, welche auf dem Fußboden lagen.

Beim Anblick der beiden Fremdlinge fuhren auch sie überrascht auf und griffen nach den Pistolen und Dolchen, die sie in den Gürteln trugen, während die schwerfälligen Büchsen in ihren Armen lagen.

Der Müller jedoch, welcher am Herde stand, machte der gegenseitigen Überraschung schnell ein Ende. Er rief den beiden Freunden zu, sie sollten ohne Furcht eintreten, es seien brave Leute, die bei ihm wären. Und in der That waren jene fünf Männer trotz ihres banditenmäßigen Aussehens nichts weniger als ein zur Beobachtung und Verfolgung der Räuber aufgebotener Posten Landsoldaten, die sich dort gelagert hatten.

Während die Wanderer sich ausruhten und ein wenig an Wein, Brot und Käse stärkten, erzählten die Soldaten von ihren kleinen Scharmützeln und Abenteuern mit den Räubern, denen sie wenig anhaben konnten, und von denen selbst unbelästigt zu bleiben sie froh waren.

Allzuschnell für Richters müde und wunde Füße mußte der Weitermarsch angetreten werden. Kein Haus, kein Mensch war bis zum Abend zu sehen. Als die Sonne sich neigte, erblickten sie ein kleines Mädchen bei ihren schwarzen Schweinchen, das erste Zeichen, daß sie sich wieder menschlichen Wohnungen näherten. Bald darauf eröffnete sich ihnen auch von einem kahlen Hügel aus ein schöner Blick auf den See von Fucino, von herrlichen Bergen umgeben, und vor ihnen in Entfernung einer kleinen Stunde lag ihr nächstes Reiseziel, das Städtchen Avezzano.

Ermüdet lagerten sich die beiden Künstler auf den Rasen, nach dem heißen Tagesmarsche die wohlthuende Abendkühle genießend und sich an der schönen Landschaft erfreuend. Nirgends, so weit das Auge reichte, war ein Mensch sichtbar; als sie aber nochmals einen Blick nach der dunklen Öffnung der öden Thalschlucht warfen, deren Mühen und Gefahren sie sich nun glücklich entronnen wußten, zog plötzlich vor ihren Augen ein langer Zug Reiter aus der Schlucht herauf. Der Anführer desselben hielt sein Pferd bei den Reisenden an, fragte nach dem Woher und Wohin, besichtigte sehr genau die Pässe und wünschte dann höflich eine „glückliche Reise.“

Nun ging den beiden Freunden plötzlich ein Licht auf, weshalb sie in der gefährlichen Schlucht so völlig unbehelligt geblieben waren. Jener Zug Karabinieri,*) welcher ohne daß sie es ahnten, hinter ihnen hergezogen war, hatte sie vor aller Gefahr geschützt. Denn selbstverständlich waren die Räuber von dem Marsch der Karabinierie im voraus unterrichtet worden und blieben ruhig in ihren Felsenhöhlen, aus denen sie den schwerfälligen Reitern ebenfalls eine „glückliche Reise“ wünschten.

*) Mit kurzen Büchsen (Karabinern) bewaffnete Reiterei, welche in Italien den öffentlichen Sicherheitsdienst zu versehen hat, unseren reitenden Gendarmen entsprechend.

In Avezzano angelangt sahen sich die beiden Wanderer bald von den plaudernd auf dem Markte stehenden Bewohnern mit neugierigen Fragen umringt, vermochten indes von denselben keine Auskunft über eine Herberge zu erhalten. Die einzige Wirtschaft des Örtchens war eine Kaffeeschenke, welche Fremde nicht beherbergen konnte. Als die Freunde nun sich nach einem Kloster oder der Pfarre erkundigten, hoffend, dort ein freundliches Unterkommen zu finden, kam ein Herr aus einem hübschen Hause am Markt auf sie zu und lud sie, als er ihr Anliegen erfahren hatte, zur sichtlichen Freude seiner gutmütigen Mitbürger ein, in seinem Hause vorlieb zu nehmen.

Don Baldasare führte seine unerwarteten Gäste in die geräumige Küche, in welcher seine alte Mutter, seine freundliche Frau und mehrere erwachsene Töchter um den Herd saßen und die Fremden gastfreundlich willkommen hießen. Bald drehte sich über der lodernden Flamme ein Braten am Spieß und ein stattliches Abendessen wurde zugerichtet, während sich der sprachgewandte von Maydell lebhaft mit dem Hausherrn unterhielt und demselben viel von den Sitten und Gebräuchen seiner nordischen Heimat erzählen mußte.

Plötzlich erhielt dieses Gespräch eine Unterbrechung: die alte Wirtschafterin führte die jüngeren Kinder, zwei hübsche Knaben und ein kleines Mädchen herein, welche zu Bett gebracht werden sollten. Nachdem die Mutter die Kinder geküßt, *kniete eins nach dem andern vor dem Vater nieder*, der jedem mit einem Segensspruch die Hände auf das Haupt legte und sie dann mit einem Kuß und „gute Nacht“ entließ.

Die einfache Herzlichkeit, fromme Sitte und daneben die angeborene Anmut der Bewohner dieses Hauses machten einen großen Eindruck auf Ludwig Richter, dessen knurrender Magen seine Geduld übrigens auf eine harte Probe stellte. Außer dem Käse und trockenen Brote in der Thalmühle hatte er seit früh nicht das geringste gegessen, und Mitternacht wurde es, bis die Hausfrau den Braten am Spieß für genießbar erachtete. Endlich konnte jedoch am lecker bereiteten Mahle der nagende Hunger gestillt werden und die beiden Wanderer waren herzlich froh, als sie dann die ermüdeten Glieder auf dem gastlichen Lager ausstrecken durften.

Nachdem sie am anderen Morgen noch vom Balkon des Hauses einer Prozession zugeschaut hatten, verließen die Freunde mit dankbarem Herzen das gastliche Haus und wanderten rüstig wiederum den Bergen zu.

Wie ein Alpendörfchen zwischen Hügeln gebettet lag bald vor ihnen das für die deutsche Geschichte so bedeutsame Tagliacozzo,*) hinter ihm der mächtige Berg Velino, das schneebedeckte Haupt in Wolken gehüllt. Dann wurde eine verrufene Gebirgsfläche durchschritten, ganz einsame Heide, mit zerstreuten Felsstücken und Dorngestrüpp bedeckt. Gegen Mittag war das armselige Cervara erreicht, das wie ein Schwalbennest an den schroff abstürzenden Gebirgswänden hing, welche über dem grünen Thale des Anio (oder Teverone), des linken Nebenflusses des Tiber, sich erhoben. Im ganzen Ort trafen Ludwig Richter und von Maydell nur zwei alte braune Weiber an; alle anderen Bewohner befanden sich im Gebirge bei den Herden oder im Thal als vermietete Arbeiter in der Ernte, oder wohl auch im Gefolge des Fra Diavolo. Drum gab es auch hier als Mittagsmahl nur ein Krüglein sauren und lauen Weines zu dem harten Käse, und wenig erquickt wandten nun die Freunde ihre Schritte thalwärts auf die große Straße zu, welche von Tivoli nach Subiaco führt. In der wohlbekannten Herberge wurde hier gerastet, der müde Leib durch Speise und Schlaf erquickt und am nächsten Morgen die Weiterreise nach dem Städtchen Civitella angetreten, das uns schon bei dem früheren Ausfluge Richters und seiner Freunde in die Serpentara bekannt geworden ist.

Civitella liegt auf der höchsten Spitze einer ganz isolierten, die benachbarten Berge überragenden Felsenmasse, und der steile Weg führte etwa eine halbe Stunde lang an dem ganz kahlen Abhange hin, auf dessen Höhe das Örtchen wie ein Adlernest am Felsen klebte und die ganze Umgegend beherrschte.

---

*) Bei Scurcola, in der Nähe von Tagliacozzo (sprich Taljakozzo) wurde der „letzte Hohenstaufe," der erst sechzehn Jahre alte Königssohn Konradin von Schwaben, am 23. August 1268 besiegt, gefangen und mit seinem Freunde Herzog Friedrich von Baden auf Befehl des französischen Usurpators Karl von Anjou acht Wochen später in Neapel hingerichtet.

Manchen Schweißtropfen kostete es, in der Mittagshitze des 22. Juni den kahlen harten Felsenpfad hinauf zu steigen, auf welchem die nackten Kalksteinwände Hitze wie ein Glutofen ausstrahlten. Die Freunde waren deshalb froh, als sie endlich den alten Thorbogen des Städtchens erreicht hatten und traten sofort in die Thür des ersten Hauses ein, das sich in der Folge auch wirklich als das beste des Ortes erwies.

Sie fragten die hübsche kräftige Frau, welche ihnen im Hausflur entgegentrat, nach einer Schankwirtschaft. Allein eine solche gab es dort oben nicht. Drum nahmen die beiden müden Künstler mit Dank das freundliche Anerbieten der „Signora Veronica,“ der Wirtschafterin des Hausbesitzers, an, in dies Haus zu treten und sich dort mit Trank und Speise zu erquicken. Ein geräumiges Zimmer, in welches sie geführt wurden und das mit etlichen großen Landkarten geschmückt war, verriet mehr Bildung, als hier oben erwartet werden konnte. In demselben befand sich der Besitzer des Hauses, Don Vincenzo, ein Mann in mittleren Jahren, welcher in einem großen Lehnstuhle saß und sich damit beschäftigte, die Daumen um einander kreisen zu lassen. Beim Eintritt der Fremden unterbrach er diese geistreiche Selbstunterhaltung und hieß dieselben willkommen. Bald erschien mit seinem zehnjährigen Töchterchen auch der ältere Bruder des Hausherrn, Don Carlo, welcher zwar erblindet, aber lebhaften Geistes war.

Da als nächstes Nachtlager Olevano bestimmt war, so hatten die beiden unerwarteten Gäste Zeit, bis spät am Nachmittag in den kühlen Räumen des Hauses bei lebhafter Unterhaltung zu verweilen, und hierbei kam die Rede auf die uns aus Richters früherem Ausfluge schon bekannte Casa Baldi bei Olevano, wo in der Sommerszeit deutsche Maler Standquartier zu nehmen pflegten und der Familie Baldi viel zu verdienen gaben. Die Anfrage der Künstler, ob denn nicht in diesem Hause ebenfalls für einige Zeit ein Unterkommen zu beschaffen sein möchte, fiel bei Don Vincenzo auf fruchtbaren Boden, da er dadurch Gelegenheit fand, ziemlich mühelos seine Finanzen zu verbessern, denen das Umkreisen der Daumen allein nicht aufzuhelfen vermochte. Er bot seinen

Gästen einige unbenutzte Zimmer im oberen Stockwerk an und der Vertrag wurde sofort für einen Monat abgeschlossen. Zunächst wollten die Freunde ihre Reise vollenden, dann aber in acht bis vierzehn Tagen aus Rom zu längerem ungestörten Verweilen in das bis dahin „eigentlich noch gar nicht entdeckte, fast unzugängliche originelle Nest“ zurückkehren.

In Olevano und dann noch einmal kurz vor Genzano wurde Nachtquartier gehalten, und verabredetermaßen trafen die beiden Freunde nach der langen, beschwerlichen und gefährlichen Wanderung in der Frühe des Johannistages zum Blumenfeste in Genzano pünktlich ein.

Das Städtchen war schon in lebhaftester Bewegung, und auf den Gassen wie in den Schänken zeigten sich die verschiedenartigsten bunten und geschmackvollen Volkstrachten, da die Landleute aus der näheren und weiteren Umgebung ebenso wie die Römer und Fremden jeder Nationalität in großen Scharen zu Wagen und zu Fuß zu dem heiteren eigenartigen Kirchenfeste zusammenströmten.

Von der Ulmenallee herkommend erblickten die beiden Genossen plötzlich den lieben Prediger Rothe mit seiner Frau und vielen anderen römischen Bekannten, darunter auch Thomas und Öhme. Als auch diese der heimgekehrten Freunde ansichtig wurden, gab es großen Jubel, denn man war in Rom in großer Sorge um sie gewesen, weil aus den Abruzzen täglich die schrecklichsten Gerüchte von Grausamkeiten des Fra Diavolo Gasparone einliefen.

Es war für Ludwig Richter hierbei aber auffallend, mit welcher Überraschung und Besorgnis die Freunde ihn anschauten und mit welcher ernsten Teilnahme Prediger Rothe nach seinem Befinden fragte. Doch wurde ihm der Grund hiervon sofort klar, als er in Genzano endlich einmal wieder in einen Spiegel blicken konnte, den er seit Neapel nicht mehr zu sehen bekommen hatte. Er sah so wachsbleich, so angegriffen und krank aus, daß er vor sich selbst zurückschreckte.

Aber das liebliche Fest nahm die Gedanken doch bald wieder in Anspruch durch die heiteren Scharen des auf und ab wogenden Volkes, durch die mit Blumen und Teppichen reich geschmückten Häuser und endlich durch das Prachtstück

des ganzen Festes, die mit dem herrlichsten Blumenteppich geschmückte Straße.

Diese letztere steigt stark hinan und ihr ganzer mittlerer Weg war mit Arabesken, Wappen und Emblemen jeder Art bedeckt, welche mosaikartig durch große farbige Blumenmassen hergestellt waren.

Uber alle diese schönen und kunstreichen Blumenbilder zog nun unter Glockengeläut und Böllerschüssen die übliche Prozession. Nachdem sie ihren Umzug mit angeschaut, nahmen die wiedervereinten Freunde noch die schöne Umgegend von Genzano in Augenschein und fuhren dann am Abende allesamt zu Wagen miteinander nach Rom zurück.

Achtes Kapitel.

Das schon im letzten Winter öfters auftretende körperliche Leiden Ludwig Richters, Brustschmerzen und anhaltender Husten, war durch die über seine Kräfte gehende letzte Fußwanderung nicht unbedenklich gesteigert worden. Schon gar mancher deutsche Maler, bei welchem in gleicher Weise die Brustkrankheit begann, war hinausgetragen worden, um bei der Pyramide des Cestius alles Erdenleid zu verschlafen, und mit immer größerer Besorgnis schauten die Freunde auf ihn. Doch einen römischen Arzt zu Rate zu ziehen, konnte sich Ludwig Richter nicht entschließen, da dieselben durchweg für unfähig galten; er ließ der Krankheit ihren Lauf, hoffend, der bevorstehende ruhige Aufenthalt in Civitella „werde alles wieder in Ordnung bringen."

So brach er denn Anfang Juli*) nach dem einsamen Bergstädtchen auf; nur von Maydell schloß sich ihm an; die anderen aus dem engeren Freundschaftskreise, wie Thomas, Öhme, Flor, waren bereits in die deutsche Heimat zurückgekehrt.

In dem ärmlichen Örtchen (in welchem es deshalb keine Schenke gab, weil niemand zum Besuche derselben einen Pfennig übrig hatte) trafen sie alles so, wie sie es etwa vierzehn Tage zuvor verlassen hatten. Don Vincenzo saß wieder phlegmatisch in seinem Lehnstuhl, die Dose und das blaue Taschentuch in der Hand, und ließ die Daumen um sich kreisen, während er mit Behagen die Fliegen am Fenster und die Wolken am Himmel beobachtete. Er war hocherfreut über seiner Gäste Rückkehr und ließ ihnen sogleich durch die uns

*) Die „Lebenserinnerungen" sagen: „es mochte wohl Ende Juli sein," aber die erste Eintragung in das „Tagebuch" ist in Civitella bereits am 7. Juli gemacht worden.

schon bekannte Frau Veronica, seine Haushälterin, ihre Zimmer anweisen. Diese waren hoch und geräumig und boten von dem steilen Felsenabhange aus, an welchem das Haus lag, eine „zauberhafte Aussicht.“ Das für Ludwig Richter bestimmte Zimmer trug Spuren eines ehemaligen Luxus: Tapeten von gelbem Seidendamast, mit Goldleisten eingefaßt, Sofa und Stühle mit demselben Stoffe überzogen und gleich den anderen Möbeln in den krummen, gebogenen und welligen Linien des sogenannten Rokoko-Geschmackes gearbeitet, so daß sich diese seit vielen Jahren unbewohnt gebliebenen Räume recht stattlich ausnahmen. Von einem Vorfahren der beiden Brüder, welcher es bis zur Kardinalswürde gebracht hatte, war dies Haus erbaut und eingerichtet worden, darum fehlte in demselben auch eine kleine Kapelle nicht, zu welcher man durch eine kleine Tapetenthür aus Richters Zimmer hinabgelangte. Das schöne Haus, viel stattlicher als selbst die Kirche des Städtchens, dessen Bürgermeister (oder Governatore) Don Vincenzo war, bildete mit einigen im Thal gelegenen kleinen Öl- und Weingärten jetzt den ganzen Reichtum der ehemals wohlhabenden Patrizierfamilie, deren letzte Sproßen Don Vincenzo, sein blinder Bruder und dessen vereinsamtes Töchterchen waren.

Mit diesen zusammen nahmen die beiden Freunde ihre täglichen Mahlzeiten ein. Mittags gab es gewöhnlich Ziegen- oder Lammfleisch, ein Mal gebraten, das andere Mal gekocht, auch Schinken oder Eierspeisen, nebst Feigen, Trauben und Oliven. Die Mahlzeiten waren dürftig, aber jedem der beiden Freunde wurde auch nicht mehr als täglich drei Paoli*) berechnet.

Don Vincenzo, welcher kaum jemals seinen Lehnstuhl verließ und dessen Unbeweglichkeit im ganzen Örtchen sprichwörtlich war, führte als liebenswürdiger Wirt bei Tisch den Vorsitz und lenkte die Unterhaltung mit Vorliebe auf solche Gegenstände, bei denen er die Reste seiner einst in Subiaco erworbenen Gymnasialbildung konnte glänzen lassen. Über seinem Lehnstuhle hingen vier vergilbte Karten aus dem vo-

*) Ein Paolo = 43 1/3 Pfennig.

rigen Jahrhundert, „die vier Erdteile“ vorstellend. Als von Maydell ihm gelegentlich einmal bemerkte, daß es eigentlich jetzt fünf Weltteile gebe, geriet Don Vincenzo in große Aufregung. Er hielt diese Angabe zunächst für einen Scherz, schlug indes, als er endlich sah, die Sache sei ernst gemeint, den neuen Weltteil siegreich mit der Bemerkung aus dem Felde, daß auf seinen Karten für einen neuen fünften Weltteil kein Raum sei, folglich ein solcher auch gar nicht existieren könne.

Das Leben der Bewohner von Civitella war ein unsagbar kümmerliches. Wovon die Leute eigentlich lebten, vermochten die beiden Freunde kaum zu enträtseln. Nur ihre glatten schwarzen Schweinchen führten ein üppiges Leben in den Kastanien- und Eichenwäldern, in welche sie von den armen Hirtenmädchen getrieben wurden. Diese selbst hatten keine andere Kost als ihre schwarzen Pfleglinge, und vor derselben nur den einen Vorzug, sich ihre Kastanien zuvor an einem Feuerchen rösten zu können.

Noch schlimmer waren die Jungens daran, welche ihre Ziegenherden zwischen den öden Felsenklippen mageres Futter suchen ließen. Statt sich Kastanien rösten zu können, mußten sie sich selbst von der Sonne braten lassen und sich den Hunger mit Dudelsackblasen vertreiben.

Während von Maydell meist im Zimmer mit der Untermalung seines Bildes: „Christus erscheint der Maria Magdalena im Garten“ beschäftigt war, zeichnete Ludwig Richter den Tag über im Freien in tiefster Einsamkeit in Thälern und Schluchten oder verborgenen Waldwegen, und Geist wie Körper fingen an, ein wenig aufzuleben. Nach dem Abendbrot zogen sich die beiden Freunde meist in ihre „oberen Regionen“ zurück, und in der Wohnung des alten Kardinals las von Maydell mit lauter Stimme aus einem Bande der Werke Luthers in der Walch'chen Quart-Ausgabe (die er aus Rom mitgebracht hatte) vor, bis die Ermüdung Mund, Buch und Augen schloß.

Ende August hatte von Maydell Geschäfte bei Herrn von Bunsen in Rom und wollte deshalb auf einige Tage nach Rom gehen. Um nicht allein zu bleiben und auch den Freund

nicht allein wandern zu lassen, beschloß der immer noch sehr schonungsbedürftige Ludwig Richter, den kräftigen und gesunden Freund auf seiner Fußreise auch diesmal zubegleiten.

Mit Sonnenaufgang traten die Freunde aus dem Thore von Civitella; Mittag war längst vorüber, und die Sonne brannte in den engen Felsschluchten wie das Feuer in einem Backofen, als sie halb verhungert und verschmachtet Tivoli erreichten. Hier blieben sie bis vier Uhr nachmittags: nun galt es noch sechs Stunden bis Rom durch die öde Campagna marschieren, woran Ludwig Richter nur mit Entsetzen denken konnte, denn er merkte, daß seine Kräfte schon in Tivoli zu Ende waren.

Trotzdem wurde der Weitermarsch angetreten, und von Maydell suchte durch die interessantesten Geschichten und Gespräche den ermattenden Freund auf den Beinen zu halten, der nichts mehr sah und hörte, und jeden Augenblick in den Graben zu fallen fürchtete, in welchem der Tod ihm als Erlösung erschienen wäre. Es war Nacht, als ihn von Maydell bis zum Thore von San Sebastiano brachte, das eben geschlossen werden sollte. Bewußtlos erreichte er sein Zimmer, um bekleidet, gestiefelt, bestaubt, ohnmächtig auf das Bett zu sinken.

Die Folgen dieses Unverstandes konnten nicht ausbleiben. Schon öfters hatte Ludwig Richter, seit er Dresden verlassen, durch zu starkes und anhaltendes Marschieren gegen seine Gesundheit sich versündigt; doch diese Wanderung schien ihm den Todesstoß geben zu wollen.

Nachdem die Geschäfte in Rom abgemacht, eine Predigt von Richard Rothe gehört und bei einem Mittagsmahl bei Herrn von Bunsen manche alten Freunde begrüßt worden waren, wurde der Rückweg nach dem stillen Civitella diesmal zur Hälfte im Wagen bewerkstelligt. Aber die Brustschmerzen mehrten sich, eine tiefe Schwermut erfaßte ihn, und die Erinnerung an des Freundes Reinhold gleiches Leiden machte es Ludwig Richter zur Gewißheit, daß auch er im Herbst am Fuße der Cestiuspyramide werde schlafen gehen.

Nun wagte er es, offen gegen von Maydell seine Befürchtungen auszusprechen, in der Erwartung, daß dieser sie

widerlegen und ihm neue Lebenshoffnung machen werde. Statt dessen äußerte von Maydell ruhig, ohne Richter anzusehen: „der Christ müsse ja zu jeder Stunde bereit sein, dem Rufe seines Herrn zu folgen, und die Erde verlassen, sobald es Gottes Wille sei.“ Nun merkte der kranke junge Maler, daß sein Freund dasselbe fest glaube, in das sich zu finden ihm selbst noch zu schwer wurde. Es war ihm ein quälender schmerzlicher Gedanke, fern von allen Lieben in fremder Erde das ungepflegte Grab finden zu müssen, aber sein Tagebuch verrät immer deutlicher, daß er anfing, mit dieser Thatsache als einer wahrscheinlichen zu rechnen. Ebenso rührend als für seine trübe Stimmung bezeichnend ist das Liedchen, das er in jenen Tagen dichtete „und in sein Skizzenbuch kritzelte.“ Es lautete:

Sehnsucht.

Da droben von den Bergen
Herab in's tiefe Thal
Ein Falke kam geflogen,
Der litte große Qual.

Durchschnitten war der Flügel,
Das macht ihm grimmen Schmerz;
Er saß am Heidehügel
Und blickte abendwärts,

Und sah die roten Wolken
Wohl über die Wälder ziehn,
Sie funkelten so goldig
Ins tiefe Waldesgrün.

Da schrie in großem Leide
Er laut zum Himmel auf,
Daß weit erscholl die Heide:
„O Flügel, tragt mich auf!

Tragt mich zu jenen Bergen
In meiner Liebsten Schoß;
Hier muß ich blutend sterben,
Einsam im dunkeln Moos.“

Herzliebchen kam geflogen,
Späht weit aus luft'gen Höhn;
Doch konnte sie den Falken
Im tiefen Thal nicht sehn.

Still saß er in der Heide
In Nacht und Todesschmerz;
Gebrochen die hellen Augen,
Am Morgen brach das Herz.

Doch die Herbstnebel kamen, und durch die sich lichtenden, gelb färbenden Kastanienwälder blickten die blauen Berge, ohne daß die Krankheit die gefürchteten Fortschritte gemacht hätte. Ja in der stärkenden Oktoberluft schien es dem Jüngling, der nun zweiundzwanzig Jahre alt geworden war, als ob neue Kraft ihm würde, und schon am 26. September konnte er in sein Tagebuch schreiben: „Unaussprechlich wohl ist mir und tausendfaches Leben in allen Adern.“ Die gesunde Bergluft, das einfache regelmäßige Leben, der stille innere und äußere Frieden, der ihn in Civitella umgab, hatten mehr heilende Wirkung bewiesen, als alle Arzneien der römischen Apotheken es vermocht hätten.

Als die Morgen anfingen kälter zu werden und oft dichte Nebelwolken das Haus des Don Vincenzo auf der hohen Felsenspitze verhüllten, packten beide Freunde ihre Habseligkeiten auf einen Esel, nahmen herzlichen Abschied von ihren guten Wirten, der stattlichen Haushälterin Frau Veronica und den beiden Ziegenhirtinnen Francesca und Teresa, um (am 18. Oktober) über Olevano nach Palestrina zu ziehen, von wo sie tags darauf ein Vetturin nach Rom brachte.

Hier hatte von Maydell bereits am 27. September die „Winterquartiere“ für sich und den ihm immer lieber gewordenen jungen Freund gemietet. Ludwig Richter bezog Öhme's frühere Wohnung auf dem Monte Pincio in der Via Felice, während von Maydell, um billig wohnen zu können und vor störenden Besuchen bei seinem fleißigen Malen möglichst gesichert zu sein, nahe dem Campo Vaccino sein Quartier aufschlug.

Zu dem Verkehr mit diesem Freunde als seinem „zweiten Ich,“ dem er für sein inneres Leben wie für seine Kunst so vieles zu danken hatte, kamen jetzt noch erneute herzliche Beziehungen zu Schnorr von Carolsfeld. Als Ludwig Richter eben die Umrisse seines großen Bildes: „Das Thal von Amalfi“ auf die Leinwand gezeichnet hatte, besuchte ihn Schnorr und sprach sich sehr anerkennend über den Entwurf aus. Richter

bat ihn hierbei, besonders die zur Staffage dienenden Figuren aufs Korn zu nehmen und ihm dieselben zu korrigieren. Zu diesem Zweck ließ sich Schnorr von Carolsfeld von ihm eine Durchzeichnung seiner Figuren auf sogenanntem „Pauspapier“ geben, nach welcher er eine verbesserte Zeichnung auszuführen versprach. Nach acht Tagen brachte Schnorr eine getuschte Federzeichnung mit Richters Figuren, so köstlich ausgeführt, so genau gezeichnet und mit solcher Anmut in jeder Linie übergossen, daß Ludwig Richter überglücklich war im Besitz eines solchen Schatzes, welcher allgemein bewundert wurde und noch fünfzig Jahre später bei dem Greise Richter als ein mit immer neuer Freude und Wehmut betrachtetes wertvolles Andenken an den damals schon heimgegangenen Freund in hohem Ansehen stand.

Es war dieses kleine Ereignis von entscheidendem Einfluß auf die ganze weitere künstlerische Entwickelung des jungen Malers, der sich an der Schnorr'schen Zeichnung nicht satt sehen konnte. Jedesmal, wenn er nach Haus kam, war es sein erstes, nach derselben zu greifen, um sie auf das genaueste zu betrachten und der reizenden Behandlungsweise womöglich etwas abzulernen.

Als dann das Bild später in Dresden auf der dortigen Kunstausstellung ausgestellt wurde, wurde grade diese Staffage als besonders schön und anmutig gerühmt und den Schülern der Akademie als Vorbild empfohlen. „Um späterhin in den Figuren meiner Bilder nicht allzusehr zurückzubleiben,“ bemerkt dazu Ludwig Richter in seinen Lebenserinnerungen, „war ich genötigt, meine ganze Sorgfalt auf ein noch eingehenderes Studium der menschlichen Gestalt zu richten. Schon in meinem nächstfolgenden Bilde, welches in Dresden ausgeführt wurde, gelang mir die Figurengruppe abermals ganz wohl, und so ging es Schritt vor Schritt weiter, bis die Figuren endlich in den Zeichnungen zum Holzschnitt die Hauptsache wurden, die Landschaft aber bescheiden in den Hintergrund trat!

Durch die Heimkehr von Thomas, Hoff und Öhme war der kleine Kreis der seit jener bedeutungsvollen Sylvester-

nacht „Verbündeten“ auf von Maydell und Ludwig Richter beschränkt worden. Doch brachte der Herbst den jetzt oft durch Schnorr von Carolsfeld und Richard Rothe verstärkten regelmäßigen Zusammenkünften der Freunde neue Teilnehmer: den Geschichtsmaler Peschel aus Dresden, den Architekturmaler Schilbach aus Darmstadt, den Landschaftsmaler Faber aus Hamburg und vor allen den am 20. November 1802 in St. Petersburg geborenen Maler Wilhelm von Kügelgen aus Dresden, den Sohn des Maler Gerhard von Kügelgen, dessen Freundschaft mit Ludwig Richter's Eltern und Ermordung am 27. März 1820 auch hier schon erwähnt wurde, und dessen vortreffliche „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ ihn in weiten Kreisen bekannt und beliebt gemacht haben.

Zwischen Ludwig Richter und diesen ihm meist gleichaltrigen und innerlich verwandten Künstlern bildete sich auf dem Grunde der tiefsten und heiligsten Herzensüberzeugungen hier ein Freundschaftsbund, welcher, in der gemeinsamen Heimat fortgepflegt, in guten und schweren Tagen ausgehalten hat, alle gleich beglückend und bis zu ihrem Tode im selben Glauben und derselben jugendfrischen Liebe erhaltend und bestärkend.

Die lebhafte Unterhaltung an den gemeinsamen Abenden drehte sich um Kunst, Litteratur und Religion. Daß sein ausschließlicher Besuch der evangelischen Gottesdienste und sein inniger Umgang nur mit Protestanten seinen katholischen Landsleuten „großes Ärgernis“ (wie ihm später gesagt wurde) gab, ahnte Ludwig Richter nicht im mindesten, hätte es auch wohl weder beachtet noch verstanden, wenn man es ihm gesagt hätte. „Von Konfession und Kirchentum war unter uns fast niemals die Rede,“ schreibt er über diesen Winter. „Nicht Form oder Uniform war es, was uns am Herzen lag, sondern die Sache selbst, der Glaube in Beweis des Geistes und der Kraft... Ich dachte weder an Protestantismus noch an Katholizismus, sondern fühlte in Wirklichkeit das Glück, Christo anzugehören und sein Wort zu haben. Das Wachsen in der Erkenntnis und die Pflege dieses neuen Lebens war fortan nächst der Kunst mein lebendigstes Bestreben.“

Von dem Geist, von welchem auch die anderen Glieder dieses Freundeskreises beseelt waren, möge hier ein Lied Zeugnis geben, das von Maydell in jenen Tagen als Erläuterungen einer Skizze aus den von ihm damals begonnenen Kompositionen zur Offenbarung St. Johannis niedergeschrieben hatte:

„Jerusalem, du Himmelsstadt,
Nach dir steht all mein Sehnen,
Nach dir schau ich so früh und spat,
Nach dir die Augen thränen.
Ohn' Unterlaß seufz' ich nach dir,
Ach zeig dich endlich, endlich mir,
Zu deiner Ruh mich lade!

Von fern hab ich mich aufgemacht,
Als ich dein'n Ruhm vernommen,
Hab' alles Ding für Schaden acht,
Um nur zu dir zu kommen.
Bis um die Mitternacht ich geh',
Stracks mit dem Hahnenschrei aufsteh,
Mag unterwegs nicht rasten.

Wo Kreuze hoch am Wege stehn,
Trübsal die Pfade enget,
Dort muß der Weg nach Zion gehn,
Dahin mich Heimweh dränget.
Und schrei und seufz' ich auch vor Leid,
Doch tausch ich nicht um Erdenfreud;
Solch Freud' mag mir nicht frommen.

Wann werd' ich deine Zinnen sehn,
Und stehn an deinen Thoren,
Davor die Engel glänzend stehn,
Die Helden auserkoren?
Ach nimm nach langem Pilgerlauf,
Du Himmelsstadt, als Knecht mich auf
Am Thron des Lamms zu dienen."

(Offb. 22, 3).

So ging in stiller treuer Arbeit der Winter hin und die Zeit der Heimkehr nahte. Als Tag der Abreise war der 1. April (1826) festgesetzt; mit den Freunden oder allein wurden nun noch manche liebe Plätzchen „auf Nimmerwiedersehen" besucht, die nötigen Abschiedsbesuche bei Gönnern und Bekannten abgestattet und der übliche Abschiedsschmaus den Genossen aus-

gerichtet. Das Rothe'sche Ehepaar, in dessen Hause Ludwig Richter nach seinen eigenen Worten viel Liebes und Gutes empfangen hatte, fügte beim Abschiede noch einen neuen Beweis seiner liebevollen Fürsorge hinzu, indem es ihm ein kleines schwarzes Hündchen namens Piccino*) zum Reisegefährten schenkte. Denn obwohl Richters Befinden in den letzten Monaten sich wesentlich gebessert hatte, befürchteten von Maydell und Prediger Rothe, er werde bei seiner ihnen bekannten Eigenart durch Gewaltmärsche seine Gesundheit wieder schädigen, und sie hofften, das Hündchen werde sich hinlegen und nicht weiter wollen, wenn des Laufens an einem Tage genug gethan sei. Und in der That bewies sich diese Voraussicht als richtig, und der kleine „Pitsch," wie er fortan hieß, wurde dem heimeilenden Jüngling nicht nur ein unterhaltender Reisegefährte, sondern auch ein treuer Mahner, wenn es galt, am Tage auszuruhen oder am Abend den Tagesmarsch zu beenden.

Am 31. März trug Ludwig Richter in sein Tagebuch das Dankeswort ein, welches der heimkehrende Jakob (1. Mose 32, 10) betete, und in der Frühe des 1. April griff er zum Wanderstab, nahm das Ränzel auf den Rücken und wanderte in Begleitung des treuen von Maydell der Porta del Popolo zu, wo noch eine Anzahl lieber Genossen ihn erwartete, um ihm bis zur Gastwirtschaft am Ponte Molle das Geleit zu geben. Hier wurde der herkömmliche Abschiedstrunk genommen:

„Nun denn, ihr Brüder, sei's weil's muß,
Das letzte Glas, der letzte Kuß" —

dann wandten die anderen sich zurück nach Rom. Nur von Maydell blieb; und hinter dem voraustrabenden Hündchen gingen die beiden Freunde wortlos mit tiefbewegtem Herzen auf der florentinischen Straße vorwärts. Das Gefühl, so viel des Schönen und Guten, so viel auch an Treue und Liebe verlassen zu müssen, machte Richter stumm, und der erfahrene Freund verstand und teilte seine Gefühle.

Doch das „rechte Wetter" zum Abschiednehmen sollte auch hier nicht ausbleiben und die Freunde aus ihren Gedanken herausreißen. Dunkle Wolken zogen sich am grauen Himmel

*) Sprich: „Pitschino," d. h. der Kleine.

zusammen und große fallende Tropfen verkündeten einen starken Regenguß. Da galt es, rasch einen Zufluchtsort suchen, und ein altes Gemäuer unweit des Weges schien den nötigen Schutz bieten zu können. Die Freunde krochen eilends hinein und Ludwig Richter hatte zum Abschied noch ein allerliebstes Bild aus dem Leben des römischen Volkes.

Das Gemäuer bildete die Grabstätte eines alten Römers, und in dem dunklen Raume des alten Heidengrabes, das nur durch die niedere Öffnung des Einganges unzureichendes Licht empfing, hatte sich eine Hirtenfamilie häuslich eingerichtet. Der Mann schickte den großen Hund hinaus, die Herde zusammen zu halten; das junge Weib hatte den Säugling an der Brust; ein anderes Kind saß am Boden und spielte mit einem Zicklein und zwei Hühnern, ihren Hausgenossen. Nun kamen die beiden Wanderer auch noch dazu und der Raum war bis auf den letzten Platz voll.

Während „Pitsch“ am Eingang saß und verdrießlich in den niederrauschenden Regen hinaussah, holten die Freunde ihren Vorrat von Brot und geräucherter Zunge aus der Tasche, teilten ihren Wirten davon mit und ließen auch die Korbflasche mit gutem Wein herumgehen. Das machte die Grabbewohner zutraulich und gesprächig, und so wurde noch ein recht gemütliches Stündchen beim Abschied von Rom in der Ruhestätte eines vornehmen Römers zugebracht.

Draußen ließ der Regen nach; warme Sonnenstrahlen blitzten über die Campagna und der Geruch von Reseda und Narcissen, die in voller Blüte standen, erquickte die beiden Wanderer, welche die erste Nacht in dem kleinen Örtchen Regnano gemeinsam verbrachten und dann sehr früh am andern Morgen ihren Weg fortsetzten. Auf einer Anhöhe, von welcher aus man den Berg Soracte mit dem im Glanz der Morgensonne auf seinem Gipfel liegenden Kloster Oreste in nächster Nähe schaute, trennten sich die Freunde. Zum Abschied reichte von Maydell dem jüngeren Freunde, welchem er Bruder, Lehrer und Vorbild geworden, ein kleines Büchlein, in welches er auf dreißig Seiten je zwei sich ergänzende und erklärende Bibelstellen auf das feinste mit der Rabenfeder eingetragen hatte. Es sollte ihm für die Reise eine tägliche Anregung und Er-

quickung bieten. In den Nachtstunden des Winters hatte er diese Liebesarbeit ausgeführt, und auch von Prediger Rothe war einiges eingeschrieben, unter anderem die Stelle 1. Korinther 13, 12. 13.

Nun schauten sich die Freunde noch einmal in die thränenden Augen; dann kehrte von Maydell um und schritt langsam den Hügel hinab.

Lange, lange sah ihm Ludwig Richter nach; dann wandte auch er sich und zog allein seine Straße dem Vaterlande, der Heimat zu.

Bei dem herrlichsten Frühlingswetter ging die Reise ohne besondere Erlebnisse oder Abenteuer über Narni, Terni, Foligno, Assisi nach Perugia, wo ein Tag geruht und die Freundschaft mit Rehbenitz erneuert wurde, der ihn beim Eintritt in Italien zu Florenz in das Verständnis der alten Meister eingeführt hatte. Jetzt empfing er von demselben Kunstgenossen beim Verlassen Italiens wieder den „Reisesegen.“ Als Ludwig Richter ihm beim Scheiden die Hand reichte, faßte er dieselbe mit seinen beiden Händen und sah ihm ruhig und herzlich in die Augen mit den Worten: „Wo Sie auch hinkommen mögen, Ihnen wird es immer gut gehen.“ Wie eine gute Prophezeiung senkte sich dieser freundliche Abschiedsgruß in des jungen Künstlers gerührtes Herz; er hat seiner oft gedacht in späteren Jahren, wenn sein Lebenshimmel sich trübte, und aus ihm neuen Mut geschöpft.

In Florenz wurde wieder acht Tage Rast gemacht und in Gemeinschaft mit dem dort noch angetroffenen Freunde Wilhelm von Kügelgen besichtigte Ludwig Richter nun nochmals und mit gereifterem Verständnis alle die Herrlichkeiten, welche ihn zwei und ein halb Jahr zuvor unter Rehbenitz’ Führung so hoch entzückt hatten.

Über Pisa und Sarzana wandte sich Ludwig Richter nach Parma, wurde nun aber von einem starken Regenwetter heimgesucht, welches die Wege so übel zurichtete, daß, als eine Stunde vor Parma die Straße an der Seite eines Berges steil hinabführte, ein Vorwärtskommen mit den größten Schwierigkeiten verbunden war.

In der Mitte des Weges war ein knietiefer Morast, zu

beiden Seiten aber der Boden so aufgeweicht, daß Ludwig Richter mit der linken Hand eine am Abhang hinlaufende Barriere erfassend, mit der rechten sich auf seinen Stock stemmend, nur mit großer Vorsicht die steile Stelle hinabzukommen suchen mußte.

Da kam plötzlich ein Reitpferd reiterlos in munterem Trabe die Straße herauf, ohne daß irgendwo ein Mensch zu erblicken war. Um dasselbe anzuhalten oder zurückzutreiben, trat der junge Maler, soweit es ihm möglich war, nach der Mitte des Weges zu und suchte das Pferd durch Zuruf und Schwenken des Stockes zur Umkehr zn bringen. Dieses scheute auch wirklich zurück, setzte hingegen seitwärts über den Straßengraben, um endlich auf der Berghöhe in einer fetten Wiese stehen zu bleiben, wo es höchst friedlich zu grasen begann.

Als nun der Weg um eine Felsenecke bog, hörte Richter zu seiner nicht geringen Überraschung in seiner Nähe die „süßen Laute" der Muttersprache. „Da müssen doch tausend Donnerwetter hineinschlagen! Der Racker ist fort," tönte es plötzlich iu sein erstauntes Ohr, und er bemerkte einen Mann, welcher, einen Mantelsack in der rechten Hand tragend, sich mit der linken an den herabhängenden Zweigen festzuhalten suchte, weil er in dem lehmigen Boden ausglitt und jeden Augenblick hinzufallen in Gefahr stand.

„Heda, habt Ihr nicht ein Pferd gesehen?" rief derselbe ihm in italienischer Sprache zu.

„Jawohl! oben auf der Höhe werden Sie es finden," antwortete dieser freundlich auf Deutsch.

„Warum in Teufels Namen haben Sie es nicht aufgehalten?" brüllte jener nun auch deutsch mit wütender Gebärde herüber und ergoß einen Strom von Flüchen, Verwünschungen und Grobheiten auf den jungen Maler. Doch ließ es die komische Situation zu Handgreiflichkeiten nicht kommen, denn der zwischen beiden liegende knietiefe Morast verhinderte jede „Annäherung." „Sie konnten zu einander nicht kommen, das Wasser war viel tief" — heißt es in jenem bekannten Liede; und so zog denn „Herr Grobian" mit seinem Mantelsack unter fortgesetztem Ausgleiten und Schimpfen seinem Rößlein der Höhe zu nach, während Ludwig Richter, die Hand an der Barriere, auf der steilen lehmigen Bahn thalwärts glitschte.

In Parma wurde der Dom aufgesucht; doch war derselbe wegen des grade gefeierten Hochamtes mit Menschen überfüllt, sodaß Richter die schönen Deckengemälde nicht in Ruhe betrachten konnte. Der Organist spielte zur Messe bekannte deutsche Töne, die damals (seit 1820) von Dresden aus ihren Rundlauf durch die ganze musikalische Welt genommen hatten, nämlich den Jägerchor aus Webers Freischütz, und gab bei der sogenannten „Wandlung“ *) auf dem Flötenregister zum besten: „Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide, wir führen dich zu Spiel und Tanz“ u. s. w. Das war trotz alles Patriotismus über den so im Mailänder Dom zu Ehren kommenden königlich sächsischen Hofkapellmeister für Richters künstlerisches Gewissen zu viel; eiligen Schrittes verließ er das Heiligtum.

Über Mailand wanderte der vom Comersee westwärts zum Luganer-See und Lago Maggiore,**) um den Rückweg nicht wieder durch Tirol, sondern durch die Schweiz zu nehmen. An den herrlichen Ufern, welche ihm zum Abschied nochmals die ganze Schönheit des nördlichen Italiens in wundersamer Frühlingspracht vor Augen stellten, wurde manches gezeichnet und dann auf der Simplonstraße die Alpenkette überschritten. Das erste Nachtquartier auf deutscher (schweizerischer) Erde war Brieg am Rhonefluß, wo ihn wieder der Jägerchor aus dem Freischütz begrüßte, der seinen Weg selbst in dies damals noch wenig besuchte stille Alpenthal gefunden hatte.

Von hier aus beschloß Richter über die Gemmi sich nach Bern zu wenden, da dieser abenteuerliche Felsenpfad für ihn ein besondres Interesse bot. Hier spielt die schauerliche Tragödie von Zacharias Werner, „Der 24. Februar,“ welche Ludwig Richter nicht nur als Jüngling in Dresden gelesen, sondern auch auf einem dortigen Liebhabertheater hatte aufführen sehen, wobei sein lieber Freund Öhme in ergreifender Weise den verlorenen Sohn dargestellt hatte.

So verließ er denn bei Leuk das Rhonethal und ge-

---

*) Der Segnung der Abendmahlssubstanz, durch welche nach römisch-katholischer Lehre die Stoffverwandlung aus Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi auf magische Weise bewirkt wird.

**) sprich „maddschohre,“ d. i. „größerer See.“

langte, sich oft mit Zeichnen aufhaltend, durch die düstre Schlucht des Dala aufwärts steigend bald an das Bad Leuk, wo mitten zwischen heißen Quellen der eisig kalte Liebfrauenbrunnen fließt. In einem Dörfchen in der Nähe desselben blieb er zur Nacht in einer Hütte, in welcher zwar ein Schoppen sauren Weines, aber nichts zum Essen zu erhalten war. Allein die armen Leute, unter deren Dach er eingekehrt war, erweckten seine lebhafte Teilnahme, besonders als sie die Schüssel Milch, welche mit einem Stücke harten Schwarzbrotes ihre Abendmahlzeit ausmachte, andächtig betend umstanden.

Die ganze Bewohnerschaft der Hütte bestand aus einem würdigen Greise mit wenigem weißen Haar, einem alten Mütterchen und ihrem zwölf Jahr alten Enkel, einem stämmigen kräftigen Burschen. Das Gesicht des Alten, dessen lange hagere Gestalt in einem früher schwarz gewesenen groben Leinwandkittel steckte, trug einen so eigentümlichen Ausdruck, daß Ludwig Richter denselben nie wieder hat vergessen können. Es war, als ob der Greis seine Armut, welche ihm weder Sorge noch Kummer machte, in stolzer Ruhe belächle. Das Mütterchen bediente ihren Gast und den Alten geräuschlos, freundlich und liebevoll, und sah dabei so sauber aus, wie das ganze Stübchen und alles Gerät in demselben. Da der stärkere Appetit des Enkels durch das kärgliche Mahl noch nicht befriedigt war, nahm derselbe noch ein großes Stück Brot aus der Tischlade und bemühte sich, es mit dem Messer zu durchschneiden. Da ihm dies nicht gelang, holte er sich ohne ein Wort zu verlieren das Beil und hackte mit demselben einige Brocken ab, welche er in der Milch zu erweichen suchte. Das Lächeln des Alten bei diesem Verfahren des Knaben war eigentümlich hübsch anzusehen.

Sein Nachtlager erhielt der Wanderer in einem sogenannten „Heustadel,“ welcher der Hütte gegenüber auf der Matte lag. Er stand auf vier Pfählen über einem kleinen Bache und mußte mittelst einer kurzen Leiter erstiegen werden. Müde lag Ludwig Richter so auf seinem „Pfahlbau“ im warmen duftigen Heu und freute sich des seltsam poetischen Lagers, neben ihm lag sein treuer „Pitsch,“ unter ihm plätscherte der Bach eilenden Laufes den Hügel hinab und über ihm blickten

durch einige fehlende Dachschindeln zwei strahlende Sterne freundlich auf ihn hernieder.

Als beim ersten Morgenrot die eindringende Kälte ihn weckte, konnte er sofort aufbrechen, da der Alte die nur wenige Kreuzer betragende Zeche schon am Abend vorher erhalten hatte. So stieg er denn wohlgemut die kleine Leiter herab und wanderte über grüne Matten den steilen Felswänden zu, wo er endlich als einzigen Weg die Linien eines Pfades an der senkrechten himmelhohen Wand entdeckte.

Obwohl er seit dem Aufbruch aus seinem Pfahlbau nichts genossen hatte, begann er doch das Steigen auf dem schmalen Felsensteige in der Hoffnung, dort oben Sennhütten zu finden, in denen er sich stärken könne. So stieg er denn neben dem hart an seiner Seite gähnenden gräulichen Abhange im Zickzack länger als anderthalb Stunden an der Gemmi in die Höhe. Von allen Wegen, die er je gemacht hatte, war dies der grausigste. Der alte nervenstarke Geograph Sebastian Münster sagt von dem Stege an der Gemmiwand: „Ich weiß wol da ich auß dem Bad auff den Berg stieg, den zu besichtigen, zitterten mir mein Herz und Bein," und in dem erwähnten Trauerspiel Werners hatte Richter in Dresden Öhme die Worte sprechen hören:

„Als ich heut abend kam gegangen
Von Leuk, und nun den Alpenpaß gewann,
Der immer höher, steiler sich wie Schlangen
Im Zickzack dreht, — Du weißt, ich bin ein Mann
Und fürchte nichts, auch hab ich diesen Gang
Wohl tausendmal bei Tag und Nacht gethan —
Doch heute, wie es immer so entlang
Und wieder rückwärts ging und stets die Felsenwand
Kein Ende nahm — ward mir's, wie soll ich sagen, bang;
Mein ganzes Leben drehte sich, ein Klippenband,
Um mich herum, ein Alpenpaß der Qual,
Aus dem ich Ausweg suchend nimmer fand."

Endlich war die 7100 Fuß hohe Paßhöhe erreicht und der grause Abgrund verlassen. Doch neue Not begann. Statt der erhofften Sennhütten mit Brot, Milch und Käse erblickten Richters erstaunte Augen eine öde kahle von schwarzen Felsmassen umgebene Schneefläche, über welche ein schneidend

kalter Wind pfiff und auf welcher weder Weg noch Steg zu entdecken war.

Fröstelnd barg sich der ermattete, vom angestrengten Steigen erhitzte Wanderer hinter einem großen Steinblock, den armen zitternden kleinen „Pitsch“ zu seinen Füßen, und starrte ratlos auf den schmalen, eine viertel Stunde langen Daubensee, welcher halb zugefroren im weißen Schneebette vor ihm lag.

Was sollte er thun? wohinab sollte er sich wenden? Er hatte keine Ahnung vom rechten Wege und ein falscher Weg führte ihn in sicheres Verderben!

Da plötzlich erblickte er, um eine Ecke seines großen Steinblocks schauend, einen Mann und einen Knaben, welche eben zum Übergang über das Schneefeld ihre Gamaschen anlegten und die dicken Schuhe fester banden. Schnell hatte man sich verständigt und, Gott im stillen für die Führer dankend, die Er ihm gesendet, folgte Ludwig Richter nun buchstäblich den Fußtapfen, welche jene beiden vor ihm in den tiefen Schnee traten. Etwa auf der Hälfte des Weges wurde auf einer schneefreien Platte Halt gemacht, und da Richters „Engel“ sahen, daß dieser nichts Eßbares bei sich hatte, teilten sie mit ihm ihr Stück Brot und den Inhalt ihrer Branntweinflasche. Das war des jungen Malers erstes Frühstück an diesem Tage, obwohl es bereits hoher Mittag war.

Endlich hatten sie das einsame Wirtshaus auf der Nordseite des Passes erreicht, welches Richter aus dem Wernerschen Schauderdrama bekannt genug war, hier kehrte er ein und seine gutherzigen Führer verließen ihn.

Spät am Abend gelangte er (nach einem außerordentlich schweren Abstieg auf steilen Waldpfaden) nach Kandersteg, wo er übernachtete, und kam von da an auf bequemeren Wegen, unterwegs viel zeichnend, mit seinem kleinen vierbeinigen Römer endlich bis Bern, wo er eine Geldsendung von Papa Arnold zu finden hoffte.

Allein wie einst in Innsbruck ging es ihm auch hier. Acht Tage lang mußte er auf den Wechsel warten und vermochte zuletzt auch keine Ausflüge in die Umgegend mehr zu machen, da die wenigen von ihm noch besessenen Lire inzwischen in Bern völlig aufgebraucht waren. Doch that ihm

dieser unfreiwillige Aufenthalt an Leib und Seele gut; er konnte sich ausruhen und die Eindrücke der Heimreise von Rom bis Bern innerlich verarbeiten.

Als das ersehnte Geld angelangt war, „lief“ Richter noch am selben Nachmittag wieder südlich die drei und eine halbe Meile bis zu dem freundlichen Seestädtchen Thun, um noch einige Wochen im herrlichen Berner Oberlande zeichnend sich aufzuhalten.

Zunächst blieb er einige Tage fleißig arbeitend in Thun. Als er hier nach dem Abendessen noch ein enges Gäßchen hinabschlenderte, fiel sein Blick auf das Fenster eines Buchbinderladens, in welchem aufgeschlagene Bücher lagen. Er blieb stehen und las: „Arnd's wahres Christentum. Erster Band.“ Dies freilich im höchsten Grade „ketzerische“ Buch war ihm von seinen römischen Freunden als eine vortreffliche Schrift gerühmt, und er trat deshalb ein, sich dasselbe zu kaufen.

Hinter dem Ladentisch stand der Buchbinder, ein kleiner alter Mann mit einem Gesicht, in welches Arbeit und Mühsal ihre Furchen eingegraben hatten. Forschend schaute er auf den fremden Künstler, als er ihm das Buch reichte, und erlaubte sich die schüchterne Frage, ob er wohl ein Liebhaber von dergleichen Schriften sei?

Richter bejahte es und alsbald entspann sich zwischen ihm und dem Alten ein Gespräch, in welchem beide erkannten, daß ihnen der Glaube an Christum in gleicher Weise Herzenssache sei.

Der alte Buchbinder Hofer, anfangs schüchtern und wortkarg, taute nun auf und erzählte, wie er zwanzig Jahre früher an einem Ort der Brüdergemeinde gearbeitet habe, dort zur rechten Erkenntnis gekommen und dieser auch bisher treu geblieben sei. Freilich stimmten des Alten „Schwizerdütsch“ und des jungen Malers sächsisches Hochdeutsch gar schlecht zusammen und die äußere Verständigung war oft schwer; aber die H e r z e n stimmten um so besser und verstanden sich.

Er habe in Thun niemand, — so klagte der alte Hofer, — mit dem er sich über das, was ihm im Leben und für das Sterben das Höchste und Teuerste sei, aussprechen könne, und fühle sich deshalb sehr vereinsamt. Darum sei seine Freude

nun so groß, und er preise Gott dafür, daß er erfahre, es gäbe auch unter jungen Männern und in weiter Ferne immer noch solche, welche nach Gott fragten und ihren Heiland gefunden hätten.

Große Thränentropfen rollten dabei über die Falten seines Gesichts. Seine Frau stand mit andächtig gefalteten Händen dabei und schien erstaunt über die tiefe Bewegung und den Redestrom ihres sonst so schweigsamen Mannes. Für Richter aber, welcher den alten Buchbinder während seines Aufenthaltes noch einige Male besuchte, war das kleine Begegnis ein stiller Fingerzeig nach dem oberen Vaterland, eine leise und doch zu Herzen gehende Mahnung an die ewige Heimat,

Bei schönstem Wetter fuhr Ludwig Richter, neu gestärkt durch den Aufenthalt in Bern und Thun, über die Perle aller schweizer Seen, den Thuner See, und blieb einige Wochen zeichnend im Berner Oberland, ohne besondere Erlebnisse, aber auch ohne durch die üble Erfahrung auf der Gemmi gewitzigt zu sein. Denn als er östlich vom Brienzer See im schönen Haslithal zeichnete und dort erfuhr, daß es einen Weg über den Susten*) nach der Gotthardstraße gebe, beschloß er sofort, auch diesen Weg ohne jeden Begleiter oder Führer zu versuchen.

Nachdem er in einem Bauernhause am Abhange des das Gadmenthal schließenden Berges genächtigt hatte, stieg er mit frühstem Morgen den Sustenpaß hinan und hoffte — wie einige Wochen zuvor auf der Gemmi —, das Frühstück oben in einer Sennhütte einnehmen zu können, die man ihm genau bezeichnet hatte.

Nach langem Steigen erreichte er die Alpe. Richtig, da stand die ersehnte Sennhütte unweit des Fußpfades, den er gekommen war; aber sie war noch unbewohnt und verschlossen, und der ganze Bergkessel, welchen die Alpe umschloß, lag lautlos vor ihm im stillen schneeigen Winterkleid.

---

*) An dem steilen, fast 11000 Fuß hohen Sustenhorn vorüber führt eine Straße aus dem Gadmenthal (in welchem die Aare fließt) in das von der Reuß durchströmte Meienthal, aus welchem man bei Wasen in die Gotthardstraße tritt. Der von Richter damals eingeschlagene Fußweg geht genau östlich von Meiringen und nördlich vom Rhonegletscher, zwischen Sustenhorn und Titlis, auf Wasen zu.

Völlig verblüfft stand Ludwig Richter in der ihn hier umgebenden eisigen Totenstille, während drunten in den Thälern alle Sommerpracht schon ausgestreut war. Zunächst meldete sich knurrend der Magen, welcher wieder ein Mal um das nach dem langen Bergsteigen sehr nötige erste Frühstück betrogen war. Dann aber kam die zweite noch ernstere Sorge: wo hinaus? — Vor ihm lag eine schneebedeckte hügelige Fläche, rings von Bergspitzen umgeben, nirgends die Spur eines Fußtrittes im Schnee, nirgends Stangen, um die Richtung des Weges anzudeuten.

Zeit genug hatte er hier, sich über seinen „thörichten Leichtsinn" auszuschelten; allein dadurch wurde weder der Magen befriedigt noch der richtige Weg gefunden, und fragend schaute der kleine frierende Römer an seinem Herrn in die Höhe, was denn nun weiter geschehen solle?

Da fiel „wie zufällig" das Auge des letzteren auf eine Einsattelung in den Höhen, welche einige Stunden entfernt zu sein schien und über welche nach seiner Meinung der Paßweg sich ziehen mußte, und weil er nicht umkehren mochte, ging er stracks vorwärts über die feste unbetretene Schneedecke auf den glänzend weißen Gebirgssattel zu.

Doch nach den vorhergegangenen warmen Tagen war die oberste Kruste des Schnees nicht mehr fest, und mit jedem Schritt brach der kühne Wanderer zolltief ein, wodurch das Gehen sehr beschwerlich wurde. Da kam ihm plötzlich der unheimliche Gedanke: wie, wenn der zusammengewehte Schnee eine Kluft bedeckte, in welche er plötzlich ungesehen, ohne jede Möglichkeit der Rettung, ohne jede Nachricht an Gustchen und die Eltern für immer verschwände?

Kaum hatte er diesen ihm furchtbaren Gedanken ausgedacht, da wich unter ihm der Schnee, bis zu den Knieen sank er schon ein, aber im selben Augenblick warf er sich mit ausgebreiteten Armen vorwärts und lag lang ausgestreckt auf der Schneedecke, so seine Körperlast verteilend und sich vor weiterem Einsinken schützend. „Welcher gute Geist mir diesen Gedanken im entscheidenden Augenblicke eingab," schreibt er in seinen Lebenserinnerungen, „weiß ich nicht; es ist mir gleichwohl immer wundersam vorgekommen, da ich in anderen

Fällen großer Geistesgegenwart mich nicht rühmen konnte." Vorsichtig richtete er sich in die Höhe und ging nun sehr ängstlich über die weiße Schneefläche weiter, welche so leicht sein Leichentuch werden konnte.

Als er nach längerem mühsamen Wandern endlich wieder matt und hungrig ausruhte und seine Augen sehnsuchtsvoll nach der noch immer von der Sonne hell beleuchteten, im reinsten Silberglanze strahlenden fernen Sattelhöhe richtete, kam es ihm plötzlich vor, als sähe er oben am Rande derselben ein winzig kleines schwarzes Pünktchen. Er sah starr darauf hin; es schien ihm, als bewege sich „der Punkt," und nach einer Minute hatte er sich überzeugt, daß „der Punkt" weiter herabgerückt sei, also ein lebendes Wesen ihm entgegenkomme.

Freudig jubelte er auf, denn nun konnte er getrost vorwärts schreiten auf den „lieben schwarzen Punkt" zu, welcher mehrmals auf längere Zeit durch Schneehügel verdeckt wurde, aber nach Verlauf von etwa einer Stunde als grüßendes Menschenkind vor ihm stand, über den weiteren Weg gefällige Auskunft erteilte und bald wieder aus Richters Augen verschwunden war.

Munter schritt dieser nun vorwärts. Die Jochhöhe war bald überstiegen, und in einer allmählich breiter und tiefer werdenden Bergrinne ging es nun auf der Ostseite des Passes thalwärts.

Gleichwohl sollten die Gefahren dieses Tages noch nicht ganz überwunden sein. Auf einem von Felsen und Schneehügeln umschlossenen Rasenflecke, welchen der junge Wanderer nicht umgehen konnte, weidete ohne jede Aufsicht eine Herde schöner Kühe. Das wäre an sich nicht bedenklich gewesen, wenn nicht in der Mitte seiner Lieben ein riesiger Bulle gestanden hätte, welcher seinem Unwillen über die Annäherung des fremden Mannes mit einem Hunde sehr unverblümten Ausdruck gab. Wie ferner Donner klang sein dumpfes Grollen, und der kleine Römer suchte ängstlich Schutz hinter seinem Herrn. Diesen selbst aber befiel große Furcht, denn er war verloren, wenn das ihn mit den grimmigen blutunterlaufenen Augen unablässig verfolgende Tier (durch eine Bewegung der

Kühe nach seinem „Pitsch“ gereizt) auf ihn losstürzte. Wußte er nun doch schon zu gut, wie allerorten das Rindvieh einem in seine Nähe kommenden fremden Hunde neugierig oder drohend nachläuft. Ausweichen und Fliehen war hier so wenig möglich, wie damals auf dem Damm in der Campagna vor Ostia. So schritt er denn „mit bebendem Herzen“ zwischen den Felsen und den am weitesten vom Bullen entfernten Kühen vorwärts; glücklich kam er vorbei und bald hörte er das tückische Grollen weit hinter sich. Nun verlor auch „Pitsch“ alle Furcht, galoppierte wieder munter voraus und bewies seinen wiedergefundenen Mut durch lautes Bellen.

Spät am Nachmittag wurde in Wasen das erste Frühstück eingenommen und von allen Gefahren und Mühen dieses Tages ausgeruht. Am anderen Tage ging es neben der Reuß entlang hinab bis zum Vierwaldstätter See und zum Rütli. Wie mußte er hier zurückdenken an die Zeit seiner Knabenjahre, da er in Dresden als erste eigene und selbständige Radierung Tells Apfelschuß auf die Kupferplatte gerissen hatte! Von dort marschierte er über Brunnen, den Lowerzer See und die Trümmer von Goldau hinauf nach Rigi Kulm.

Am frühen Morgen vor drei Uhr weckte auch ihn der Lärm der Hausglocke und des Alphorns, und die Gäste versammelten sich, meist wunderlich vermummt gegen die Kälte der Morgenstunde, auf dem Schaugerüst, um den Sonnenaufgang zu genießen.

Wer „das Gehabe und Gethue“ dabei einmal oder etliche Male selbst erlebt hat, wird des jungen Künstlers Thun mindestens verstehen. Er ging etwas abseits vom „Reisepublikum“ an einen Platz, wo er allein war und dachte an den Vers des Wandsbecker Boten:

„Einfältiger Naturgenuß
Ohn' Alfanz drum und dran.“

Als die Gäste sich verzogen hatten und im Kulm-Hotel beim teuren Kaffee saßen, bestieg Ludwig Richter das Gerüst wieder und war bald in den Anblick der weiten Ferne versunken. Dasselbe that ein von der anderen Seite heraufgekommener Herr, ohne daß die beiden „Fremden“ irgend eine

Notiz von einander genommen hätten. Da wandten sie einmal zufällig einander das Angesicht zu und ein Ruf freudigster Überraschung: — Ludwig Richter schaute in die treuen Augen seines Freundes Wilhelm von Kügelgen!

Das war für beide ein neuer Sonnenaufgang, und bald wurde drinnen beim warmen Kaffee verabredet, von hier an gemeinsam weiter zu wandern und sich erst in Stuttgart zu trennen, von wo W. v. Kügelgen zum Rhein und nach Bremen, Ludwig Richter aber über Nürnberg sich nach Dresden wenden wollte.

Nun folgten Wochen des schönsten innigen Zusammenlebens, und zu dem Bunde, welcher beide Freunde für das ganze Leben in immer innigerer Liebe und festerer Treue verbunden gehalten hat, wurde in diesen schönen Wochen recht eigentlich der Grund gelegt.

Sie fuhren zunächst über den See nach der Stadt der reichen Läden und prunkenden Schaufenster, Luzern, wanderten von dort nach Zürich, dem „schweizerischen Athen," und dann über Tuttlingen durch einen Teil des Schwarzwaldes. Als die Julihitze allzusehr das Wandern hinderte, quartierten sich die beiden jungen Maler in einem einsamen Dörfchen ein, das mitten im Walde lag. Hier verlebten sie, den Tag über in der Dämmerung uralter Buchen plaudernd, lesend oder zeichnend, unvergeßlich schöne, anregende Tage. Doch die Zeit eilte dahin: W. von Kügelgen wollte nach Bremen, um sich mit Julie Krummacher zu verloben, und auch auf Ludwig Richter wartete in Dresden mit sehnsuchtsvollem Herzen seine Auguste.

So brachen denn die Freunde nach Stuttgart auf, wo mit großem Interesse die reichen Kunstschätze in Augenschein genommen wurden, und dann zog Richter wieder einsam seine Straße über Schwäbisch-Hall, Rothenburg an der Tauber und Ansbach*) auf Nürnberg zu.

Wenn man länger als vier Monate meist allein den weiten

*) Unverständlich ist dem Verfasser die Bemerkung in Richters Lebenserinnerungen: „In Ansbach war das Gespräch über Kaspar Hauser und sein trauriges Ende noch überall lebendig." Ludwig Richter berührte Ansbach auf dieser Reise im August 1826. Der rätselhafte

Weg von Rom bis Nürnberg gewandert ist, bekommt man endlich das Laufen satt. Und wenn man zu Fuß vom Comersee aus die ganze Westschweiz und das Berner Oberland durchreist hat, erscheinen einem die deutschen Mittelgebirge ziemlich interesselos. Den Weg von Nürnberg nach Hof hatte L. Richter in entgegengesetzter Richtung auch schon einmal zu Fuß auf der Hinreise nach Rom zurückgelegt, und so beschloß er, mit Nürnberg seine Fußreise zu schließen und von dort aus mit der Post nach Dresden heimzufahren.

In Nürnberg hatte er noch die große Freude, einen viele Bogen langen Brief vom treuen Freunde L. von Maydell (aus Rom vom 27. Juli datiert) zu erhalten, der ihn ungemein erbaute und erfrischte, ihn auch am Schluß seiner Reise noch einmal im Geist nach Rom in den Kreis der dortigen Genossen zurückversetzte.

In wesentlich anderer Weise geschah dies letztere nochmals durch eine Bekanntschaft, die er in seinem letzten Absteigeqartiere, dem „blauen Glöckli“ in Nürnberg machte.

Er hatte in demselben das ganze erste Stockwerk inne — das freilich nur zwei Fenster breit war und nur ein einziges Zimmer enthielt. Da erfuhr er vom Wirt, ein Maler bewohne das dritte Stockwerk, und zu seiner größten Überraschung war dies der Schweizer Hieronymus Heß, der Freund des alten Koch, welcher diesem „das Tännle“ in den Schmadribach hineingezeichnet hatte, ein in den Künstlerkreisen Roms viel besprochener alter Gesell von hoher Begabung, wenngleich ein unruhig fahrendes Genie und aus der „Sturm- und Drangperiode“ nie herauskommend.

Es war für Ludwig Richter ein absonderlicher Genuß, dem seltsamen alten Kollegen hier so unverhofft zu begegnen. Denn schon am andern Morgen stieg der alte Heß in Richters „Bel-Etage“ hinab, im tiefsten Negligé, ohne Rock und Weste, die Hemdärmel aufgestreift, mit ungekämmten Haaren, in welchen noch Bettfedern und sogar Strohhalme hingen. So kam

---

Findling Kaspar Hauser tauchte zuerst am 26. Mai 1828 in Nürnberg auf und starb zu Ansbach an den Folgen des zweiten Mordversuches am 17. Dezember 1833.

er zu dem ihm noch unbekannten jungen Kollegen und fragte diesen nach allem aus, was nur irgendwie aus den Künstlerkreisen Roms zu erkunden war.

Das war der letzte unverfälschte künstlerische Eindruck zum Abschluß der langen Romreise. Wenige Tage darauf hielt der alte schwerfällige Postwagen vor dem alten Posthause auf der Landhausstraße in Dresden. Ludwig Richter befand sich nach einer Abwesenheit von drei und einviertel Jahren wieder in seiner Vaterstadt.

Neuntes Kapitel.

„Sieh da! Der Ludwig, der Römer! nun schön willkommen!“ Mit diesen Worten begrüßte der alte Professor Karl August Richter den heimkehrenden Sohn, welcher eilig die drei Treppen zur nahen elterlichen Wohnung hinaufgesprungen war.

Nun war er wieder zu Haus. Jedoch, wie seltsam kam ihm alles vor, wie ein lebendig gewordener alter Traum! Der Vater trug noch die alte Mütze von grünem Saffianleder; der alte blaue Überrock mit den Spuren des beim Ätzen der Kupferplatten darauf gespritzten Scheidewassers wurde von einem rotbaumwollenen Tuche um die Hüften zusammengehalten, das oft durch einen Bindfaden ersetzt wurde; denn der Rock hatte die Knöpfe verloren und die Mutter durfte dieselben nie ergänzen.

Von des Vaters treuherziger, jedoch etwas wunderlicher Gestalt eilte er hinein zur Mutter, zu den Geschwistern Hildegard und Julius! Bruder Willibald war bereits seit einem Jahre Zeichenlehrer beim Grafen Potocki in Warschau, doch an seiner Stelle wohnte seit der blinden Großmutter Tode der nun schon über neunzig Jahre alte, noch auffallend rüstige Großvater Richter in des Sohnes Familie. Für den heimgekehrten jungen Künstler war kein Platz mehr in derselben; er bezog deshalb eine kleine hübsche Wohnung an der Bürgerwiese, von der er es nicht zu weit zu seiner geliebten Auguste hatte, mit welcher er selige Stunden des Wiedersehens gefeiert hatte und nun in täglicher Gemeinschaft mit ihr einer schönen Zukunft entgegenhoffte.

Im Elternhaus war überhaupt jetzt wenig, was ihn anziehen konnte. Zwischen den Eltern herrschten immer noch die

alten unerquicklichen Mißverständnisse und Verstimmungen, welche den häuslichen Frieden störten; Schwester Hildegard (welche sich später mit dem Kunstgärtner Ludwig Liebig in Dresden verheiratete) und Bruder Julius waren stets in voller Arbeit; der alte Großvater hatte trotz seines täglichen Morgen- und Abendgebets und sonntäglichen Messebesuchs kein Verständnis für des Enkels von ihm „herrhutisch“ genannte Frömmigkeit; und beim Vater traf er noch dieselbe Irreligiosität und Unkirchlichkeit wie früher. Mutter und Schwester besuchten wohl öfters die Kirche, aber sie waren beide lutherisch und bis in den Schoß der Familien (bei gemischten Ehen) wurden damals die konfessionellen Streitigkeiten getragen, welche Bischof Mauermann durch die von ihm publizierte päpstliche Bulle mit ihrem „Gebet um Ausrottung der Ketzerei“ in dem bis dahin so friedlichen Sachsen seit Januar 1825 anzufachen mit bestem Erfolg bemüht gewesen war.

So fehlte denn vieles an dem geträumten heimatlichen Glücke. Selbst der Besuch der lieben Freunde Schnorr von Carolsfeld und von Maydell und der vielfache Umgang mit Öhme und Peschel nebst deren Bräuten vermochte das nicht zu geben, was Ludwig Richter für sich ersehnte. Zuletzt kam dazu noch ein gradezu feindliches Verhältnis, das sich zwischen dem gutmütigen, jovialen Professor Richter und dem eitlen, geschraubten „Vetter Böttger,“ dem Pflegevater von Auguste, herausgebildet hatte und dem Brautpaar vielfach das Leben verbitterte. Da entschloß sich Ludwig Richter, dieser unangenehmen Lage dadurch ein Ende zu machen, daß er (dem Beispiel Öhme's folgend) die Braut heimführte.

Vier Treppen hoch in demselben Hause, welches die Eltern bewohnten (große Schießgasse Nr. 711), wurde eine frei gewordene kleine bescheidene Wohnung eingerichtet und am Sonntag, den 4. November 1827, fuhr er mit seinem Gustchen, „um das er sieben Jahre gedient und geseufzt hatte,“ in aller Frühe durch die noch dunklen Gassen zur lutherischen Kreuzkirche. Eben war der Frühgottesdienst zu Ende; der Gesang des Schlußverses und das in den hohen Räumen verhallende Orgelspiel hatten die bewegten Herzen der Brautleute noch feierlicher gestimmt. Sie reichten einander in Gottes

Namen vor dem Altar die Hände zum Ehebunde und empfingen mit gläubigem Herzen den Segen der Kirche.

Voll stiller Seligkeit kehrten sie heim zur einfachen Hochzeitsfeier: das Mittagbrot gab Vetter Böttger, zum Abendbrot mit Punsch hatten Richters Eltern eingeladen; Öhme mit seiner Emma waren die einzigen Hochzeitsgäste.

Siebenundzwanzig reichgesegnete Jahre hat Ludwig Richter im heiligen Ehestande gelebt und viel Sonnenschein, Freude und Friede hat das „liebe Gustelchen“ dem geliebten Mann in's Haus gebracht. Allein die Gründung dieses Hausstandes war ein kühnes Unternehmen, das ihn zwar nie gereut hat, in welchem er selbst jedoch die Quelle und den Grund vielfacher Verlegenheiten seines späteren Lebens erkannte.

Denn die auf „Papa Arnold's“ Hilfe gebauten Luftschlösser waren auf Sand gebaut gewesen. Schwere pekuniäre Verluste (durch unerlaubten Nachdruck seiner Prachtwerke seitens eines Stuttgarter Kunsthändlers) machten es ihm unmöglich, dem jungen Freunde in anderer Weise behilflich zu sein, als durch Zuweisung kleiner Arbeiten, die selbst einem Junggesellen nur eine sehr bescheidene Existenz gesichert hätten. Freilich „tapezierte er vorläufig den Hintergrund der nächsten Jahre mit schönen Plänen“ (um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen), aber diese „Tapeten“ hätten den Stürmen des Lebens kaum Widerstand zu leisten vermocht, wenn nicht wieder zur rechten Zeit eine jener „wunderbaren Fügungen“ seines Lebens eingetreten wäre.

In Meißen war der alte Hofmaler Arnold gestorben, Zeichenlehrer und Blumenmaler an der dortigen Zeichenschule. Die drei an dieser Schule angestellten Lehrer waren zugleich Maler an der dortigen berühmten Porzellanfabrik, und aus diesem Grunde hatte Ludwig Richter nicht die Zahl der Bewerber um die erledigte Stelle vermehren wollen.

Da wurde er am Fastnachtsabend 1828 durch ein Schreiben des Grafen Vitzthum, des Generaldirektors der Dresdener Kunstakademie, überrascht, welches ihm diese Stelle zusprach, falls er mit einem Gesuche sich um dieselbe bewerben wolle.

Frau Gustel hatte zum Fastnachtsabend die Eltern und Geschwister zu Punsch und Plinzen „heraufgebeten“; da tischte

denn der glückliche Sohn das gräfliche Schreiben dazu auf, welches großen Jubel erregte. Garantierte es doch das schöne Gehalt von ganzen 200 Thalern jährlich! Natürlich wurde am folgenden Morgen das Bewerbungsgesuch geschrieben und wenige Tage darauf hatte Ludwig Richter das Anstellungsdekret für Meißen in den Händen.

Diese unerwartete Beförderung war durch folgenden Vorfall veranlaßt. Aus den sechzehn Bewerbern war ein besonders talentvoller gewählt und es sollte grade für ihn das Anstellungsdekret ausgefertigt werden, als noch in letzter Stunde Professor Rösler bei einem Besuche des Grafen Vitzthum unter den eingesandten Studien jenes Bewerbers Zeichnungen entdeckte, welche von diesem gar nicht herrührten. Der Graf war über diese versuchte freche Täuschung empört, schickte dem Erwählten seine Mappe zurück und trug die bewußte Stelle nun Ludwig Richter an.

Binnen vierzehn Tagen mußte dieselbe angetreten werden und Frau Gustel deshalb zunächst in der großen Dresdener Schießgasse zurückbleiben, bis der Eheherr in der alten malerischen Bischofsstadt eine passende Wohnung gefunden hatte. Sobald dies geschehen war, ging in der „neuen Heimat“ das Leben wieder seinen stillen regelmäßigen Gang wie zuvor. Am 13. Juli 1828 schrieb Richter an Johannes Thomas in Frankfurt über dies sein Leben: „O, dafür kann ich Gott nur loben und preisen; da herrscht Gottesfriede und bei aller meiner Arbeit und Geldnot (eine recht ägyptische Plage) bin ich mit meiner lieben guten Frau doch stets fröhlich und wohlgemut.

Die Thätigkeit an der auf dem Burgberge gelegenen Zeichenschule nahm nur zwei Tage wöchentlich in Anspruch; die vier übrigen Wochentage konnten und mußten zur „Brotarbeit“ verwendet werden, doch dauerte es sehr sehr lange, bis auf diese Weise zu dem Gehalt von 200 Thalern soviel hinzu verdient wurde, um auch nur die Gesamteinnahmen auf das Doppelte des Gehaltes zu bringen. „Ohne die Liebe und den unverwüstlich heiteren mutigen Sinn meiner Frau, ohne ihre große Sparsamkeit und ihr praktisches Verständnis in der Haushaltung würde ich in diesen beengenden Verhält-

nissen verkommen sein," schreibt Richter später im Rückblick auf diese Tage, wo mitunter in seiner Kasse eine solche Ebbe herrschte, daß kaum das (damals noch so hohe) Porto für die einlaufenden Briefe vorhanden war.

„Einstmals entdeckte ich," erzählt er aus diesen Tagen, „zu meiner großen Bestürzung, als ich in meinem Schreibepult das Schubfach aufzog, in welchem die Kasse lag oder liegen sollte, daß in demselben nur noch einige kleine Münzen vorhanden waren. Da ich zunächst keine Einnahme zu erwarten hatte, rieb ich sorgenvoll die Stirn, wodurch freilich die Sachlage nicht anders wurde. Mechanisch ziehe ich ein unteres langes Schubfach heraus, in welchem Papier und Zeichnungen lagen. Aber welche Überraschung! Eine lange Reihe Silberthaler glänzte mir entgegen. Es waren nicht weniger als vierzig, die ich vor längerer Zeit für ein kleines Bildchen bekommen, einstweilen hierher gelegt und deren ich nicht wieder gedacht hatte. Ich rufe sehr erfreut Gustel herbei, zeige ihr meinen Fund, und wir freuen uns nun beide, wobei sie mich am Ohre zupft, mich wacker auslacht und mir zuletzt einen Kuß giebt."

Am 15. August 1828 wurde dem glücklichen Paare das erste Töchterchen geboren, während der Vater mit gefalteten Händen am Fenster stand und zum nahen Kirchturme hinüberschaute, auf dessen Altan soeben die Stadtmusikanten hinaustraten, um nach alter Sitte ihren Choral zu blasen. Da vernahm er aus dem Nebenstübchen die ersten Laute des kleinen Ankömmlings, und im selben Augenblicke erklang es vom Turm in vollen Tönen: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen."

Neue Freuden brachte die kleine Maria dem hochbeglückten Elternpaare, doch auch neue Ausgaben und neue Sorgen. War doch der Vater selbst eben erst von andauernder Krankheit genesen. Die Kraft und Lust zum Schaffen blieb dadurch dauernd geschwächt und alle Hoffnungen, mit denen Richter den „Hintergrund der Jahre 1829 und 1830 austapeziert hatte," durch Vermittelung des im April 1828 zu Dresden gegründeten „Kunst-Vereins" einige seiner Bilder verkaufen zu können und dadurch aus drückenden Verlegenheiten zu kommen, schlugen

fehl und führten zu schmerzlichen Enttäuschungen. Dazu war der folgende Winter ein ungewöhnlich strenger. Der Schnee lag ununterbrochen vom 11. November 1829 bis weit in das Frühjahr hinein; das Weihnachtsfest brachte eine Kälte von 20 Grad Réaumur, welche langsam steigend am 7. Februar 1830 die Höhe von 30 Grad erreichte und unerwartete Ausgaben zur Folge hatte. Zu diesen häuslichen Nöten kamen nun für Ludwig Richter noch die beängstigenden Nachrichten, welche jede neue Post aus Dresden brachte, und welche um so näher auch ihn berührten, da der damals schon achtundsechzig Jahre alte Papa Arnold nicht nur in den Mittelpunkt der Dresdener Bewegung trat, sondern am 13. September sogar Vorsteher der „zur Wahrung ihrer Rechte der Krone gegenüber" von der Bürgerschaft gewählten Kommission geworden war, mit welcher seitens der Staatsbehörden als „Vertretern und Vorsprechern" der oppositionellen Bürger der Hauptstadt amtlich verhandelt wurde.

Die allgemeine Unzufriedenheit jener Tage hatte in Sachsen zwar keinerlei Grund, sich in erster Linie gegen die königliche Familie zu richten, da die Beschwerden der Bürgerschaft, besonders der Innungen, hauptsächlich durch vielfache Mängel der kommunalen und Polizei-Verwaltung hervorgerufen wurden. Aber es richtete sich das Verlangen nach Rückgabe der Polizei an den Magistrat, nach Einführung einer Stadtgemeinde-Ordnung, jährlicher Rechnungsablage über die städtischen Finanzen, Aufhebung des Mahlzwanges, Einführung von Schutzzöllen gegen das Ausland, „Schutz gegen das Judentum, welches dem Bürgertum allenthalben seinen Verdienst entziehen will," „Schutz der evangelischen Landeskassen gegen die unmäßigen Abflüsse zu fremden, das Vaterland nicht treffenden Zwecken*) in letzter Stelle doch gegen die Regierung des

*) Das heißt: zur Unterhaltung eines großen geistlichen Hofstaates und einer zahlreichen Geistlichkeit, welche zu den wenigen Katholiken in gar keinem Verhältnis stehe, zur Erbauung von katholischen Kirchen in evangelischen Orten, Zahlung hoher Pensionen an päpstliche Günstlinge, welche in Sachsen nicht einmal dem Namen nach bekannt seien, sowie Übernahme der Ausgaben für den lokalen katholischen Kultus auf Staats-

alten Königs Anton, zumal sich unter den Forderungen der Bürger auch die befand, daß der präsumtive Thronfolger Prinz Friedrich August an Stelle seines Oheims die Regierung antreten und zum evangelischen Glauben, als „dem Glauben seiner Väter," zurückkehren solle.

Was unter dem „Schutze gegen das Judentum" zu verstehen ist, zeigte die Ausführung in der dem Prinzen überreichten Petition vom 12. September: „Was hiernächst die hiesige Stadtkommune ganz besonders drückt, ist die große Protektion, welche seit einigen Jahren den hiesigen israelitischen Glaubensgenossen dadurch zu teil geworden ist, daß man anbefohlen hat, ihre Kinder als Lehrlinge aufzunehmen, daß man ihnen öffentlichen Handel, sogar das Aushängen von Schildern gestattet, wie namentlich dem Handelsjuden Abraham Mendel Kohn allhier. Weit entfernt, die Philantrophie unsers Jahrhunderts für die in ganz Europa zerstreuten Israeliten tadeln zu wollen, erwähnen wir nur gehorsamst, daß ein großer Teil der europäischen Staaten — so günstig man auch die Emanzipation dieses eigentümlichen Volkes beurteilen mag — doch diesen Akt anscheinender Gerechtigkeit von Begingungen abhängig gemacht hat, die in dem Königreiche Sachsen unbeachtet geblieben sind; der neueste Ukas des Kaisers Nikolaus von Rußland räumt den Israeliten nur dann erst die Rechte eines Kommunal-Mitgliedes ein, wenn sie die christliche Religion angenommen haben; welchen Widerstand die Emanzipation der Israeliten in der württembergischen, in der mecklenburg-schwerinischen Ständeversammlung fand, ist bekannt, und welche traurigen und höchst nachteiligen Folgen für die christliche Bevölkerung mehrerer Provinzen der preußischen Monarchie seit dem Jahre 1811 dort sichtbar geworden sind, davon kann sich jeder Reisende überzeugen."

So trug diese zunächst auf Gewährung kommunaler Selbstverwaltung und Befreiung von polizeilicher Willkürwirtschaft gerichtete Bewegung von vornherein auch den Charakter anti-

---

kassen, während die evangelischen Gemeinden ihre Bedürfnisse aus kommunalen Quellen befriedigen müßten.

semitischer und antikatholischer Tendenzen und drang dadurch in immer tiefere Volksschichten hinunter.

Die vorangegangenen Leipziger Unruhen hatten die Begehrlichkeit und den konfessionellen Haß dieser Klassen auf das höchste gesteigert, und am 9. September, abends acht Uhr, drangen zwei Volkshaufen zu dem Pirnaer und Freiberger Schlage hinein, welche unter dem Gebrüll: „Freiheit! Leipzigs Bürger sollen leben!“ mehrere Hauptstraßen durchzogen, die Laternen zerschlugen und durch besonders lautes Geschrei vor dem königlichen Schlosse demonstrierten. Durch neuen Zulauf verstärkt, wälzte sich der Haufe nach dem Altmarkt und dem Rathause, um Rache dafür zu nehmen, daß dasselbe bei der am 25. Juni gefeierten dreihundertjährigen Gedächtnisfeier der Augsburgischen Konfession „der Parität wegen“ von der allgemeinen Illumination ausgeschlossen worden war. Da die Ratswächter schnell das Hausthor schlossen, kletterten einige Männer auf Leitern zum Balkon hinauf, warfen zu den Fenstern Schriften, Geräte und Möbel hinaus, welche unten auf einem Haufen aufgetürmt und „zu nachträglicher Illumination“ verbrannt wurden. Nur diejenigen Zimmer wurden verschont, in welchen vormundschaftliche Akten und öffentliche Gelder aufbewahrt waren.

Mit ungleich größerer Wut hatte sich inzwischen ein anderer Teil desselben Haufens gegen das in der nahen Scheffelgasse gelegene Polizeigebäude gewendet, da die Polizeiorgane in unbegreiflich taktloser und willkürlicher Weise die Jubelfeier der Augsburger Konfession aus Rücksicht auf die Gefühle der „allerhöchsten Herrschaften“ zu hindern und zu verkürzen gesucht hatten. Hier wurden die Thüren gewaltsam erbrochen, die Polizeidiener verjagt und die Verhafteten freigelassen. Was sich im Gebäude vorfand, Tische, Stühle, Akten, Kleider, Fenster und Fensterrahmen — alles wurde unter wüstem Siegesgeschrei auf die Gasse geworfen, auf einen Haufen getürmt und angezündet. „Von den Brandstiftern“ — sagt eine gleichzeitige Chronik — „wurde keiner eigentlich kenntlich. Sie selbst schienen in dieser Schreckensnacht geboren und dann auch von ihr verschlungen, und keinen der Hauptthäter sah man später wieder.“

Vergeblich riefen die Sturmglocken und Lärmtrommeln die Bürgerschaft zur Hilfe. Die guten Bürger blieben zu Hause und dachten nur an den Schutz der eigenen Wohnung und werten Person. Vereinzelte Bürgergardisten erschienen, „bewiesen aber keinen Eifer, das Polizeigebäude zu retten." Die herbeigeeilte Mannschaft der Artillerie „erwies sich dem tobenden Haufen nicht gewachsen, benahm sich aber so besonnen, daß selbst die Empörer sie mit Achtung behandelten!"

Da rückten die Schützen heran, welche beim „Konfessionsfeste" in den Tagen vom 25. bis 27. Juni als Hilfstruppen der Polizei den Verkehr am Abend in den Straßen gesperrt, die Festgenossen unnötig belästigt und deshalb den Unwillen der Bürgerschaft ebenfalls auf sich geladen hatten. Sie wurden mit Hohngelächter, Steinwürfen und Feuerbränden empfangen, gingen aber gegen den Pöbel mit dem Bajonett vor, töteten einen Lehrburschen und verwundeten acht Personen schwer. Da ihnen das Schießen indes verboten war, konnten sie dem Steinhagel nicht Stand halten und zogen sich verfolgt von der wütenden Menge zurück. Die nun anrückende Kavallerie „konzentrierte sich" ebenfalls vor den Steinwürfen und Feuerbränden „rückwärts," wurde aber bis zur Schloßgasse verfolgt, wo dem katholischen Pfarrer die Fenster eingeworfen wurden. Unterdessen hatte die Nationalgarde die Hauptwache besetzt und ungehindert vom Volke traten am Rathaus die Spritzen in Thätigkeit. Gegen zwei Uhr nachts war der Haupttumult ohne weiteres Eingreifen der Behörden von selbst zu Ende!

Um fünf Uhr morgens ertönten jedoch abermals die Sturmglocken über die geängstete Stadt hin. Ein Trupp Nachzügler der Aufrührer hatte die Kohlenvorräte im Polizeigebäude angezündet, das Dach desselben bereits abgedeckt und angefangen, das verhaßte Gebäude „vom Erdboden wegzutilgen." Zu gleicher Zeit wurde das Wachthaus am Wilsdruffer Thore überfallen und die Wache vertrieben.

Nun glaubte man das Volk durch Nachgeben beruhigen zu müssen. Die Bürgergarde übernahm den Sicherheitsdienst, die Schützen mußten die Stadt sofort verlassen, und Prinz Friedrich, der Liebling des Volkes, erließ als Vorsitzender „der zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe allerhöchst

verordneten Kommission" eine Proklamation, nach welcher der König „die Herstellung der Ruhe, den Schutz des bedrohten öffentlichen und Privateigentums" seinen treuen und lieben Dresdener „Bürgern und Einwohnern" anvertraue.

Die weiße Binde um den linken Arm wurde als Zeichen der „Gutgesinnten" in diesem Erlasse bereits vorgeschrieben, und während etwa zweitausend Männer, Jünglinge und Burschen aus allen Ständen diese Binde anlegten und auf Grund derselben Waffen aus dem königlichen Zeughause verabfolgt erhielten, begab sich Prinz Friedrich in Civil mit der weißen Binde um den Arm zum Rathaus, von unaufhörlichen Vivats begrüßt und mit „verbindlichen Worten" überall die erregten Gemüter beruhigend.

Die nun folgende in ruhigere Bahnen geleitete Bewegung führte den Sturz des Ministers Graf von Einsiedel herbei, an dessen Stelle der freigesinnte Minister von Lindenau trat. Prinz Friedrich wurde (nach Verzichtleistung seines Vaters) Mitregent des alten Königs Anton und führte als Vorsitzender der oben erwähnten „allerhöchst verordneten Kommission" die Verhandlungen mit einer von der Bürgerschaft zur Wahrung ihrer Interessen ebenfalls gewählten Kommission, an deren Spitze der alte aber geistig frische „Papa Arnold" getreten war.

Daß die Gedanken des Richter'schen Ehepaares in diesen bewegten Tagen viel bei den Eltern und dem teuren Gönner waren, und daß Ludwig Richter einerseits mit Sorge auf das in solchen Zeiten nicht ungefährliche Temperament des eignen Vaters hinblickte, ist leicht zu begreifen. Ebenso verständlich ist auch das Interesse, mit welchem er die berechtigten Forderungen der Bürgerschaft nach zeitgemäßen Verbesserungen begleitete, wie solche durch seines väterlichen Freundes Arnold Mund den Vertretern der Krone in ebenso bestimmter als maßvoller und ehrerbietiger Form vorgetragen wurden, und die Freude, daß an nötigen Reformen für Stadt und Staat noch mehr erreicht wurde, als sich in jenen Tagen überhaupt hatte erwarten lassen.

Sobald die Aufregung dieser Zeit nachließ, widmete er sich mit Eifer seinen Arbeiten. Doch zu seinem vielfach gedrückten Gemütszustand und körperlichen Leiden trat nun eine

fast krankhafte Sehnsucht nach Italien. Er lebte fast ausschließlich in Erinnerungen an die verhältnismäßg glücklichen, weil sorgenfreien römischen Tage und darbte sich von seinen kümmerlichen Einnahmen „eine italienische Sparkasse“ zusammen, aus deren Erträgen er eine neue italienische Reise plante. Schon war alles hierzu festgesetzt, da erkrankte Frau Gustel schwer, scheinbar rettungslos. Die Krankheit dauerte vom Juni bis September 1834 und verzehrte fast die ganze „italienische Sparkasse.“ Doch wie gern gab er all dies Geld für das geliebte Weib hin, das ihm in diesem Jahre wie durch ein Wunder neu geschenkt worden war!

Durch Angst, Entbehrung und Nachtwachen selbst auf das äußerste erschöpft, befolgte er notgedrungen den Rat seiner treuen Frau, den Rest jener Sparkasse nun zu einer Erholungsreise durch das schöne Elbthal bis nach Teplitz zu verwenden.

Es bezeichnet diese kleine Reise wieder einen neuen wichtigen Wendepunkt in Richters künstlerischer Entwickelung. Er war überrascht von der Schönheit dieser Gegenden, und als er an einem herrlichen Herbstmorgen bei Sebusein über die Elbe fuhr, tauchte zum ersten Male der Gedanke in ihm auf: „Warum willst Du denn in weiter Ferne suchen, was Du in Deiner Nähe haben kannst? Lerne nur diese Schönheit in ihrer Eigenartigkeit erfassen, sie wird gefallen, wie sie Dir selbst gefällt.“ Goethes Wort fiel ihm ein:

„Weg du Traum, so Gold du bist!
Hier auch Lieb und Leben ist.“

Er griff zu Mappe und Skizzenbuch, ein Motiv nach dem anderen wurde zu Papier gebracht. Nach Aussig zurückgekehrt zeichnete er mit besonderer Liebe am Schreckenstein, „der Lurlei der Elbe.“ Beim Anblick eines mit Menschen und Tieren beladenen Botes, welches nach Sonnenuntergang vom alten Fährmann geleitet den stillen Strom durchschnitt, und auf welchem ein alter Harfner saß, der statt des Fährkreuzers etwas auf seiner Harfe zum besten gab, entstand sein bekanntes Bild: „Die Überfahrt am Schreckenstein,“ in welchem er zum ersten Male die Figuren zur Hauptsache machte. Das Bild gefiel auf der Ausstellung und wurde sofort vom Baron von Quandt für seine berühmte Sammlung in Dresden gekauft.

Mit neuen Anregungen kehrte er in das alte Burglehnhaus nach Meißen zurück. Tiefgehende Eindrücke aus der Jugendzeit lebten wieder auf, und aus dem italienischen Landschaftsmaler wurde wie durch ein Wunder plötzlich der deutsche Genremaler. „Aufsteigendes Gewitter am Schreckenstein," „herbstlicher Wald mit Staffage" waren (neben der erwähnten „Überfahrt") die ersten Früchte dieser neuen bahnbrechenden vaterländischen Richtung.

Auch die bis zum krankhaften gesteigerte Sehnsucht nach Italien war nun mit einem Male und für immer gebrochen. Jetzt wurde ihm alles, was ihn in der Heimat umgab, auch das geringste und alltäglichste, ein fesselnder Gegenstand malerischer Beobachtung. Alles konnte er nun gebrauchen in Feld und Busch, Haus und Hütte, Mensch und Tier, jedes frische Pflänzchen und jeder alte Zaun, alles, was sich am Himmel bewegte und was die Erde trug, war sein geworden. Und damit hatte er den in seiner Art einzigen Weg betreten, auf welchem er zum Liebling des deutschen Volkes werden sollte.

Die nächste Frucht hiervon wurde jedoch naturgemäß dem eignen Haus zu teil. Auf Mariechen war bald ein kleiner Heinrich *) gefolgt. Was gab das nun für schöne lange Winterabende im kleinen Familienkreise, wenn Vater und Mutter frohgesinnt mit den Kleinen um den warmen Ofen saßen und zehnmal schon gehörte Geschichte nimmer wieder erzählt und zu den alten Märlein ganz nagelneue erfunden werden mußten. Hey-Speckters „Fabelbuch" und Görres „Festkalender" lieferten dabei nicht nur immer neuen Stoff zum Hören und Sehen, sondern für Richter auch die Anregung, seinen lieben Kindern dazu Eigenes zu geben.

Er hatte für jedes der Kinder ein Heft angelegt, in welches er, „wenn sie am Tage brav gewesen waren," sobald am Abend die Lampe auf den Tisch gestellt wurde, etwas zeichnete. Binnen wenigen Minuten entstand unter ihren gespannt blicken-

*) Heinrich Richter gab später die erst in den Greisen-Jahren begonnenen aber nur bis zum Tode seiner Tochter Marie (1847) fortgeführten „Lebenserinnerungen," sowie die Bruchstücke des Tagebuches seines Vaters und einzelne Briefe desselben heraus und starb im Sommer 1890 an Schwindsucht in München.

den Augen ein Bild zu irgend einer Geschichte oder zu einem Märchen, das sie soeben gehört hatten. Sie figurierten oft wohl auch selbst auf einem Bildchen, welches mit derben Strichen ein Haus- oder Straßenereignis des Tages darstellte. Vater und Mutter, selbst die komische Christel erschienen ebenfalls auf dem Papier, und ein Reim oder sonstige erläuternde Unterschrift vollendete dann das Ganze.

Wie jauchzten die Kleinen dabei auf, wenn des Vaters Bleistift rasch über das Papier lief und sie merkten, was für eine Figur sich entwickeln würde oder auf welch Erlebnis die Darstellung hinaus wollte. Die lustigen Kinderreime, welche die Bilder begleiteten, schwirrten noch lange durchs Haus und drangen in immer weitere Kreise durch die befreundeten Hausgenossen (insbesondere durch eine der Richter'schen Familie sehr nahe getretene Pastorwitwe mit ihren beiden schönen und liebenswürdigen Töchtern und einem die Fürstenschule besuchenden Sohne) in immer weitere Kreise.

Das war der erste Anfang der Hefte „Fürs Haus," und der kleine, damals kaum vierjährige erste Besitzer eines der beiden im kindlichen Spiele entstandenen Hefte, der kleine Heinrich, ist der spätere Verleger dieser Produkte der väterlichen Liebe zu den Kleinen geworden.

Gestaltete sich auch Richters Gesundheit während des ganzen siebenjährigen Aufenthaltes in Meißen nie befriedigend, so war nun doch wieder die geistige Frische, das Wollen und Können zurückgekehrt, und die drückenden finanziellen Schwierigkeiten wurden gemeinsam mit der treuen Gattin jetzt leichter ertragen. Besuche von Öhme, Peschel, v. Maydell, Passavant, F. A. Krummacher und Richard Rothe; Ausflüge mit den Schülern der Zeichenschule, sowie ein Aufenthalt bei W. von Kügelgen in Hermsdorf (bei welcher Gelegenheit Richter auch die Bekanntschaft des geist- und gemütvollen Sonderlings, des Pastor Roller in Lausa machte) brachten dazu immer neue Freude und Erfrischung für das innere Leben. Nach solchen Besuchen empfanden es Ludwig Richter und Frau Gustel jedoch doppelt lebhaft, wie wenig sie selbst in Meißen Wurzel geschlagen hatten und daß sie eigentlich im nahen Dresden „zu Hause" seien.

Da kam zur rechten Zeit die Erlösung aus der allzu drückend gewordenen Lage. Im Herbst 1835 erschien das bereits sehnlichst erwartete Reskript der sächsischen Regierung, welches zum 24. Dezember desselben Jahres die Meißener Zeichenschule schloß und die an ihr angestellten Lehrer auf Wartegeld setzte.

Als im Frühjahr 1836 die ersten Lerchen schwirrten, zog Ludwig Richter (mit einem Wartegeld von 140 Thalern als der einzigen sicheren Einnahme) nebst Weib und Kindern und aller seiner Habe, krank am Leibe, aber wohlgemuten frohen Sinnes in Dresdens Thoren ein und bezog eine Wohnung in demselben Hause, welches Freund Öhme bewohnte, fern vom Lärm der Stadt in halbländlicher Stille vor dem Löbauer Schlage.

Zum Glück für ihn war die Aufhebung der Meißener Zeichenschule nur der Anfang einer Neugestaltung auch der Dresdener Kunstakademie, mit welcher jene organisch verbunden war. Der Minister von Lindenau, welcher nach Graf Einsiedel's Sturz an die Spitze des Ministeriums getreten und mit dem von uns schon genannten Kunstfreunde Baron von Quandt in Dresden nahe befreundet war, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, alle veralteten Elemente aus der Akademie zu entfernen, welche zu der neuen Richtung nicht mehr paßten und in dieselbe sich nicht fügen konnten. Dazu gehörte nun vor allem die alles wahre Naturgefühl vernichtende Zingg'sche Schule, deren Hauptvertreter Professor Karl August Richter war.

So wurde denn dieser gegen seinen Willen in den Ruhestand versetzt. Der Sohn Ludwig dagegen sollte in einer Stadt des Erzgebirges, in welcher eine Gewerbeschule errichtet wurde, als Zeichenlehrer angestellt werden. Eine trostlose Aussicht! In seiner Not wandte sich Ludwig Richter persönlich an den Minister von Carlowitz, dem er unterstellt war, und legte dar, daß er in Rom zum Landschaftsmaler ausgebildet und imstande sei, in diesem Fache zu unterrichten, aber nicht im Ornamentzeichnen, was bei einer Gewerbeschule doch die Hauptsache sei. Der Minister hörte ihn freundlich an und wenige Wochen darauf hatte Ludwig Richter seine Ernennung zum Lehrer an der Kunstakademie als Nachfolger seines Vaters

in Händen (1841). Dieser letztere faßte zum Glück die Amtsnachfolge des Sohnes als eine Milderung der ihm widerfahrenen Kränkung auf, welche er den Chicanen eines neidischen Kollegen zugeschrieben hatte.

Nun war Ludwig Richter plötzlich und völlig unerwartet am Ziel seiner Wünsche. Er besaß eine geachtete Stellung in der Kunstwelt und ein, wenn auch nur dürftiges, so doch mit dem sicher zu erwartenden Nebenverdienst bei mäßigen Ansprüchen auskömmliches Gehalt.

Sein erstes war nun, sobald er den Unterricht im Landschaftsmalen an der Akademie übernommen hatte, bei den vorgefundenen Schülern den Zopf der Zingg'schen Schule gründlich auszutilgen und er glaubte dies am besten dadurch zu erreichen, daß er im Winter nach guten Vorlagen fleißig kopieren ließ, im Sommer jedoch die Schüler ins Freie führte, um sie dort unmittelbar nach der Natur zeichnen zu lassen. Es war dies bis dahin auf der Dresdener Kunstakademie nicht gebräuchlich gewesen, brachte aber Frische und Leben unter die Schüler und trug wesentlich dazu bei, das sehr gesunkene Interesse an der Landschaftsmalerei neu zu wecken.

In dieser Zeit kam der gute Papa Arnold eines Tages mit ungewöhnlich griesgrämigem Gesichte zu dem jungen Professor und stellte diesen zur Rede, daß er dem Verleger Georg Wigand in Leipzig Erlaubnis zum Kopieren einiger Prospekte der sächsischen Schweiz aus dem Arnold'schen Verlage gegeben und ihn dadurch pekuniär geschädigt habe. Ludwig Richter konnte schnell nachweisen, daß er an dem unbefugten Nachdrucke ganz unbeteiligt sei, und Papa Arnold drohte nun dem Leipziger Verleger mit einer Klage, worauf dieser nach Dresden kam und sich mit Papa Arnold verglich. Bei dieser Gelegenheit lernte Georg Wigand auch Ludwig Richter kennen und trat mit demselben in eine geschäftliche Verbindung, welche nicht nur beiden lohnenden und sicheren Verdienst brachte, sondern auch ein ganz neues Gebiet künstlerischen Schaffens eröffnete.

Ludwig Richter übernahm zunächst die Sektionen „Harz,“ „Franken,“ „Riesengebirge“ für das im Wigand'schen Verlage erscheinende „malerische und romantische Deutschland,“ zu

welchem Zwecke er jene Gegenden mit aller Rüstigkeit zu Fuß nach allen Seiten durchstreifte und sein Skizzenbuch mit Bildern und Erlebnissen aus dem deutschen Volksleben füllte, welche ihm eine reiche Ausbeute gewährten, als ihm später von G. Wigand der Auftrag wurde, Illustrationen zu verschiedenen Volksbüchern zu liefern. Diese Bildchen sollten in dem zu London gleichsam aus der Vergessenheit von neuem ins Leben gerufenen und von dort nach Deutschland zurückgebrachten Holzschnitt ausgeführt werden. Hatte man zu Dürer's Zeiten die Zeichnungen auf Birnbaumtafeln von Langholz übertragen und mit Messern ausgeschnitten, so fing man jetzt an, Buchsbaumplatten von Kernholz zu verwenden und bearbeitete dieselben mit dem Stichel, wodurch es möglich wurde, Kreuzschraffierungen und eigenartige Strichlagen anzuwenden, welche die Alten der großen technischen Schwierigkeit wegen vermeiden mußten.

Über alle Erwartung gelang es Ludwig Richter, auf diesem ihm ganz neuen Gebiet sich heimisch zu machen. Er verstand es, auf seinen Zeichnungen kräftige Tiefen großen Lichtmassen gegenüber zu stellen und dadurch „Sonnenschein" in alle seine Bilder zu bringen. Als seine Illustrationen zum „Vikar von Wakefield," zur „schönen Melusine," zu einer Sammlung von „Studenten, Jäger- und Volksliedern" und zu dem Märchenschatz von Musäus und Bechstein erschienen, fanden sie sofort beim dankbaren Publikum wie bei den strengen Kritikern ungeteilten Beifall.

Daneben fand er noch Zeit und Kraft, auf Andrängen seines Kollegen Hübner zu dem Vorhange in neuen Dresdener Theater (auf welchem Öhme den landschaftlichen Hintergrund malte) die Charakterfiguren aus den bekanntesten Dramen zu liefern. Er malte in den Fries desselben Gruppen und Einzelfiguren: Hamlet, König Lear, Romeo und Julie, Götz, Faust, Egmont, Tell, Wallenstein, Jungfrau von Orleans und andere. Dieser Bühnenvorhang erfreute sich später einer großen Beliebt heit bei den Dresdener Theaterbesuchern, welche sich an der Fülle der bekannten Dichtergestalten allabendlich ergötzten.

Es blühte damals ein reiches Kunstleben in Dresden; kleine und größere Kreise schlossen sich zum gemeinsamen

Schaffen wie zu gemeinsamer Erholung zusammen. Bendemann, Hübner, Bürkner, Robert Reinick u. a. waren es neben Peschel, Öhme und Wagner, mit denen Professor Richter jetzt regelmäßig verkehrte und zwischen ihm und dem edlen Julius Thäter bildete sich bald auf der Grundlage gleicher religiöser und künstlerischer Anschauungen das innigste Freundschaftsverhältnis, welches auch beide Familien eng verband und die später eintretende räumliche Trennung überdauerte.*) Durch Thäter wurde Professor Richter auch mit Ernst Rietschel näher bekannt und befreundet, wozu noch der Umstand beitrug, daß vom Jahre 1840 ab die Richter'sche Wohnung sich vor dem Falkenschlage in einem reizend gelegenen Gartenhause befand, in welchem auch Professor Dr. Seebeck, der Direktor der neu begründeten polytechnischen Schule, mit Frau und Schwägerin wohnte. Diese letztere, eine Schwester des Kunstschriftstellers Andreas Oppermann, lebte im innigsten Freundschaftsverhältnisse mit Frau Gustel und wurde später Ernst Rietschel's Gattin.

Am 9. Juni 1845 hatte der bereits dreiundachtzig Jahre alte Papa Arnold unter großer Anteilnahme der Bürgerschaft, der Künstler und Schriftsteller Dresdens sein fünfzigjähriges Bürgerjubiläum gefeiert. Wie viel hatte nicht Professor Richter diesem trefflichen Manne zu danken, welchem er bis zum Tode kindliche Liebe und Dankbarkeit bewahrte. Aber die Freude dieses Festtages wurde etwas zurückgedrängt durch die lebhafte Erregung, in welcher sich Dresden grade in jenen Tagen befand und welche durch die damalige Reformbewegung innerhalb der römisch-katholischen Kirche hervorgerufen worden war.

Schon in den Abendstunden des 7. Februar hatte sich im Saale des „Hotel de Luxembourg" auf Anregung des Professors Wigard (des später [im Mai 1848] für das Frankfurter Parlament gewählten Abgeordneten) eine Anzahl Dresdener Katholiken versammelt, um sich über Mittel und Wege zu besprechen, welche zur Gründung einer vom römischen Papste unabhängigen „deutsch-katholischen" Kirche einzuschlagen wären. Am 15. Februar

---

*) Der am 7. Januar 1804 zu Dresden geborene Kupferstecher Julius Thäter, welcher sich aus der bittersten Not und Armut herausgearbeitet hatte, wurde im Jahre 1849 als Professor nach München berufen, wo er am 13. November 1870 starb.

folgte eine zweite Versammlung in dem hierzu bewilligten Sitzungssaale der Stadtverordneten, in welcher ein Vorstand mit Professor Wigard als Vorsitzenden gewählt wurde. Bis zum 1. März hatten sich schon 117 Mitglieder förmlich der Gemeinde angeschlossen, welche dadurch nicht wenig an Ansehen gewann, daß ein Polizeikommissar (Faulhaber) am 15. Februar in den Vorstand als Protokollführer eintrat. Auch die am Karfreitag (21. März) vorgenommene Beerdigung eines Mitgliedes dieser Gemeinde (Postmeister und Hauptmann von Bosse) auf dem evangelisch-lutherischen Kirchhofe der Friedrichstadt, sowie die Ankunft des Breslauer deutsch-katholischen Priesters Kerbler (am 22. März) und Joh. Ronge's (26. März) mit mehreren Gesinnungsgenossen, bewirkten es, daß sich die öffentliche Aufmerksamkeit immer mehr der neuen kirchlich-freisinnigen Gemeindebildung zuwendete, sodaß die im Monat April begonnene Geldsammlung zu Gunsten derselben einen überraschend günstigen Erfolg hatte.

Am Sonntag Misericordias Domini, den 6. April (zehneinhalb vormittags) versammelten sich diese Dresdener „Deutschkatholiken im Sitzungssaale der Stadtverordneten zur Abhaltung ihres ersten Gottesdienstes, da vom Kultusministerium die Hergabe einer lutherischen Kirche zu diesem Zwecke nicht genehmigt worden war. Ein einfacher Altar mit einem vortrefflichen in Öl gemalten Christusbilde, einem Kruzifix, vier silbernen Leuchtern, zwei Blumenvasen, Kelch und Hostienteller war an einem Ende des Sitzungssaales neben Kanzel und Taufbecken errichtet. Die Mitglieder des Gesang-Vereins „Orpheus" hatten die Ausführung der liturgischen Gesänge übernommen und sich auf dem für den Vorstand der Stadtverordneten bestimmten Podium aufgestellt. In der Mitte befand sich eine Physharmonika, deren Töne den Gesang der Gemeinde begleiteten.

Bevor die gottesdienstliche Feier begann, trat der Vorsteher Professor Wigard vor die Versammlung, um zwei bereits in einer Vorversammlung erledigte Fragen formell zu wiederholen: 1. Ist die Versammlung willens, die etwa aus Abhaltung des Gottesdienstes entspringende Verantwortlichkeit gemeinsam zu tragen? 2. Ist der Verein gesonnen, vermöge

der ihm innewohnenden Machtvollkommenheit die anwesenden beiden Geistlichen Ronge und Kerbler mit den kirchlichen Funktionen heute zu beauftragen?

Nachdem beide Fragen mit einem lauten und sehr kräftigen Ja beantwortet worden waren, traten die beiden exkommunizierten Priester im einfachen schwarzen Priesterrocke vor den Altar, und die Versammlung sang ein Eingangslied. Dann verlas Ronge das Sündenbekenntnis und der „Orpheus" sang mit Kerbler das Kyrie; hierauf sprach Ronge ein Gebet, welchem der „Orpheus" mit dem Gloria antwortete. Dann folgte die Johannislektion des Sonntags Misericordias Domini vom guten Hirten und der Gesang eines Liedes, worauf Kerbler die Kanzel bestieg, um die Wichtigkeit dieses Tages für Dresden zu betonen und die Hoffnungen zu schildern, von welchen die Deutschkatholiken für ihre heilige und gerechte Sache erfüllt seien.

Nun sang der „Orpheus" wieder, Ronge sprach das Glaubensbekenntnis und der Hymnus des Sanctus leitete die Abendmahlsfeier ein. Dann betrat Ronge die Kanzel, sprach über Lukas 22, 15, woran sich die Austeilung des Sakraments am Altar schloß. Etwa 200 Personen*) empfingen aus Ronges Hand die gebrochenen Hostien, von Kerbler den Wein, während von diesen beiden die Einsetzungsworte gesprochen wurden und der „Orpheus" in kurzen Pausen das Agnus Dei (wie auch die anderen Gesänge in deutscher Sprache) vortrug. Zum Schluß sprach Ronge das Vaterunser und erteilte nach einem Gesange der Gemeinde den Segen.

Nachdem so der offizielle Teil des Gottesdienstes beendet war, trat Ronge nochmals an die Seite des Altars, um Worte des Abschieds und der Ermahnung an die Gemeinde zu richten. Dann machte Professor Wigard der „Versammlung" bekannt, daß nun eine Taufe vollzogen werden solle, bei welcher der ganze Verein (vertreten durch den Vorstand) Patenstelle angenommen habe, welche Taufe auch alsbald von Ronge an dem neugebornen Kinde eines Schneidermeisters Unger vollzogen wurde.

Daß dieser Vorgang in einem so offiziellen Lokale, wie

---

*) Bei der Volkszählung am 3. Dezember 1846 bekannten sich 246 Personen als „Deutschkatholiken," 4508 als „Römischkatholische."

der Sitzungssaal der Stadtverordneten einer königlichen Residenzstadt ist, ungeheures Aufsehen erregte, ist natürlich. Ronge war mit einem Male der Held des Tages und Männer aller Stände drängten sich zu dem ihm zu Ehren am 7. April abends im Saale des Kaufmännischen Vereins gegebenen Festessen. Als er am 9. April mittags Dresden verließ, vermochte er kaum durch die vor seiner Wohnung angesammelte, Vivat rufende Volksmenge sich seinen Weg zu bahnen.

Freilich verlief die erste Begeisterung mit innerer Notwendigkeit allmählich im Sande, und als Ronge am 25. November wieder nach Dresden zurückkehrte, empfing ihn auf dem Bahnhofe schon ein Polizeikommissar mit dem Befehl, sich der Vornahme jeder Amtshandlung zu enthalten, und seine Abreise am 1. Dezember erfolgte ohne jede Demonstration.

Aber noch am 21. September hatten vierzig Mitglieder der sächsischen Ständeversammlnng dem Gottesdienst der Deutschkatholiken beigewohnt, welchen der neue Prediger der Gemeinde Dr. Bauer abhielt, welcher mit den allergrößten Hoffnungen auf den baldigen „Sturz Roms und seiner Priesterschaft" am 7. September seiner Gemeinde die Antrittspredigt über 1. Petri 2, 9 gehalten hatte.

Daß die sich hier hier kundgebende Richtung dem alten Professor Karl Ludwig Richter sehr sympathisch sein mußte, kann nicht verwundern. Er war ein ungläubiger Namenskatholik, der sich um seine Kirche nicht kümmerte, nie zur Messe oder Beichte ging und höchstens am Sylvesterabende einmal ein Gotteshaus besuchte. Dabei gehörte aber (wie sein Enkel Heinrich sich ausdrückt) „zu seinen mancherlei kleinen harmlosen Sonderbarkeiten" auch der „Aberglaube," er stehe in Verwandtschaft mit dem deutschen Volksmanne und Reformator Dr. Luther. Doch hinderte sein hohes Alter ihn an thätiger Anteilnahme an der deutschkatholischen Bewegung. Vielleicht trat auch hierzu die Rücksicht auf die Stellung seines Sohnes Ludwig, welcher von der neuen Bewegung infolge seines wahren und aufrichtigen inneren Glaubenslebens vorsichtig abwägend sich fern hielt.

Derselbe schreibt darüber in sein Tagebuch: „So sehr ich für meine Person nun auch mit der Opposition dieser Leute gegen die Mißbräuche des Papsttums einverstanden bin, so

ist mir doch bis jetzt ihre sehr rationalistische Farbe höchst zuwider und ich habe durchaus keine Lust, da einzutreten. Mir scheint, es wird nur eine kleine Sekte mehr in der Christenheit und das ist nichts Wünschenswertes. Wird die Bewegung aber wirklich bedeutend, so könnte sich durch Hinzutreten der Protestanten eine große Rationalistenkirche etablieren. Doch ist das fast zu bezweifeln. Auch unter den Protestanten regt es sich hier gewaltig. Dr. Georgi hat einen Entwurf drucken lassen zu einer freien Verfassung der protestantischen Kirche in Sachsen und es soll nach Ostern eine Versammlung gehalten werden. Der beginnende Landtag wird einen gewaltigen Kampfplatz für kirchliche Streitigkeiten abgeben und ich bin höchst gespannt auf die Dinge, die da kommen sollen."

Die hier erwähnte Versammlung von dreihundert „evangelischen Männern der gebildeten Stände" wurde zwar am Sonnabende nach Ostern, den 29. März, im Dresdener Stadtverordnetensaale abgehalten, und man nahm wie üblich, eine Resolution an, welche von der Regierung und den Ständen eine freiere Kirchenverfassung erbat. Doch die lebhaften Wogen der kirchlichen Bewegung verliefen sich bald, wie ebenfalls üblich, im toten Sande. Im Jahre 1846 war wenig mehr davon zu bemerken und dies wenige trat völlig zurück hinter den großen Ereignissen auf dem Gebiet des staatlichen Lebens, welche jetzt die ganze gebildete Welt bewegten und bereits im Jahre 1847 deutlich genug sich ankündigten.

Dieses böse Hungerjahr, in welchem der Preis eines Scheffels Roggen zu Dresden schon im Monat Mai auf achtundzwanzig Mark gestiegen war, hatte für die Richter'sche Familie mit schwerem Leid begonnen. Schon seit Monaten krankte die geliebte, damals achtzehn Jahr alte Tochter Marie; am 18. Januar empfing sie getröstet und voll Friedens mit den Eltern und dem Bruder das heilige Abendmahl. Sie war auch angesichts des gewissen nahen Endes mit seliger Freude erfüllt, und der Vater fand sie einst mit leuchtendem Auge entzückt die Arme ausbreitend und jubelnd: „O Gott, wie freue ich mich, wie glücklich bin ich! Ich werde bald meinen Heiland sehen!" Doch Tod und Leben kämpften noch einen harten Kampf, bevor sich die Seele von ihrer Leibeshülle lösen

konnte und erst im April 1847 durfte sie nach bangen schweren Tagen heißer körperlicher Anfechtung zur Ruhe hinüberschlummern.

Tief hatte das Sterben der Tochter das Gemüt des Vaters erschüttert; aber er trug seinen Schmerz als ein Christ in der Glaubenszuversicht des ewigen seligen Lebens für sich und das geliebte Kind.

Dann kam der Tod des alten Papa Arnold, welcher am 6. August 1847 heimgerufen wurde. Wie traten beim Tode des fünf und achtzigjährigen väterlichen Freundes noch einmal vor Ludwig Richters Auge die Stunden, da Gott ihm jenen Mann zuführte, dem er seitdem so vieles zu verdanken hatte.

Noch im Herbst erkrankte dann auch der Vater, Professor Karl August Richter, infolge von Erkältung auf einem Spaziergange. Er wurde an das Bett gefesselt, Brustwassersucht fand sich dazu und von seinen langen schweren Leiden, die er mit rührender Geduld ertrug, erlöste ihn der Tod erst im Jahre 1848. In diesem Jahre starb auch Bruder Julius in Warschau an der Cholera, und nur der in festem Glauben an Gott gegründete Sinn des von der Liebe seiner treuen Frau getragenen Mannes vermochte es, in diesen schweren Zeiten ihm seinen getrosten und freudigen Mut zu erhalten.

Die politischen Stürme der Jahre 1848 und 1849, welche nun folgten und bis in die entlegensten Dörfer Erregung trugen, konnten natürlich an keinem Bewohner der Stadt Dresden spurlos vorüber gehen. Das lebhafte Interesse, mit dem auch Professor Richter alle wichtigen Begebenheiten verfolgte, sein offener Sinn für jeden Fortschritt und für alles Wahre und Gute, sowie seine festgegründete christliche Frömmigkeit ließen ihm zwar keinen Zweifel, auf welcher Seite sein Platz sei in diesem Ringen und Regen, bei welchem die alten Ordnungen über den Haufen zu fallen schienen, um neuen noch unübersehbaren Zuständen Platz zu machen. Und doch brachten die Zeitungen mit ihren täglichen aufregenden Nachrichten auch endlich sein durch die Arbeiten und Verluste der letzten Jahre empfindlich und reizbar gewordenes Gemüt aus dem bisher glücklich bewahrten Gleichgewicht.

Was gab es auch damals nicht zu lesen und nun gar in einer Stadt wie Dresden selbst zu erleben!

Die Schweizer hatten 1847 ihre alte Verfassung über den Haufen geworfen; Papst Pius IX. seine weltliche Herrschaft den Revolutionsmännern überlassen; in Offenburg hatten am 12. September 1847 die „bassermannschen Gestalten“ unter dem Einfluß von Hecker und Struve die „dreizehn Forderungen des Volks“ formuliert; im Februar 1848 war in Paris in wenig Tagen das morsche Königtum Louis Philipps weggefegt worden; Wien war am 13. März, Berlin am 18. März in den Flammen des Aufruhrs; in beiden Hauptstädten standen eine schwankende Regierung und ein schwacher Monarch rat- und thatlos den Wogen der Revolution gegenüber; am 18. Mai war das deutsche Reichsparlament in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. zusammengetreten; am 24. Juni war der alte Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser erwählt und am 11. Juli (über Dresden, wo ihm ein großartiger Empfang bereitet wurde) im Parlament mit seinem gemütlichen: „Do hobt Ihr mich“ erschienen. Am 23. April hatte Wrangel das Danewirk erstürmt und die Dänen bei Düppel geschlagen. Das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ tönte aus allen Gesangvereinen und Leierkasten; aber England drohte mit Blokade der preußischen Häfen und der Zar ließ seine Kosaken satteln, um Berlin heimzusuchen. Die Preußen und Dänen hatten Schleswig-Holstein geräumt; in Frankfurt waren nach dem blutigen Barrikadenkampfe des 17. September der preußische General von Auerswald und der junge Fürst Lichnowsky vom Pöbel auf unmenschliche Weise ermordet worden. In Italien hatten die Aufständischen die österreichischen Truppen massakriert und der Sardenkönig war auf Anstiften Englands in die (österreichische) Lombardei eingefallen, bis Radetzky am 25. Juli durch seinen glänzenden Sieg von Custozza die österreichische Herrschaft noch für diesmal rettete. Neapel war in Aufruhr; in Ungarn herrschte Kossuth und wußte durch das Geld seiner jüdischen Helfer und Emissäre die Wiener zu neuem Aufstande zu reizen. Jedoch die Stadt Wien wurde von den kaiserlichen Truppen bald umzingelt, bombardiert und erobert. Hierbei wurde der bei der

Dresdener Demokratie überaus beliebte einstmalige Leipziger Theaterdiener Robert Blum (ein geborner Kölner) als Anführer einer nach Wien gezogenen Fremdenlegion am Tage vor seinem 41. Geburtstage, den 9. November, in der Brigittenau bei Wien standrechtlich erschossen und ihm (dem Vorsteher der Leipziger deutschkatholischen Gemeinde) zu Ehren auch in der lutherischen Frauenkirche zu Dresden eine Totenfeier gehalten.

Um 3 Uhr nachmittags bewegte sich unter dem Geläute aller Glocken der Stadt und unter Vorantritt des Musikkorps der königlich sächsischen Artillerie der unendlich lange Trauerzug über den Altmarkt, die Schloß- und Frauengasse nach der Frauenkirche, die bereits außer dem Schiff bis in die Kuppel hinauf mit Menschen dicht angefüllt war. Von den Teilnehmern des Zuges fand in dem aufbehaltenen Raume kaum der dritte Teil Platz. Nachdem vor dem Altarplatz die mit Flor umwundenen Fahnen aufgestellt waren, eröffnete eine Trauermotette die Feier. Hierauf hielt Diakonus Pfeilschmidt eine ergreifende Trauerrede und Dr. Herz (Jude?) gab eine gedrängte Schilderung der persönlichen Verhältnisse des „Dahingeschiedenen." Zum Schluß sang die ganze Versammlung zwei Verse des Lutherliedes: „Ein feste Burg ist unser Gott!" Außer dem Musikkorps befanden sich noch viele Soldaten und die gesamte Kommunalgarde im Zuge und die beiden Staatsminister v. d. Pforten und Oberländer, sowie andere hervorragende königliche Beamte, wohnten der Trauerfeierlichkeit in der Frauenkirche bei!

Während so das bürgerliche und offizielle Dresden das Gedächtnis des standrechtlich erschossenen Rebellenführers in der Frauenkirche feierte, war in Berlin bereits ein völliger Umschwung eingetreten. Freiherr von Manteuffel war an die Spitze des Ministeriums getreten; General von Wrangel, aus Schleswig-Holstein zurückkehrend, hatte Berlin entwaffnet und von der Herrschaft der „Bummler" befreit. Österreich hatte sich „auf sich selbst besonnen," ließ am 27. November durch Fürst Schwarzenberg im Reichsparlament erklären, daß es sich nie aus Deutschland „herausdrängeln" lassen werde, und

fing an, in offneren Gegensatz gegen die national-deutschen Parteien in demselben zu treten.

Nach langen Wortkämpfen war hier endlich die neue deutsche Reichsverfassung zu stande gekommen. Österreich schien im Kampfe mit der ungarischen Revolution den kürzeren zu ziehen, und die „Kleindeutschen" mit ihren Hoffnungen auf einen preußisch-deutschen Bundesstaat einerseits, die Demokraten mit ihren Hoffnungen auf eine deutsche Republick andrerseits glaubten nun den Augenblick gekommen zur Verwirklichung ihrer Verfassungspläne. Die letzteren waren jedoch im Sinne der Kleindeutschen durchgesetzt worden, und um den Preis bedeutender, die Reichsgewalt und die Kaiserwürde schmälernder Zugeständnisse an die demokratische Partei war König Friedrich Wilhelm IV. mit einer Mehrheit von nur 42 Stimmen zum deutschen Kaiser erwählt worden. Am 3. April 1849 hatte jedoch der König der zu ihm gesendeten Deputation jene berühmte ablehnende Antwort gegeben, in welcher u. a. auch betont war, daß eine solche Würde zu übernehmen er sich nur mit Zustimmung aller deutschen Regierungen (Fürsten wie freien Städte) entscheiden könne.

Am 5. April rief Österreich seine Abgeordneten aus dem Parlament zurück; am 14. April erklärten sich von den anderen damaligen deutschen Staaten nur die kleineren für die Annahme der Reichsverfassung und für die getroffene Kaiserwahl. Die vier Königreiche Baiern, Hannover, Württemberg und Sachsen mißbilligten sie entschieden, und so sprach denn König Friedrich Wilhelm IV. am 28. April seine entschiedene und endgiltige Ablehnung der Kaiserwürde aus.

Allein das Parlament bestand auf der von ihm beschlossenen Reichsverfassung und die Bevölkerung derjenigen Länder, wie z. B. Sachsens, deren Regierungen die Annahme derselben verweigert hatten, begannen mit Auflehnung und offener Empörung einen Druck auf die Regenten auszuüben, um auf solchem Wege die Annahme der Reichsverfassung zu erzwingen.

Aus dieser Veranlassung kam es auch in Dresden zu dem blutigen Maiaufstande des Jahres 1849.

Wir mußten alle diese Ereignisse, welche damals auch den gleichgiltigsten Bürger außer Fassung zu bringen ge-

eignet waren, gleichsam im Fluge an unserm Auge vorübergehen lassen, um Professor Richter verstehen zu können. Daß seine tiefgegründete religiöse Überzeugung ihn nicht wie manchen anderen Kollegen und Kunstgenossen unter die roten Demokraten und auf die Barrikaden gehen ließ, erwähnten wir schon als selbstverständlich. Im übrigen jedoch enthielt er sich vorsichtig alles Urteils über die brennenden Tagesfragen. Er meinte, „er verstehe nichts davon; es sei ihm dabei zu Mute, als solle er ein Bild begutachten, das man ihm dicht vor die Nase halte. Um eine Sache vernünftig beurteilen zu können, müsse man dieselbe aus angemessener räumlicher oder zeitlicher Entfernung überschauen. Das aber sei bei geschichtlichen Tagesereignissen ihm, dem Laien, unmöglich. Im „Kunstleben“ — hatte er schon im Jahre zuvor geschrieben — „giebt es hier unendlichen Zank und Parteisucht; desgleichen im kirchlichen Leben und wo sonst nicht! Ich habe das herzlich satt, weil so gar nichts dabei herauskommt und die Neuerer oft die untüchtigsten Kerle sind.“

Doch trotz dieser klug reservierten Stellung konnte er bald nicht umhin, selbst mit „seiner werten Person“ für die „Sache des Volkes“ eintreten zu müssen.

Nachdem sich Mitte März aus den Mitgliedern der Dresdener „Scheibenschützengesellschaft“ eine „freiwillige Scharfschützen-Kompagnie“ gebildet und unter das Kommando der „Kommunalgarde“ gestellt hatte, ließen die hier zu erwartenden Lorbeeren auch die Turner sowie die Schüler der höheren Lehranstalten nicht länger schlafen. Gegen Ende desselben Monats bildeten sich aus Turnern und Technikern zwei neue freiwillige Korps, und zu ihnen trat als drittes die aus den Schülern der „Kunstakademie“ gebildete „akademische Legion“ unter dem Kommando des Professors Heine als ihres Hauptmannes.

Den Wünschen dieses befreundeten Kollegen und dem Drängen ihrer Schüler nachgebend, mußten nun auch solche Professoren der „akademischen Legion“ beitreten, welcher ihrer natürlichen Neigung nach lieber „fern vom Schießen“ geblieben wären.

„Wer hätte wohl noch vor wenigen Wochen es sich träumen

lassen“ — schrieb in diesen Tagen Professor Julius Thäter in sein Tagebuch —, „daß die beiden friedliebendsten Menschen, Richter und ich, einem „deutschen Verein“ und einer „akademischen Legion“ beitreten und täglich zwei Stunden mit dem Schießprügel sich tummeln würden? Wir hätten eher daran geglaubt, in's Gras statt in Patronen beißen zu müssen. Und doch konnte es damals nicht umgangen werden; wir müssen eben mit fort, wieder jeder andere auch.“

Gewiß hatte es etwas Urkomisches, als die Herren Professoren inmitten ihrer „Legion“ nach der Melodie des Gaudeamus (am Nachmittag des 22. März) den auf dem Schloßbalkon stehenden König folgendermaßen ansangen:

„Sachsen, Bürger, huldigt neu
An des Thrones Stufen:
Laßt die Herzen deutsch und frei
Ihre Jubel (!) rufen!
Die wir uns vom Traum ermannten,
Sind zur Freiheit nun erstanden
Und zu deutschem Leben!

Schafft ein deutsches Bürgertum
Aus der Freiheit Segen,
Daß uns so des Königs Ruhm
Tret' als That entgegen!
Treu dem Vaterlande! schwört es;
Aller Völker Vater hört es
Und sein Amen winkt er.“

Und gar seltsam nahm es sich aus, wenn mit den anderen der gute Richter zum Exerzieren ausmarschierte: die große schwarzrotgoldne Kokarde am verwegenen Legionshut, den Hirschfänger an der Seite und eine alte dem Zeughaus entnommene Flinte auf der Schulter, um draußen von einem Infanterie-Feldwebel in die Geheimnisse des „Stillgestanden,“ der Griffe und des (damals noch nötigen) unappetitlichen Patronenbeißens eingedrillt zu werden.

Man brauchte nicht grade ein indischer Sepoy zu sein, um am Patronenbeißen kein absonderliches Wohlgefallen zu finden,*) und jedes Ding geht eben nur so lange als es geht.

*) Der Wahn der indischen und muhammedanischen Soldaten, daß

Professor Richter spürte bald, daß seine körperlichen Kräfte zur Verteidigung des Vaterlandes gegen die „Tyrannen“ doch nicht ausreichten. Die Übermüdung brachte ihm schlaflose Nächte und die Handhabung der schweren alten Flinte seiner zarten, nur des Bleistifts gewohnten Hand Schwielen und Steifheit.

So erbat und erhielt er denn seine Entlassung aus der Zahl der Vaterlandsretter und konnte sich nun ganz wieder seiner Kunst mit Muße widmen.

Als am 3. Mai 1849 der blutige Aufstand in Dresden losbrach, welcher Hauptstadt und Land geraume Zeit der wildesten Gesetzlosigkeit preisgab, stand Professor Richter in größter Seelenruhe im Hauspelz vor seinem Arbeitstisch und radierte seine friedlichen Bilder, ließ sich auch weder durch das Glockenstürmen, mit welchem sein Kunstgenosse, der „Hofkapellmeister“ Richard Wagner, die Aufrührer zum Barrikadenbau herbeirief, noch durch das Trommeln und Schießen im mindesten in seiner alle Aufmerksamkeit erfordernden Arbeit stören!

Diese so plötzlich über Sachsens Hauptstadt hereinbrechende Katastrophe hatte in derselben schneller, als man hatte erwarten können, das Unterste zu oben gekehrt. Nachdem am 30. April die beiden Kammern des Landtages wegen ihres vereinten Verlangens nach der Reichsverfassung aufgelöst worden waren, hatten die Volksparteien noch immer gehofft, der König werde zur Anerkennung der Reichsverfassung*) infolge ihrer wiederholten Bitten durch Deputationen sich entschließen. Aber „mit Bewegung und Wärme“ hatte der König geantwortet, daß er zu jedem Opfer für das Wohl des sächsischen Volkes und des deutschen Gesamtvaterlandes bereit sei, die deutsche Reichsverfassung aber in der vorliegenden Gestalt nicht an-

man sie durch das Aufbeißen der Ochsenfett oder Schmalz im Kugellager enthaltenden Patrone im eigentlichen Sinne mit dem Christentum „anstecken“ und zum Bruch mit den Satzungen der heimischen Religionen nötigen wolle, gab bekanntlich zu dem furchtbaren Militäraufstande in Bengalen im Jahre 1857 Vorwand und Veranlassung.

*) „Der schlichte Dresdener Bürger schwärmte für sie“ — sagen die „Enthüllungen über die Mairevolution in Dresden“ (Grimma, 1849) — „selbst wenn er ihren Inhalt nicht kannte noch zu beurteilen verstand, und ließ sich nicht träumen, daß er mit seiner Schwärmerei nur ein Handlanger der republikanischen Partei würde.“

nehmen könne, weil sie nicht zum Heil des Volkes diene. Am Abend beschloß das Stadtverordnetenkolleg einstimmig eine Adresse an den König, um ihn „mit männlicher Offenheit auf die Folgen aufmerksam zu machen, welche aus dieser Nichtbeachtung des so deutlich ausgesprochenen Volkswillens entspringen könnten.“ Mit allen gegen eine Stimme schloß sich der Stadtrat dieser Adresse an. Am 2. Mai vormittags erklärte die Bürgerwehr dem König ebenfalls fast einstimmig ihre „Überzeugung von der dringenden Notwendigkeit der sofortigen Anerkennung der Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung“ und lehnte es ab, sich etwa zur Unterdrückung einer Bewegung gebrauchen zu lassen, welche den Zweck haben könnte, diese Anerkennung herbeizuführen.

Nochmals hatte hierauf König Friedrich August am 3. Mai vormittags halb zehn Uhr den Deputationen, welche diese Adressen überreichten, erklärt, daß er mehr als jeder andere deutsche Fürst zu Opfern bereit sei, aber den Weg des Rechts nicht verlassen könne. Um zwölf Uhr erschien ein Plakat an den Straßenecken, das die Stadtverordneten am Nachmittag vier Uhr zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenbeneief, um einen „Landesverteidigungsausschuß“ (gegen die erwarteten preußischen Truppen) einzusetzen.

Um ein Uhr Nachmittags riefen Glockenschläge vom Kreuzturm und Trommelschlag die Bürgerwehr zusammen. Das zu jeder erfolgreichen Revolution unentbehrliche „schöne Wetter“ fehlte nicht, und die im Glanze des denkbar schönsten Maientages daliegende Stadt „glich einem Bienenstocke, der zu schwärmen beginnt.“ Durch die Straßen wogten Scharen von Menschen, teils Sorge und Angst in den bangen Mienen, teils voll wilder Entschlossenheit und Kampfeslust; so die Turner, Scharfschützen und die akademische Legion, welcher Professor Richter bereits aus den oben erzählten Gründen glücklicherweise an diesem Tage nicht mehr angehörte.

Mit Hurra und klingendem Spiel zog jedoch gleichzeitig auch die königlich sächsische Infanterie heran, besetzte das Schloß, verschloß alle Eingänge, und aus allen den vielen Fenstern blitzten nun die Bajonette. Im Trabe eilte eine Abteilung Kavallerie zum Neumarkt; das Zeughaus besetzten 200 Mann

vom Regiment „Prinz Albert,“ sowie 60 Artilleristen mit ihren Kanonen, und mit neuem Hurra zog eine zweite Abteilung Artillerie mit sechs Kanonen vorüber zur Besetzung der Neustädter Kavallerie-Kaserne. Man sah, von dem erwarteten „Fraternisieren“ mit den etwaigen Empörern war hier keine Rede, und als auch die (freilich nur zum Teil und mit Zaudern und Widerstreben diesem Befehle gehorchende) Kommunalgarde vom Generalkommando sofort wieder nach Hause geschickt wurde und nur achtzig Scharfschützen zum Schutz des Rathauses zurückbleiben durften, schien es für kurze Zeit, als ob das „verratene und verlassene Volk“ den ungleichen Kampf nicht wagen werde.

Da ritt in der vierten Nachmittagsstunde ein verspäteter königlicher Stallknecht mit vier Reitpferden auf das Schloß zu. „Der König will fliehen“ schrie die Menge. „Er will die Preußen rufen,“ antworteten andre. Eine Waffenniederlage wird im Nu erbrochen und beraubt. „Waffen! Nach dem Zeughaus!“ brüllt die Schar und zieht mit etlichen fremden wüsten Gesellen an der Spitze auf das Zeughaus zu. Das zum Hofe führende Gitterthor wird bereits erbrochen, — da knattern aber auch schon die Gewehre vom Regiment „Prinz Albert,“ und fünf der ärgsten Schreier liegen tot am Boden; das Geschrei der Verwundeten erfüllt die Luft; der blutige Kampf hatte begonnen.

Nun lassen der Landtagsabgeordnete Tzschirner und der „Hofkapellmeister“ Richard Wagner alle Glocken zum Sturm läuten; die Alarmtrommeln wirbeln durch die Straßen und rufen die Kommunalgarde von neuem unter das Gewehr. Das fünfte Bataillon derselben rückt ohne Munition nach dem Zeughaus, um die tobende Menge von dort zu vertreiben. Wie der erste Zug derselben nach dem Thore vordringt, kracht jedoch auch ihm eine volle Salve vom „Prinz Albert“ entgegen und in wilder Flucht das Volk mit sich reißend oder vor sich niederwerfend stürzt das fünfte Bataillon nach dem Neumarkt zurück.

„Das war das Blutsignal“ — schreibt einer, der „dabei gewesen ist.“*) Die Kirchthüren wurden erbrochen; Kutschen,

*) „Tagebuch eines Dresdener Bürgers, herausgegeben von Taggesell“ (Dresden, 1851), S. 870—999.

Wagen und Karren jeder Art zum Barrikadenbau herbeigeholt, das Plaster und die Granitplatten des Trottoirs zu gleichem Zwecke aufgerissen. Die Turner und die akademische Legion besetzen die Museen und wissenschaftlichen Institute, während von neuem ein brüllender Haufe zum Zeughaus zieht und mit einem starken Leiterwagen das Mittelthor einzurennen sucht.

Das plötzlich öffnet sich das Thor mit gewaltigem Krachen und die Menge will nachstürzen, als „mit echt soldatischer Entschlossenheit,“ ohne den Befehl dazu abzuwarten, der Zimmann Richter (von der 2. Kompagnie des Fußartillerie-Regiments Nummer 7) die eine der beiden dort aufgestellten Kanonen abfeuert. Unter dem Blitz des Kartätschenschusses liegen neun Tote und elf Schwerverwundete auf dem Boden. Heulend und schreiend eilt nun die Menge zum Rathaus zurück und verlangt, daß die Scharfschützen das Zeughaus stürmen sollen, was aber von diesen verweigert wird, weil sie das Rathaus zu schützen hätten, „in welchem sich das Vermögen der Witwen und Waisen befände.“

Inzwischen hatten Stadtrat und Stadtverordnete den vorgeschlagenen Landesverteidigungsausschuß abgelehnt, aber einen „Sicherheitsausschuß“ (in welchem sich auch ein Professor Dr. Richter, ein Dresdener Stadtverordneter, befand) gewählt und nochmals eine Deputation (verstärkt durch Abgeordnete der Kommunalgarde) zum König geschickt, ihn um Änderung seines Beschlusses ersuchend, um weiteres Blutvergießen zu verhüten.

Nach längerem Warten ließ der König auch diese Leute vor, hörte ihren Vortrag an und ging dann auf einige Minuten in ein Nebenzimmer. Dann erschien er wieder und erklärte mit Festigkeit, daß er bei seiner früheren Entschließung beharren müsse.

Als dies bekannt wurde begann der Ruf nach Waffen und der Sturm des Zeughauses von neuem. Das Zeughaus wurde nun aus den Fenstern der benachbarten Häuser beschossen, und die Soldaten antworteten aus ihm mit Gewehrsalven und Kartätschenschüssen, während unaufhörlich alle Glocken Sturm läuteten und die Lärmtrommeln durch die Straßen rasselten. Hinter ihnen wurden auf Karren die beim Zeughause Er-

schossenen umhergeführt, vor allem die Leiche eines Greises, „dessen blutige Todeswunde laut um Rache rief," bis man selbst des widrigen Schauspiels satt war und die Karre mit dem Alten gleichgiltig vor dem Georgenthore stehen ließ, von wo der Tote später zur Klinik am Zeughausplatz gebracht wurde.

Antonstadt und Neustadt waren bisher noch verhältnismäßig still geblieben. Etwa 4000 Mann Soldaten hielten dort die Verbindung der Stadt nach Berlin, Leipzig und Görlitz aufrecht, und in größter Seelenruhe radierte auch zur selben Zeit in der die Johannstadt mit der Altstadt verbindenden Pillnitzerstraße Professor Richter auf seinen Platten die lieblichsten Friedensbilder, während seine Genossen von der „akademischen Legion" in höchster Erregung eine Antwort auf die Frage suchten, ob man auf das „Volk" schießen dürfe, wenn es der wissenschaftlichen Institute sich bemächtigen wolle? Schon hatten einzelne Abteilungen der Kommunalgarde angefangen, offene Sympathie mit der „Sache des Volkes" kundzugeben; ihr Kommandant Lenz besaß nicht mehr Macht genug, diese Richtung zu unterdrücken und hatte deshalb sein Kommando niedergelegt. Vor den drohenden Mißhandlungen des Volkes mußte er sich verbergen, jedoch seine große Modehandlung an der Ecke der Wilsdruffer Straße wurde erbrochen, alles dort Gefundene geraubt oder vernichtet und die wertvollen Möbel und Hausgeräte zum Barrikadenbau verwendet.

Das letztere erschien nun als die Hauptaufgabe des „Volkes," nachdem um sieben Uhr abends das Schießen von beiden Seiten eingestellt worden war. Mit unglaublicher Geschwindigkeit wurden bis Einbruch der Nacht unter Leitung des „königlichen Hofbaumeisters" Semper schon über vierzig Barrikaden aus Wagen, Tonnen, Steinen und (den ohne Umstände aus allen benachbarten Häusern herbeigeschleppten) Möbeln erbaut. Während der nächsten beiden Tage stieg die Zahl dieser zum Teil sehr festen Barrikaden auf 108.

Unterdes brach die Nacht herein und der Mond leuchtete friedlich herab auf alle diese kriegerischen Zurüstungen. Die königlichen Truppen lagerten auf dem harten Steinpflaster, doch ruhten bis Anbruch des Morgens alle Feindseligkeiten.

Plötzlich, gleich nach drei Uhr des Morgens (4. Mai)

wurde mit der größten Glocke auf dem Kreuzturme Sturm geläutet, und Raketen stiegen vom Altmarkt auf, weil eine Bewegung unter den Truppen die Erwartung einer beabsichtigten Überrumpelung bei den Rebellen hervorgerufen hatte. Doch es wurden nur wenige Schüsse gewechselt und alles blieb ruhig.

Um vier Uhr morgens begab sich König Friedrich August zu Fuß, die Königin am Arme führend und von sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen gefolgt, über die Elbbrücke in die Neustadt zu dem Pontonschuppen an der Elbwiese, wo ein stark mit Militär besetztes Dampfschiff seiner wartete, welches ihn und die ganze königliche Familie nach der Festung Königstein in Sicherheit brachte. Nun ließen sich Tzschirner, Heubner und Todt als „provisorische Regierung“ des „verlassenen Landes“ einsetzen und von allen Seiten strömten rauflustige Banden und beutelustige Banditen in die Altstadt.

Der drohende Angriff seitens der Truppen und die Möglichkeit eines Bombardements der Stadt, sowie die Drohung der Aufständigen, das Schloß in die Luft zu sprengen und die ganze Altstadt niederzubrennen, bewog jetzt viele Bewohnerder letzteren wie der Vorstädte, das Leben und wertvollste Eigentum durch die Flucht in Sicherheit zu bringen. Tausende wanderten mit Betten und dem unentbehrlichsten Hausgerät beladen hinaus in die umliegenden Dörfer. Greise und alte Mütterchen, Weiber mit Kindern an der Brust, Kindermädchen mit übervollen Kinderwagen, herrschaftliche Diener mit großen Bündeln und Körben, hinterdrein die Herrschaften zu Fuß (weil der vielen Barrikaden wegen kein Fuhrwerk hindurch konnte) — alle wanderten, wie einst die Bewohner des bedrohten Jerusalems, voll Angst und Schrecken aus dem sonst so harmlosen heiteren Dresden. Diese Flüchtlinge, die nur das Notwendigste mitnehmen konnten und hinter sich ihr stilles, durch Arbeit und Entbehrung mühsam erbautes Heim ohne Schutz gegen Raub und Brand zurücklassen mußten, trugen in ihren Gesichtern den Ausdruck stummer Verzweiflung oder lauten wilden Schmerzes, und trafen auf ihrem Wege immer wieder auf Truppen neuer Zuzügler, welche mit lautem Hurragebrüll in die Stadt zogen und die Barrikaden besetzten.

Wohl fanden sich unter den Zuzüglern auch einzelne „anständig“ aussehende Leute, welche unter der Führnng des plötzlich auftauchenden Russen Bakunin Lorbeeren zn erringen hofften; doch die Mehrzahl trug Jacken, aus deren Ellenbogen das schmutzige Hemd allzu neugierig herausschaute, Beinkleider mit Flicken und Lappen jeder Farbe oder mit Löchern jeder Größe. Barfuß, in Schuhen, in Pantoffeln, in gestohlenen Bauernstiefeln trabten diese an die schlimmsten Tage der Hussitenkriege erinnernden Kerle voll Raublust und Branntweindurst, nur mit dicken Knüppeln bewaffnet, hinter ihren Führern her. Diese letzteren hatten gewöhnlich große weiße Cabrerahüte mit roten Federn, graue schmutzige Kittel, eine rote Schärpe um den Leib, Dolche und Pistolen darin, zur Seite den großen Säbel, in der Hand Pistole, Flinte oder die unterwegs gestohlene Sense.

Dicht hinter dem „Hauptmann“ marschierte nicht selten sein „Mädchen“ in Turneranzug, das aufgelöste Haar im Nacken herabhängend, und die große „Engelsbarrikade“ an dem Eingange zur Wilsdruffer Gasse, welche ihren Namen zunächst von der dort befindlichen Engel'schen Restauration erhalten hatte, wurde bald spöttisch in wesentlich anderem Sinne so genannt, weil dort etliche dieser „Engel“ an der Spitze der Männer kämpften, allen voran die schöne Dresdenerin Pauline Wunderlich, welche ihren am 3. Mai erschossenen Geliebten rächen wollte.

Das gab nun freilich eine Fülle von Stoff zu Genrebildern. Allein das Tragische, schaurig Groteske war überhaupt nicht Professor Richters Geschmack, der damals grade die Bilder friedlicher Waldeinsamkeit zu seiner Genoveva radierte. Zudem wurde die Sache doch jetzt im höchsten Grade für Leben und Eigentum bedenklich! Doppelte und dreifache Barrikaden schlossen schon die nahegelegenen Gassen und Straßen: die Kreuzgasse, große Frohngasse, Moritzstraße, Pirnaische und Rampische Gasse. Da galt es die größte Eile, und mit dem Wichtigsten und Besten ihrer Habe beladen verließ nun auch die gesamte Richter'sche Familie am 4. Mai die unglückliche Stadt, um in ruhigem Bergungsorte die Rückkehr friedlicher und gesicherter Zustände abzuwarten.

Der Verlauf des Dresdener Maiaufstandes ist bekannt. Der schwachen militärischen Besatzung waren zwei Bataillone vom preußischen Garderegiment „Kaiser Alexander“ und das Füsilierbataillon vom 24. preußischen Linien-Regiment schon am 5. Mai zu Hilfe geeilt und ein mehrtägiger erbitterter Kampf hatte viel Eigentum und wertvolle Kunstschätze (z. B. das Naturalienkabinett im Zwingerpavillon) vernichtet, bis endlich die Soldaten (den Straßenkampf vermeidend nnd in den Häusern durch die eingebrochenen Zwischenmauern vordringend) am 9. Mai morgens die ganze Altstadt erobert hatten. Die meisten der Rebellenführer nebst der provisorischen Regierung waren rechtzeitig entflohen und binnen kurzem war die äußere Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt.

Zehntes Kapitel.

Unter den ersten, welche wieder in die Heimatsstadt zurückkehrten, befand sich Professor Ludwig Richter mit den Seinigen. Galt es doch, sobald als möglich die nach den vielen Störungen der letzten Monate unterbrochene fleißige Arbeit wieder aufzunehmen. Denn fleißig war er, wie kein anderer. „Ich zeichne, daß die Wände wackeln," schreibt er einmal, und er durfte mit Recht sagen: „Ich glaube kaum, daß es einen Künstler in Dresden giebt, der so viel schafft, wie ich.

Das Gehalt war ja gering, und das meiste, was der Haushalt, welcher auf fünf Kinder (ein Sohn und vier Töchter) bereits im Jahre 1841 herangewachsen war, verbrauchte, mußte nebenbei verdient werden. Er hat über diesen Punkt sich einmal brieflich an Freund Thomas in Frankfurt geäußert: „Öhme hat vier muntere Rangen, giebt jetzt viel Stunden und verdient sich auch sein Stücklein Brot im Schweiße des Angesichts. Du wirst merken, daß wir also nicht grade der großen Welt Mastkälber sind; aber wir haben als unseres Herrn Gottes ehrliche Dienstmänner doch auch vollauf, und mehr, viel mehr als wir verdienen."

Außer den großen Radierungen „Rübezahl" und „Genoveva," den Illustrationen zu Bechstein und Shakespeare lieferte er jetzt viele Bilder für die Illustrierte Jugendzeitung, Nieritz' Volkskalender, Campe's Robinson, Löschke's Kinderbücher, sowie für die Horn'sche Spinnstube, welche 1849 zum ersten Male mit seinen Illustrationen erschien und der er bis zum Jahre 1860 über fünfhundert Bilder geliefert hat.

Aber infolge dieser Anstrengungen hatte seine Gesundheit wieder schwer gelitten. Auf dringendes Bitten seiner Frau

und des Hausarztes begab er sich deshalb im August 1849 in das Seebad Ostende und kehrte körperlich und geistig erfrischt aus demselben heim. Sofort begann jedoch nun in der Heimat das alte Arbeiten und Schaffen wieder, und schon im Februar 1850 klagt er: „Ich werde Erholung noch recht nötig haben, denn ich arbeite wie zehn andre."

Neben dem Verkehr mit den treuen Freunden war es zwar stets die heilige Schrift, die „Nachfolge Jesu Christi" von Thomas a Kempis und in dieser Zeit auch Bunsen's Hausbuch, welche ihn erquickten und erfrischten. Und doch, je reifer er innerlich wurde, um so weniger zufrieden wird er mit sich selber; die Klagen über seine Lauheit, über mangelnde Glaubenskraft und Selbstzucht kehren immer öfter wieder und klingen immer schmerzlicher. Am 21. April 1869 schreibt er sogar in sein Tagebuch: „Es quält mich jetzt oft der Gedanke, als sei mein ganzes Leben in allen Beziehungen ein recht verpfuschtes, ein großer Irrtum, durch eigene Schuld, durch Untreue an der einen großen beseligenden Wahrheit, die mir so nahe gekommen ist. Indes tröste ich mich auch in diesem bitteren Gefühl, daß mit dieser Wahrheit Gnade Hand in Hand geht, und daß, wenn alle Stöcke brechen, Gnade, Liebe und Barmherzigkeit um so inniger ergriffen werden können."

So wurde denn im Juni 1850 eine dreiwöchentliche Erholungsreise in die baierischen Alpen nötig und bei dem treuen Freunde Julius Thäter in München ward Station gemacht.

Eine Fülle reichen künstlerischen und geistigen Lebens trat ihm hier erquickend entgegen; Männer wie Gustav König, Merz, Franz Baader, Guido Görres, E. von Lasaulx u. a. traten ihm mehr oder weniger näher. In der Familie des bereits verstorbenen Professors Samuel Amsler befreundete er sich mit Professor H. Riehl, und eine ganz besondere Herzensfreude gewährte ihm das innige Freundschaftsverhältnis mit G. H. von Schubert, das sich ihm hier durch Schnorr von Carolsfeld vermittelte.

Eine zweite Badereise nach Ostende im Jahre 1851 trug dann noch das ihre dazu bei, die überreizten Nerven des fleißigen Malers zu stärken, sodaß die nun folgenden Jahre außer=

ordentliche Leistungen von ihm aufzuweisen haben. Über 2000 Holzschnittbilder und mehrere Hundert Zeichnungen für Kupferstich und Steindruck hat Ludwig Richter bis zum Jahre 1856 an verschiedene Verleger geliefert, darunter allein 1048 Holzschnitte aus den Jahren 1850—56, und die Zahl aller von ihm überhaupt für die Öffentlichkeit gelieferten großen und kleinen Bilder beläuft sich (nach dem im Jahre 1877 erschienenen Kataloge seines Schülers J. F. Hoff) auf 3336. War doch seine Lebensregel: „Beten, daß das Herz warm wird, und arbeiten, daß der Korpus schwitzt, dann wird man Wunder schauen, ohne Wunderlichkeiten. Das ist gewißlich wahr.“ (Tagebuch vom Juli 1867.) In diese Zeit fallen auch die noch bei G. Wigand verlegten größeren Werke: Hebel's alemannische Gedichte, das Goethe-Album und die drei Lieferungen: „Beschauliches und Erbauliches.“ Das „Vaterunser“ gab er schon seinem Sohne Heinrich in Verlag, ebenso die in den Jahren 1857—1874 entstandenen Holzschnitthefte: „Die Glocke,“ „Fürs Haus,“ „Sonntag,“ „Neuer Strauß fürs Haus,“ „Tägliches Brot,“ „Gesammeltes,“ „Bilder und Vignetten.“

Inzwischen wechselten im kleinen Familienkreise Freude mit großem Leide. Im Jahre 1851 verheiratete sich Richters Tochter Aimée mit dem Xylographen August Gaber in Dresden, welcher seit 1848 viele der Richterschen Bilder in Holz geschnitten hatte und dem Professor dadurch näher getreten war. Er unterrichtete in der Holzschneidekunst, in welcher er Vorzügliches leistete, auch die junge Aimée Richter und führte bald hernach die geliebte Schülerin als Gattin heim.

Das Jahr 1855 brachte dann die Verlobung seiner Tochter Helene mit dem Fabrikanten Kretschmar in Dresden, sowie ihm selbst Ehrenbezeugungen mancher Art, wie z. B. die goldene Medaille der Pariser Weltausstellung für sein Bild: „Brautzug im Frühling“ und einen Fackelzug der Dresdener Künstlerschaft für diese der vaterländischen Kunst im Auslande erworbene Anerkennung.

Aber das arme Herz vermochte sich nicht mehr so wie sonst zu freuen mit den Fröhlichen. Der plötzliche Tod seiner geliebten Auguste hatte ihn zu hart getroffen.

Seit dem Jahre 1852 hatte er mit den Seinigen, sobald

der Frühling kam, ein Bauernhaus in dem etwa eine Stunde von Dresden entfernten, an der Elbe gelegenen Dorfe Loschwitz bezogen, und fast dreißig Jahre hindurch ist er ein treuer regelmäßiger Sommergast dieses Dorfes geblieben. So war er auch im Jahre 1854 mit seiner Familie dort hinausgezogen und hatte seine Wohnung nicht weit vom alten Freunde, dem nunmehrigen Hofmaler Öhme. Dieser, einst so lebensfroh, mit nie versiegendem Humor begabt, war jetzt ein stiller schwermütiger Mann geworden infolge eines unheilbaren Brustleidens, das ihn noch vor dem nächsten Frühlinge dahinraffte. Ihm wandte sich deshalb aller Teilnahme zu und niemand konnte den schweren Schlag ahnen, welcher so plötzlich das Richtersche Haus treffen sollte.

Ludwig Richter selbst schildert im Oktober desselben Jahres seinem Freunde Thäter in München das traurige Ereignis mit folgenden Worten: „(Meine Frau) war den ganzen Sommer wie immer kräftig und gesund. Nur über Schwindel klagte sie oft. Am 3. August waren wir nachmittags mit Öhmes ... und einigen jungen Leuten fröhlich beisammen, Gaber und Heinrich waren zufällig auch da. Meine Frau war besonders heiter und recht innerlich fröhlich; da sank sie plötzlich mit gebrochenen Augen vor mir zusammen in das Gras und das Bewußtsein verlor sich. Sie sprach nichts, winkte, drückte mir die Hand und wir trugen sie bestürzt in das Stübchen der Wirtin. Der Arzt kam schnell herbei. Er fand einen Schlaganfall. Sie kam nicht wieder zum Bewußtsein, kurz nach Mitternacht hörte das treue Herz auf zu schlagen. Vorgestern ist ein kleiner Stein auf ihren Grabhügel auf dem Loschwitzer Kirchhof gesetzt worden. — Binnen drei Stunden gesund und tot! Ich war wie betäubt, doch ruhig. Er, der Herr, weiß, warum Er es geschehen ließ; Sein Wille ist ja immer gut und heilig. Doch mir ist es immer noch als wäre mir das halbe Herz herausgerissen. Ach, wie lieb hatte ich sie, und sie verdiente es; — doch still!“

Am Sylvesterabende des Todesjahres der geliebten Frau schreibt er in sein Tagebuch: „Seit dem Tode meiner lieben teuren Auguste habe ich ein Leben geführt in tiefster Trübsal. Die Nacht des Kummers stieg von Tag zu Tag, es wollte

kein heller Morgenschein kommen. Zuletzt wurde auch das Herz so tot und öde, daß ich jeden Morgen den Mut für den Tag erringen mußte; es war mir, als höre der Herr nicht mehr auf mich, und das Leiden stieg aufs höchste, weil keine Aussicht da war auf ein Ende."

Im Jahre 1856 verließ ihn auch seine Tochter Helene, um den eigenen Hausstand zu gründen, und als im Jahre 1861 seine geliebte Schwiegertochter Agnes starb und dieser im Jahre 1863 seine Tochter Aimée (Gaber's Gattin) und die alte gute Mutter in den Tod folgten, wurde es recht einsam um den vor der Zeit gealterten Mann. Mit seiner ihm nun allein gebliebenen Tochter Elisabeth hatte er noch im September 1856 eine Reise nach Holstein gemacht, um zu der von ihm übernommenen Illustration der Kinderlieder von Klaus Groth („Voer de Goern") Stimmungsbilder zu sammeln. Allein es kam zu keiner rechten Schaffensfreudigkeit mehr und als Nachwirkung der ganz übermäßigen geistigen Anstrengung früherer Jahre stellte sich bei ihm im Jahre 1859 ein schweres Nervenleiden ein, zu welchem sich eine gefährliche, mit Blindheit drohende Augenkrankheit gesellte. Auf Anordnung eines Augenarztes im Frühjahr 1860 mit seiner Tochter das Bad Kreuth aufsuchend, fand er dort wesentliche Besserung seines Leidens und im nahen Tegernsee wohlthuenden herzlichen Verkehr mit Professor H. Riehl und der schon befreundeten Amslerschen Familie. Auch das bekannte Passionsspiel in Oberammergau wurde im August besucht und dann noch von München aus ein Besuch in der Villa des originellen Professors an der Münchener Kunstakademie Moritz von Schwind gemacht.

Alle hier gewonnene Erfrischung hielt jedoch kaum für den nächsten Winter vor; die Reizbarkeit der Nerven stellte sich wieder ein. So versuchte er es denn im Sommer 1861 mit starken Fußtouren durch Schwaben bis hinauf ins Engadin. Doch die trübe freudlose Stimmung verläßt den einsamen Mann nicht mehr. Des Wanderns müde kehrt er heim in die stille Ruhe von Loschwitz.

Noch einmal versuchten es die Kinder, des Vaters alte Reiselust zu erwecken: Sohn, Tochter, Schwiegertochter (Julie) und Nichte (Ella) begleiteten ihn 1867 und 1869 ins schöne

Appenzeller Ländli, zum Wildkirchli und zur Ebenalp, bis hinauf zum stillen Davos, wo er vom alten Pfarrer mit Freude als ein längst aus seinen Bildern Bekannter begrüßt wird, und er reist bis hinab nach Venedig, wo das Brausen des Meeres in überraschender Weise wohlthuend auf seine Nerven wirkte.

Aber sein Sehnen ging doch jetzt allezeit nach der Heimat zurück; das Reisen hatte den früheren Reiz für ihn verloren; er weilt am liebsten zu Haus bei den lieben Verwandten und Freunden.

Zu den letzteren kamen in Loschwitz und Dresden nun noch der alte Münzgraveur Reinhardt Krüger und der Dichter Moritz Heydrich als treue „Loschwitzgefährten“ neu hinzu, denn der Kreis der alten Freunde lichtete und verkleinerte sich mit jedem Jahre. Im März 1863 war Thomas gestorben; am 25. Mai 1867 folgte W. v. Kügelgen; dann Thäter am 14. November 1870, Moritz v. Schwind am 8. Februar 1871, Schnorr von Carolsfeld am 24. Mai 1872, und als endlich das Jahr 1879 ihm noch den lieben Peschel nahm, war keiner mehr übrig von denen, die mit ihm in den schönen Jugendjahren gearbeitet und sich gefreut hatten.

Reiche Ehren waren ihm zu teil geworden. Schon im Jahre 1858 hatte ihn König Ludwig von Baiern durch Verleihung des Michaelordens ausgezeichnet und zu seinem siebzigsten Geburtstage erhielt er ein sehr herzlich gefaßtes Schreiben des König Ludwig II. voll hoher Anerkennung und warmer Glück- und Segenswünsche.

Er selbst hatte jedoch längst erkannt, daß „seine Zeit vorüber sei“. Gegen seine anhaltende Schlaflosigkeit war auch der wiederholte Gebrauch des Bades Gastein nur von vorübergehender Wirkung gewesen und so suchte er denn aus freien Stücken seine Entlassung aus seinem akademischen Lehramt nach.

Sein kunstverständiger Landesherr, König Johann, hatte ihm seine Huld schon wiederholt durch Ordensverleihungen und Gehaltserhöhungen zu erkennen gegeben. Jetzt bewies dieselbe auch König Albert dem verdienten Meister bei seiner im Jahre 1876 erfolgenden Pensionierung von neuem durch die Belassung seines vollen Gehaltes als Ruhegehalt, und der Le-

bensabend des Mannes, der so viele Entbehrung getragen und so hart ums tägliche Brot hatte arbeiten müssen, gestaltete sich schon dadurch zu einem sorgenfreien. Aber noch eine größere Anerkennung stand ihm bevor. Die Einigung der deutschen Völker hatte er schon als Jüngling erhofft und als Greis mit patriotischer Freude erlebt und gefeiert, wie er den Bruderkrieg des Jahres 1866 tief und schmerzlich beklagt hatte. Nun hatte Deutschland wieder seinen Kaiser, und er konnte am 11. Oktober 1876 von diesem Kaiser mit dankbarer Freude in sein Tagebuch eintragen: „Von Seiner Majestät dem deutschen Kaiser wurde ich freudig überrascht durch ein Ehrengehalt von dreitausend Mark jährlich, und schon für dieses Jahr zu erheben."

Da er schon früher zur Winterszeit auch in der Stadt ein stilles zurückgezogenes Leben geführt hatte und allen Geselligkeiten möglichst aus dem Wege gegangen war, empfand er es nicht drückend, als das Schwinden seines Augenlichtes ihn immer mehr an das eigne Haus fesselte und ihn nötigte, auch den Besuch des „Stammtischkreises" im „British Hotel" aufzugeben, wo er sonst fast allabendlich von sieben bis acht Uhr inmitten eines kleinen Kreises von Beamten, Gelehrten und Künstlern zu finden gewesen war.

Auch den Besuch der Predigtgottesdienste in den evangelischen Kirchen mußte er nun einstellen und sich mit dem Besuch der Messe in der katholischen Hofkirche begnügen, wohin ihn die schöne Kirchenmusik und seine Vorliebe für die Schöpfungen Palestrinas zog. Musikalische Fertigkeiten gingen ihm selbst zwar ab. In den Meißener Jahren hatte er es mit der Guitarre versucht, die er aus Rom sich mitgebracht, war aber in den Anfängen stecken geblieben, und in Dresden ließ er das Spiel ganz beiseite. Seine Stimme war zum Gesang nicht umfangreich und voll genug, wenn auch nicht ohne Wohllaut. Besonders liebte er die Tonsätze von Gluck und Weber; Mendelssohn und Schumann wurden ihm liebe Freunde; auch Wagners Stücke hörte er mitunter, hatte jedoch für ihn weniger Neigung und Verständnis. Das liebste blieb ihm die edle Kirchenmusik, und das war es allein, was er in der katholischen Kirche suchte, da er über das

Meßopfer seine „aparten biblischen Gedanken“ hatte. Wie wenig eine Veränderung seiner bisherigen kirchlichen Stellung sich hierin kundgab, bewies zur Genüge sein wiederholter Besuch in Bad Boll, um sich dort im Verkehr mit dem ihm seit dem Jahre 1872 nahe verbundenen Pfarrer Christoph Blumhardt geistlich zu stärken und zu erfrischen. Noch im Jahre 1883 weilte er über zwei Monate mit seiner Tochter Elisabeth und seinem Sohne Heinrich in Bad Boll bei dem Sohne und Nachfolger seines geistlichen Freundes Blumhardt, und berichtet selbst erfreut von der geistlichen Stärkung, welche er, der damals achtzigjährige Greis, dort gefunden habe.

Hatte auch ihm früher die Mißgunst seiner Neider manche Verdächtigung und rohe Kränkung zugefügt, sodaß er daran dachte, seine letzten Lebensjahre in Süddeutschland zu verleben, „weil Land und Leute ihn da besonders anheimelten,“ so schwiegen vor dem nun in den wohlverdienten Ruhestand getretenen Greise doch zuletzt alle bösen Zungen, und allgemeine Teilnahme wurde ihm auch von ganz fernstehender Seite bei dem Unfalle zu teil, welcher ihn im Anfang seines sechsundsiebzigsten Lebensjahres ereilte.

Während er an einem Sonntagsmorgen des Dezember 1878 sich zum Besuch der katholischen Kirche anschickte, fiel sein Blick auf das soeben auf seinen Schreibtisch gelegte neue Zeitungsblatt. Er nahm es noch in die Hand und las in demselben eine kleine Mitteilung, in welcher erzählt wurde, unter einem sogenannten Bildstöckle in Tirol, zum Gedächtnis eines dort verunglückten Fuhrknechtes errichtet, befinde sich folgende Unterschrift:

„Der Weg zur Ewigkeit ist gar nicht weit:
Um neun Uhr fuhr er fort, um zehn Uhr war er dort.“

Lächelnd über solchen naiven Volkshumor auch in Todesangelegenheiten ging er aus und wurde eine Stunde später fast bewußtlos mit gebrochenem Arme in einer Droschke zurückgebracht. Er war auf dem Glatteis an der Kirchthür ausgeglitten, auf den Arm und mit dem Kopf hart neben eine scharfe Stufenkante niedergeschlagen. Der Fall hätte leicht tötlich verlaufen können, und dann wäre sein Weg zur Ewigkeit noch kürzer gewesen als der jenes tiroler Fuhrknechtes.

Das war ihm ein ernster Ruf: „Gedenke des Endes.“ Lebhaft trat der Tod des alten Großvater Richter ihm vor die Seele, welcher, auf der Straße von einem Jungen angerannt, ebenfalls hingefallen war, das Bein gebrochen hatte und an dieser Verletzung bei seinem hohen Alter (neunundneunzig Jahre) gestorben war.

Überraschend schnell erholte sich Ludwig Richter jedoch von diesem bösen Unfall, und als sein achtzigster Geburtstag herannahte, konnte der wenige Tage zuvor aus Bad Boll nach Dresden heimgekehrte Greis die Feier dieses Tages noch selbst in seinem Tagebuche schildern. Wir lassen seine eigenen Worte hier folgen; es ist das Letzte, was als von ihm aufgezeichnet in die Öffentlichkeit gekommen ist:

„Der 28. September (1883) — mein achtzigster Geburtstag — nahte und ich lehnte das Festdiner, welches die Kunstgenossen mir geben wollten, ab. Nun traf der 28. September mit der Enthüllung des Niederwald-Denkmales (Schilling's Germania) zusammen und das erste Telegramm, das ich am Morgen dieses Tages erhielt, war vom lieben Meister Schilling, der seinen Ehrentag auf dem Niederwald in Gegenwart des Kaisers beging und an diesem für ihn so wichtigen Morgen meiner gedacht hatte. Das überraschte mich ebenso als es mich rührte. Das nächste Telegramm kam vom Dresdener Oberbürgermeister aus München, wo selbiger sich zur Zeit befand. Bald darauf erschien im Auftrage Sr. Majestät des Königs der von mir stets so innig verehrte Minister von Nostitz und überreichte den Komturstern des Albrechtordens, dem er die Glückwünsche der Akademie und seine eigenen beifügte. Es folgten Deputationen des akademischen Rates, des Stadtrates und der Stadtverordneten, der Kunstgenossenschaft, des Vereins der Akademiker, endlich der Münchener Künstler mit mächtig großem Lorbeerkranz und Diplom. Ein Gleiches kam vom Wiener Gewerbe-Museum. Vom Ausstellungskomitee der graphischen Künste in Wien erhielt ich den ersten Preis mit der großen goldenen Medaille. Besonders lieblich war die Begrüßung durch die Deputation der Akademiker und des Vereins „Mappe,“ welche einen Lorbeerkranz und Rosensträußchen von vier kleinen hübschen Mädchen überreichen ließen,

wobei das kleinste derselben einige Verse sprach und im Hause ein Gesang vom Vereinssängerchor ertönte. Noch muß ich erwähnen, daß der Stadtrat mir die meisterlich und stilvoll gestaltete Chronik von Dresden zum Geschenk verehrte. Die Telegramme, Briefe und Journale, welche zwischen all diesen Ovationen eintrafen, beliefen sich in die Hunderte, und nach ein Uhr, wo der Strom ziemlich vorüber war, fühlte ich mich wirklich sehr erschöpft. — Ich fühlte mich noch in den folgenden Tagen durch diese vielen Ehren- und Liebeszeichen freudig gehoben, aber ebenso sehr innerlich gebeugt; denn wodurch hatte ich dieses alles verdient? Meine Arbeiten waren doch meine eigene höchste Lust und Freude gewesen und das Gute und Lobenswerte daran lag doch gerade in dem, was man nicht bloß lernen oder sich selbst geben kann, sondern es war das, was uns geschenkt wird: die Gottesgabe, das Talent. — — Meine Jugend war arm, verkümmert, vielfach bedrückt und meine Lehrzeit war nur Arbeitszeit gewesen; ich lernte nichts oder wenig dabei. Nun kam ich nach Rom, und von allen Seiten wurde mein durstiger, hilfsbedürftiger Geist angeregt; ich war überglücklich und ein reiches Leben und Streben begann. Mein Ideal lag auf Seite der historischen Landschaft, welche ich auf meine Weise zu entwickeln dachte. In die Heimat zurückgekehrt erfaßte mich sehr bald wieder die Not des Lebens. Ich hatte glücklich, aber doch vielleicht zu früh geheiratet, wodurch der Weg erschwert wurde. Der Druck, der auf mir lag in den sieben Meißener und den ersten darauf folgenden Dresdener Jahren war so groß, daß mein Streben, in den Gärten des Parnasses, wo die hohen edlen Blumen blühen, ein Plätzchen zu erlangen, unerreichbar schien. Da kam der Holzschnitt auf, der alte Dürer winkte und ich pflegte nun diesen Zweig. Kam meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf dem Gipfel des Parnaß, so blühte sie doch auf demselben Pfade an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum

Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hatten. Gott allein die Ehre!"

Vom Leben des Menschen sagt die heilige Schrift: „Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Buchstäblich hatte das sich im Leben Ludwig Richters erfüllt: „köstlich" war es gewesen bei eitel „Mühe und Arbeit"! Nun sollte auch das andere Wort zutreffen: „und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre."

Das Ende nahte, die ersehnte Erlösung stand bevor. Ohnmachtszufälle stellten sich im folgenden Winter und Frühling ein, welche ihn auf Tage und Wochen aller Kräfte beraubten. Im Juni 1884 erkrankte er an einer Herzentzündung, die zwar nach wenigen Tagen gehoben war, jedoch eine solche Schwäche hinterließ, daß er den Tag über meist auf dem Sofa lag. Dabei blieb sein Geist ungetrübt und es machte ihm große Freude, wenn ihm vorgelesen wurde. Da er den Wunsch äußerte, eine gute christliche Lebensbeschreibung zu hören, wurde ihm aus Knapp's Christoterpe die Biographie von Ludwig Hofacker vorgelesen, dessen gedruckte Predigten er besaß und gern las. Es kommt in derselben ein längeres Gebet vor, welches Hofackers Mutter an ihres Mannes Leiche für ihre Kinder niedergeschrieben hatte. Dies Gebet bewegte ihn tief, er fühlte sich zurückversetzt in jene reichen glücklichen Tage, da er im Kreis treuer Freunde in der Neujahrsnacht 1825 den Weg zum Frieden gefunden hatte. Noch an seinem Sterbetage brachte er wiederholt das Gespräch auf den damals um Richard Rothe gescharten Freundeskreis, aus welchem er als letzter übrig geblieben war.

An diesem Tage, dem 19. Juni 1884 fühlte er sich trotz großer Schwäche ungewöhnlich heiter gestimmt und empfing auf dem Sofa liegend den Tag über noch viele Besuche. Nach dem mit seiner Tochter Elisabeth gegen acht Uhr eingenommenen Abendessen ging er ein wenig im Zimmer auf und ab; dann klagte er über Frost und begab sich zu Bett.

Als bald darauf seine Tochter nach ihm sah, fing er plötzlich an zu röcheln, und wenige Minuten darauf hörte

das Herz auf zu schlagen. So friedlich wie sein Leben war sein Ende gewesen.

Auf dem neuen katholischen Kirchhofe seiner Heimatstadt, der Friedrichstadt Dresdens, hat man seine irdische Hülle unter strömenden Regengüssen eingesenkt. Zu Häupten seines Grabes steht jetzt ein Kreuz, welches dieselbe Inschrift trägt, mit welcher er den Denkstein am Grabe seiner treuen Auguste auf dem Kirchhofe zu Loschwitz zierte: „Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn."

Im freundlichen Loschwitz haben auch ihm treue Freunde noch im Jahre seines Todes einen Denkstein gesetzt. Es steht auf demselben der Reimspruch, den er im Jahre 1871 als „Einsiedler von Loschwitz" in sein Tagebuch schrieb:

„Groß denken, im Herzen rein,
Halte dich gering und klein;
Freue dich in Gott allein"

Männer, wie er war, rechnen wir unter die Schar der Auserlesenen, von denen gesagt ist, daß sie „gesetzt sind Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibe;" und wir können von dem Lebensbilde des uns lieb gewordenen Mannes nicht Abschied nehmen ohne an das Wort der Verheißung zu denken: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Oswald Schmidt. Leipzig-Reudnitz.

